





Gesammelte Schriften

zur

Philologie und Paedagogik.

Von

Dr. Friedrich Lübker,

Director des Grossherzogl. Mecklenburg. Friedrich - Franz - Gymnasiums
zu Parchim.

Halle,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1852.

Herrn

Dr. Carl Friedrich Naegelsbach,

ordentlichem Professor der Philologie und Mitdirector des philologischen Seminars an der Universität zu Erlangen, correspondirendem Mitgliede der Königl. baierschen Akademie der Wissenschaften zu München.

Wenn ich mich getrieben fühle, Ihnen, mein verehrter Freund, dieses Buch zu widmen, so soll das nicht ein Dank blos sein, oder eine Vergeltung gar für die schöne Gabe, mit welcher Sie mich durch die Zueignung Ihrer „Anmerkungen zur Ilias“ erfreut haben, sondern vielmehr ein Ausdruck der innigsten Zuneigung und reinsten Verehrung, wie ich sie stets seit vielen Jahren gegen Sie in meinem Herzen gehegt habe, schon lange bevor Sie mich durch Ihre anregende und neue Bahnen eröffnende Beurtheilung meines Commentars zu den horazischen Oden zu persönlichem Danke verpflichtet hatten. Lebhaft stehen mir jene Stunden vor der Seele, wo ich aus Ihrer gründlichen Beobachtung und feinsinnigen Deutung des homerischen Sprachgebrauchs eben so viel Genuss als Belehrung schöpfte; und als Sie später den ganzen Reichthum der mit dem Götterglauben eng verbundenen ethischen Welt Homers entfalteten und uns mit bewährter Meisterschaft einen gleichen Blick in die Theologie des Aeschylos eröffneten, fühlte ich mich eben so ermuthigt als gefördert in dem Anbau eines Gebietes, dem sich meine Gedanken und Studien gleichfalls zugewandt haben und auf welchem sie sich noch immerfort mit Vorliebe bewegen. Als endlich Ihre lateinische Stilistik auf einem der Praxis unserer Gymnasien so recht unmittelbar dienenden Felde in erfreulichster Weise neue Bahn brach, fand ich mich in allen den vornemlichsten Richtungen meines Berufs und in den liebsten Arbeiten meiner Mussestunden durch Sie gehoben, angeregt, gefördert und belohnt. Was aber über und neben dem Allen das Herz mir bewegte, was auch mir Kern und Mittelpunct meiner ganzen schulmännischen Wirksamkeit war, auch darin dürfte ich mich mit Ihnen im schönsten Einklange fühlen und las manches erquickende Zeugniss davon in Schriften und Briefen. Das Alles drängt mich vornemlich Ihnen ein Zeichen meiner Liebe und Verehrung zu geben.

Allerdings mögte es daneben Ihnen auch noch einen Dank aussprechen für die Freude, die Sie mir mit Ihrer Gabe bereitet haben; sie leuchtete mir wie ein heller Strahl in eine dunkle Zeit hinein. Als ich vor jetzt zwei Jahren durch einen Act der herrschenden Gewalt urplötzlich einem Wirkungskreise entrissen ward, der meine ganze Befriedigung war, ging ich getrost und voll guter Zuversicht von dannen: ich hatte ja nichts gethan als was ich jederzeit nicht lassen durfte, wo es gilt die Interessen edler Bildung und Gesittung gegen Ungerechtigkeit und Rohheit zu vertheidigen. Aber der eine Schmerz folgte mir, dass jenes theure Werk classischer Bildung und deutscher Gesinnung, welches wir dort in seltener Einigkeit des Geistes pflegten, nach unzweideutigen Anzeichen allmählich zertrümmert werden sollte. In steigendem Maasse hat sich diese meine Ahnung erfüllt. Freilich nicht mit gewaltthätiger Offenheit, wie sonst, vielmehr mit heimlicher List bemüht man sich an jener alten, gesegneten Bildungsstätte, bald in diesem bald in jenem Fache, wobei man selbst das heiligste Gebiet des religiösen Lebens der Jugend nicht verschont, eine fremde Unterrichtssprache einzuführen, und bricht dabei mit gleicher Absichtlichkeit vom Baume der classischen Bildung ein Stück nach dem andern ab. So wird die Jugend eines edlen Stammes an ihrem besten Gut verkümmert, und wenn auch solch widersinniges Treiben nichts Neues schaffen, wohl aber einen theuern Schatz rauben kann, Unheil und Verwirrung bereitet.

Mitten in jener an Hoffnungen und Täuschungen so reichen Zeit kam mir Ihre theure Gabe. Unter solchen Erfahrungen des Lebens thut der Zuspruch und die Theilnahme entfernter Freunde und Genossen noch ganz besonders wohl; was ich damals dabei empfand, das fühle ich noch heute, aber ich freue mich doppelt dieser liebevollen Widmung, weil ich jenem Zuge

Ihres Buchs, der Einheit und Zusammenhang in dem schönsten dichterischen Erzeugnisse zu bewahren und nachzuweisen bemüht ist, mit innigster Ueberzeugung mich anzuschliessen vermag.

Freilich kann dagegen die bunte Lese dieser kleinen, aus wissenschaftlicher Praxis hervorgegangenen Arbeiten kein anderes und tieferes Interesse darbieten, als dass sie ein unmittelbares Lebens-Zeugniss ist aus einer beinahe zwanzigjährigen Lehrerthätigkeit. Gar Vieles, was während dieser Zeit in wissenschaftlicher und practischer Beziehung mich beschäftigte und erfüllte und was ich, einem Bedürfnisse meiner Natur gemäss, zu verarbeiten und auszusprechen mich gedrungen fühlte, hat hier seinen bestimmten Ausdruck gefunden. Die mannichfaltigen Aufgaben der Schule, die hervorragendsten Unterrichtsfächer, die Stellung der Schule zur Kirche, zum Hause, zum öffentlichen Leben, das Alterthum nach seiner sprachlichen und sachlichen Seite, sein Verhältniss zum Christenthum, die aus demselben zu schöpfende geschichtliche Bildung, die Jugend mit ihren Richtungen und Bildungskräften, selbst die Bewegungen der Zeit haben ihren mehr oder minder erheblichen Einfluss auf diese meine Darstellungen geübt und deshalb darin bald eine kürzere bald eine eingehendere Berücksichtigung gefunden. So sind mir alle, auch selbst die zunächst rein wissenschaftlichen, Bestrebungen von dem practischen Interesse meines Lehrerberufs eingegeben oder wenigstens davon geleitet und durchdrungen worden. Selbst da, wo ich einmal den Bau der philologischen Wissenschaft in den allgemeinsten und äusserlichsten Umrissen zu zeichnen versucht habe, lag dennoch der Gedanke an die dadurch zu gewinnende lebendige Einheit ihrer Seiten und Theile und die fruchtbare Einwirkung auf unsere ins Alterthum einzuführende Jugend im Hintergrunde. Ich habe mich darum nicht gescheut, dasjenige auch hier zu einem Ganzen zusammenzu-

stellen, was mich neben oder nach einander in der Erfahru und Sorge meines Amts bewegt hat, wenn es auch scheinb so weit von einander absteht, wie die Construction der Phil logie von dem Gottesdienste der Gymnasien.

Bisweilen kann es fast scheinen, als wollte die Pflege d Wissenschaft und die Praxis der Jugendbildung weiter aus ei ander gehen, als rissen sich zwei unzertrennliche Elemente g waltsam oder feindselig von einander los. Möge solche Sch(dung, wenn sie wirklich droht, fern gehalten werden von d(Geiste unseres deutschen Lebens; mögen wir bewahrt bleiben v allen Spaltungen, die ein gesundes und kräftiges Leben ersticke eine wahrhafte und tiefere Bildung vernichten. Will mein Bu(gern an seinem Theile in dieser Weise vermitteln helfen, u zu verbinden, was innig zusammengehört, und am liebsten v(solchem Gesichtspuncte aus beurtheilt werden, so bietet es si(*Ihnen* um so freudiger als geringe Gabe dar, der Sie den Reicl thum der Wissenschaft und das Leben der Praxis mit gleich(Liebe und Begeisterung umfassen und vertreten. Möge Ihne dazu im vollsten und schönsten Maasse der Segen Gottes b(reitet sein!

In treuester Verehrung

Friedrich Lübker.

Parchim, den 7. Januar 1852.

Inhalt.

Seite

De partitione philologiae. (Geschrieben 1832.) . . . . 3 — 11.

I. Zur Geschichte des religiösen Bewusstseins bei den Hellenen. (Aus d. Progr. der Flensburger Gelehrtenschule, Ostern 1849. S. 15—28.) . . . . 12 — 29.

II. Die Oedipus-Sage u. ihre Behandlung bei Sophokles. (Programm der Schleswiger Domschule, Ost. 1847.) . . . . . 30 — 60.

IV. Der gegenwärtige Stand der religiösen Beurtheilung des classischen Alterthums. (Aus Reuter's Repertorium für die theol. Lit. 1848. Febr.) . . . . 61 — 94.

. Zur Charakteristik des Horaz. (Progr. der Schleswiger Domschule, Ostern 1837.) . . . . 95 — 108.

. Horatiana. (Progr. der Schleswiger Domschule, Ost. 1840.) 109 — 127.

. De usu infinitivi Plautino commentatio. (Gratulationsschrift zum Jubilaeum des Wismarschen Gymn., Schleswig 1841; wieder abgedruckt in Zeitschrift f. Alt.-Wiss. 1849. Nr. 14—16.) . . . . 128 — 149.

III. Synonymorum libellus. (Progr. der Schleswiger Domschule, Ostern 1836.) . . . . 150 — 164.

. Philologische Aehrenlese. a) Vermischtes, 1—5. (Aus Zeitschrift f. Alt.-Wiss. 1842. H. 3.) 6—8. (Geschrieben 1851.) b) Zu Sophokles Elektra. (Geschrieben 1847.) . . . . . 165 — 184.

. Ob und wie ein zusammenhängender Vortrag der Syntax der alten Sprachen für die obern Classen unserer Gelehrtenschulen geeignet sei? (Aus d. Schulblatt für Mecklenburg u. Schleswig-Holstein. II, S. 535 ff.) . . . . 185 — 191.

I. Vorschlag u. Plan zu einer Parallel-Syntax der griech., latein. und deutschen Sprache. (Aus d. Zeitschr. f. Alt.-Wiss. 1846. Nr. 49. 50.) . . . . 192 — 202.

II. Ueber die Lectüre Cicero's in Gymnasien. (Geschr. 1839.) 203 — 208.

III. Ueber die besondere Behandlung der griechischen und römischen Alterthümer im Gymnasialunterrichte. (Geschr. 1838.) 209 — 214.

IV. Ueber die Einführung unserer Jugend in das Alterthum. (Mittelschule, 1846. H. 4. S. 481—503.) . . . . . . 215 — 238.

Inhalt.

Seite

XV. Prüfung der neuesten Vorschläge für methodischen Geschichtsunterricht auf Gymnasien. (Aus d. Zeitschr. für d. Gymnasialwesen, 1847. H. 4. S. 55 ff.) . . . . 239—2

XVI. Die Aufgabe und gegenwärtige Stellung der christlichen Pädagogik. (Aus d. Schlesw.-Holst. Kirchen- u. Schulblatte. 1846. Nr. 24. 25.) . . . . 260—2

XVII. Der christlich-nationale Charakter der Schule. (Aus demselben. 1849. Nr. 22—24. S. 182—197.) . . . . 284—3

XVIII. Die Vorbildung des Schulmanns für seinen Beruf. (Aus d. Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1849. S. 1—22.) . . . . . 302—3

XIX. Der Schulgottesdienst. (Aus d. Schlesw.-Holst. Kirchen- u. Schulblatte. 1850. Nr. 27 ff. S. 537 ff.) . . . . . . 329—3

XX. Schulreden.

1) Ueber Aufgabe u. Leistung der Gelehrtenschule in unserer Zeit. (Schulbl. f. Mecklenbg. u. Schlesw.-Holst. I, 3. S. 38 ff.) . . . . 343—3

2) Christenthum und Alterthum. (1839.) . . . . 351—3

3) Kraft und Werth des Gedächtnisses. (1842.) . . . . 359—3

4) Ursprung und Charakter der deutsch-protestantischen Gelehrtenschule. (1842.) . . . . 368—3

5) Zur Saecular-Geburtsfeier J. H. Pestalozzi's. (Abgedruckt: Schleswig 1846.) . . . . 377—3

6) Die Schule, des Hauses Helferin. (Abgedruckt: Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. 1848.) . . . . 389—4

7) Der Weg zum Wahren durch das Schöne. (1848.) . . 400—4

8) Neujahrs-Ansprache, 1849. . . . . 406—4

9) Neujahrs-Ansprache, 1850. (Abgedruckt im Flensburger Religionsblatte. 1850. Nr. 10. S. 41 ff.) . . . . . . 409—4

10) Die Schule im Kampfe mit der Welt (Abgedruckt: Parchim 1851.) . . . . 414—4

Gesammelte Schriften

zur

Philologie und Paedagogik.

I.

De partitione philologiae.

Quemadmodum in omni artium litterarumque genere opera atque studium eorum, qui in his industriam suam collocant, eo maxime incumbere oportet, ut ex singulis minutisque rebus partes quaedam effingantur, partes vero ad unam summamque quae omnia complectitur legem reducantur, ne quasi deserta vagentur huc illucve totius corporis membra, quae dissipata neque communi vinculo comprehensa sua carent virtute ac dignitate: ita acrius et diligentius quam fieri solitum est nostra hac litterarum aetate atque singulari quadam cura intendendum videtur in omnium quae ad antiquas litteras pertinent rerum fixam certisque finibus circumscriptam complexionem. Ea enim aetas nostra est, quae unicuique litterarum disciplinae suum certissime adsignet locum, unde reliquae accuratissime arceri et dignosci queant; ex altera parte commune quod inter omnia litterarum artiumque genera est vinculum et anquirat et constituat, unde fit, ut quamvis inter se opposita atque alterum ex alterius ambitu penitus seiuncta videantur, tamen universa quae in iis inest affinitate ac mirabili quodam consensu ad unam summamque humanitatis legem revocari possint. Qua quidem finium constitutione praecipue opus esse senserunt, quicumque recta litterarum intelligentia ducti non leviter attigerunt, sed paullo altius indagarunt earum, de quibus nunc prae ceteris loquimur, litterarum laudes atque virtutes. Quamquam enim ad primam praecipuamque ingenii iuvenilis institutionem adhiberi, uti olim coepta, ita ne nunc quidem desita sunt scripta illa antiquitatis monumenta, ex quibus tamquam fontibus omnis doctrinae politioris nutrimenta hauriantur: mature tamen intellectum est diuque ante nostram aetatem, multo maiorem ampliöremque esse praestantissimarum quae inde peterentur cognitionum et dignitatem et

usum. Neque enim mirari quisquam potest, non prius potuisse singulas quae in antiquitatis cognitione exstabant res ad unam disciplinae conformationem revocari, antequam ipsa haec disciplinae notio certius et accuratius in eruditorum hominum animos cogitationesque perveniret; quare ipsis qui nunc vivunt philologis id imprimis propositum videtur, ut quaerant, quae sit huius disciplinae dignitas, qui cum reliquis artibus nexus, quae denique totius spatii, quod hae litterae complectuntur, ad unam integramque artis notionem comprehensio. Quum enim multi post renatas litteras antiquitatis graecae romanaeque studiosi praeclara sane atque saluberrima industria in scriptis veterum monumentis rectius interpretandis atque in publica privataque utriusque populi vita intelligenda operam suam collocassent, singularum rerum notitias undique coacervatas non tamen ad disciplinae quandam speciem revocabant, qua quamvis exigua antiquitatis pars contineretur. Postea vero exstiterunt ii, qui latine scribentes quum stilum maxime expoliendum curarent, formae venustatem, qua veterum oratio excellebat, mirifice adamarent eamque unice imitarentur, sed populi universam indolem, morum ingeniique praestantiam, rerum domi militiaeque gestarum insignem decursum prorsus negligerent. Hi fere fuerunt, qui, quum ipsi ex alienis diversissimarum artium litterarumque studiis quasi forte ad antiquas litteras primo delati essent, alienam his opem quaerentes novam hanc disciplinam pristinae, quam tractaverant, arti adnexam esse vellent. A cuius natura quum philologia sive antiquitatis cognitio, nisi eam ex discentium utilitate metiri velis, alienissima, is autem in iuvenili institutione eius usus sit, ut, in quocumque litterarum genere singuli elaborent, illius ope tamen neque per se neque ad suae artis adiumentum carere possint: mirum non est, quod modo ad hanc modo ad illam disciplinam non sine aliqua vi aut detrimento eius auxilium adhibuerunt. Quae quidem omnia respuit ac plane reiecit is, qui iustioris veterum scriptorum interpretationis sive leges nobis scripsit sive exempla ipse exhibuit, C. G. Heynius, omnia ad verissimum ac sincerrimum venustatis elegantiaeque sensum metiri consuetus, et multa ipse commentans et alios ad eandem rem adhortans, multifariam autem sua opera haec studia augens et adiuvans. At vero, qui eadem aetate, partim ex ipsa Heynii disciplina profecti, in philologiam incubuerunt, minime perspectam habebant egregiam illius atque ad-

perfectissimam veritatis imaginem conformatam ingenii indolem; quod inchoaverat ille, qui proxime successerunt non ad prosperum exitum persecuti sunt. Verum ex eadem disciplina prodierunt complures eruditi atque mentis acumine conspicui homines, qui praeceptoris institutis aliquot saltem a partibus adversarentur; neque tamen praestantior quisquam aut qui maiorem in totius philologiae complexum vim exerceret quam Fridericus Augustus Wolfius. Qui quum anno huius saeculi septimo de notione, ambitu, dignitate studiorum antiquitatis praeclare disputaret, philologiam ex aliarum disciplinarum confinio atque societate pristinae auctoritati vindicavit, atque qua erat elegantissima facundia non modo eximiam huius artis in legentium animis opinionem effecit, verum etiam insigni alios exemplo ad operam ei navandam cohortatus est iisque viam praeivit. At quamquam praeclare meruit, quod disiecta huius artis quasi membra primus collegit ac velut in unius corporis formam composuit, non tamen tanta eius notionem complexus est perspicuitate, ut singulas partes recte dignoscere aut ad summam omniaque moderantem legem reducere posset. Numeravit igitur quatuor et viginti philologiae partes[1]), quae partim ad ipsam antiquitatis cognitionem haud necessariae, plurimae vero inter se tam arcte copulatae sunt, ut una non possit ab altera secerni, quum membrum illius sit. Ac videntur quidem primae, quas nominavit, partes instrumenta potius ac praeparationes vocandae, quibus instructum esse eum oporteat, qui ad philologiae studium feliciter tractandum recte accedere velit; verum ea omnia si respicienda essent, quae requiruntur in iis, qui

---

1) Quo rectius ea, quae de hac re a nobis disputabuntur, intelligi possint, eas quas Wolfius constituit partes hoc loco afferamus: I. pars est communis utriusque linguae grammatica, II. graeca, III. latina, IV. ars hermeneutica, V. critica, VI. pedestris et vinctae orationis ratio, VII. geographia et uranographia, VIII. antiquitatis historia, IX. chronologiae et historiographiae antiquae leges, X. antiquitates graecae, XI. romanae, XII. mythologia, XIII. et XIV. litterarum graecarum et romanarum, XV. et XVI. artium ac disciplinarum apud Graecos et Romanos historia, XVII. mimicarum s. scenicarum utriusque populi artium notitia, XVIII. operum et monumentorum artis nobis relictorum scientia, XIX. picturae et statuariae apud veteres praecepta, XX. artis antiquae universalis historia, XXI. architecturae antiquae scientia, XXII. et XXIII. numorum et inscriptionum cognitio, postremo XXIV. historia litteraria disciplinae philologorum.

harum litterarum recte gnari esse volunt, versari oporteret philologorum artem et disciplinam in explicandis variorum hominum variis ingeniis, id quod plane abhorret ab omni litterarum genere atque natura, quippe quae ad communes quasdam, in ipsis fundatas leges referenda neque ex varia modo praeclarorum modo minutorum ingeniorum facultate metienda sit. Neque potest ea recte exponere quisquam, nisi qui ex intimo huius disciplinae quasi sinu prodierit. Quamquam enim ars et via hanc disciplinam inveniendi atque in certam formam redigendi exponi et tradi potest, aliena tamen ab ipsa disciplina necessario est, ideoque non ex ipsius notione et ambitu sumi neque pars eiusdem artis dici potest, sed praeparationis potius et introductionis partes quasdam sustinet. Neque videntur partes, quas primo loco posuit Wolfius, recto ordine procedere; vix enim ea, quae utriusque linguae communia sunt, recte et accurate enucleare poteris, priusquam peculiarem et graeci et latini sermonis rationem persequutus fueris. Haec autem omnia divelli non possunt *ab iis* legibus, quae pedestri et solutae formae orationis scriptae sunt; quamquam enim suam in dicendo libertatem singuli exercent, non tamen possunt eam normam migrare, quae et in universa ingenii humani natura et in populi, ad quem pertinent, propria indole proposita est. Septima pars geographiam et uranographiam veterum populorum ita complectitur, ut in unam disciplinam coëant; at vero duae inter se diversissimae res sunt aut utramque artem eo nomine comprehendere debebis, ut nobis ratio modusque describantur, quatenus veteres rectam et terrarum et coeli imaginem formamque animo suo informaverint. Atqui quum sine terrarum, quas veteres populi incoluere, accurata cognitione eorum mores, instituta, artes quoque et litterae ne leviter quidem intelligi ac perspici queant, geographiae scientia abesse minime potest, uranographiae aut abesse potest, aut pars est earum cognitionum, quas quinto et sexto decimo capite complexus est Wolfius. Denique si geographiam illo quem diximus sensu intellexeris, in eundem, in quo uranographiam modo collocavimus, censum referenda erit. In reliqua, quam nobis Wolfius exhibuit, partitione insunt quidem, quae necessario in philologiae ambitu requiruntur, genera ac partes; nam enarratio publicae horum populorum vitae, expositio morum atque institutionum omnium, deinde litterarum, quae apud illos floruerunt, scientiarum doctrinarumque progressus,

tum artium, quibus Graeci maxime excelluerunt, condiciones atque fata, denique eorum de rebus divinis opiniones et commenta atque sacri ritus: haec omnia rectissime ex ipso artis philologorum quasi sinu depromta sunt, atque id tantum quaeri ac dubitari merito poterit, satis recto ordine num ea omnia sese excipiant. Id igitur maxime egit Wolfius, ut dissipatas huius disciplinae partes in unum quoddam corpus colligeret, ita ut iam non per latum campum vagari atque in alienas regiones aberrare possent. Verum illud contra peccavit Wolfius, quod primum philologiae tribueret, quae non eius essent, atque omitteret rursus, quae potiores eius partes sunt, in quibus praecipue veterum philosophorum placita atque doctrinas numeramus; tum quod, quo singulae partes communi vinculo connecterentur, quo ordine inter se exciperent, quae earum peculiaris ratio et dignitas habenda esset, parum curavit; postremo quod plane non animadvertisse videtur, quae gravior fuerit inter utrumque populum societas, qui arctissimus etiam in iis rebus, in quibus sibi maxime oppositi esse videantur, internus nexus. Ex ea autem re unice illud apparere potest, quid sit totum illud, quod partes ambae efficiant, et cur non aut cum alterutra alia quaedam gens in societatem assumenda esset aut una earum omnis philologorum opera contineri in eaque acquiescere posset.

Fuerunt, qui praestantissimi auctoris vestigia insequuti eadem via procederent eiusque de universa philologiae potestate doctrinam et commendarent publicis scriptionibus et per singulas partes illustrare conarentur. Atque etiam qui plane diversam ab hac viam et rationem in ea re ineundam esse putarent, tamen id unum omnes confitebantur, huius studii et consilium et exemplum Wolfio deberi. Quum vero ipse Wolfius id unum maxime neglexisset, quod summam quandam, omnia complectentem atque colligentem, cogitationem atque formam exhibere potest, id accidere poterat, quod post tantam in hac re collocatam diligentiam fieri posse dubitares, ut is, qui inter nostrae aetatis philosophos facile primas ferret, omni philologorum disciplinae certam quandam et iustam artis doctrinaeque formam tribuendam esse negaret. Neque mirum igitur, si quotquot postmodo in eandem rem inciderunt diversissimam illius diiudicandae atque in ordinem quendam redigendae normam sequebantur. Erant etiam, qui honesti, sancti, pulchri ac veri formas et ideas tamquam huius artis fundamenta exstruxerunt,

unde partes quasdam et quasi spatia facile deduxerunt, quibus omnis veterum populorum vita contineri posset. Primo enim quod diximus honestarum bonarumque rerum genere mores, instituta publica, civitatum, legum, domesticae ac forensis vitae condiciones ac vicissitudines, altero omnis quae in religionibus atque cultu deorum, in sacris rebus ac piis ritibus inest doctrina, tertio pulchri venustique genere artes, quarto denique litterae disciplinaeque continebantur. Eam vero huius doctrinae et complexionem et partitionem qui vel obiter intuetur, facile videt multa deesse, quae in philologia abesse non possunt, sed eiusmodi velut aedifico excipi et colligi nequeunt.

Ceteris melius in hoc genere meruit is, qui interiorem antiquitatis imprimis graecae cognitionem sive inchoavit sive aperuit, Augustus Boeckhius. Habet is quoque interpretis et critici artibus complexam primam philologiae partem vel potius praeparationem; linguarum autem cognitionem tantum abest ut instrumentum esse dicat philologorum, ut summam ea praestantissimamque huius artis perfectionem contineri iudicet, quare eam extremo loco collocavit. Nam quum omnino posteriori sive ei parti, quae ipsa accuratiore vocabulo dicitur philologia, id tribuat, ut duabus item partibus, et generali de re veterum publica atque privata, et speciali de omni artium litterarumque genere exponat, hanc extremam partem ex quatuor disciplinis constare voluit, ex mythologia, philosophia, litterarum cognitione ac denique linguarum. Multo simplicius hac, quam Boeckhius proposuit, ratione omnem philologorum artem distribui facile apparet; vix tamen videntur omnia bene iis, quas numeravit, partibus comprehendi posse, atque nonnulla haud scio an alieno loco collocata esse videantur. Neque eam partitionem ipse publici iuris fecit auctor, sed vel ex scholis ab ipso in academia Berolinensi habitis nobis innotuit, vel aliorum industria latius ad litteratorum hominum circulos permanavit. Ac dubitamus sane, eandemne rationem firmiter ipse tenuerit, si hanc viam ultra persequutus sit.

Quod autem maxime desideramus, ut antiquitatis graecae atque romanae, quae publicae privataeque vitae omnisque culturae nostrorum temporum fundatrix est, intima atque integra natura comprehendatur, eaque huic disciplinae facultas data sit, ut apte per omnes numeros atque ad suam indolem accommodate progrediatur, id non potest quisquam sibi videri consequutus esse,

nisi ab eo, quod ut naturae rerum proximum ita ab animis hominum alienius est, exordium capiens ad illud ascendit, quod animi facta ac mentis opera explicans, universi horum populorum ingenii perfectissimum indicium est. Ipsa autem cognitionis notio quum propria vi consistat in rebus cogitatis, quarum libera neque aliunde moderata progrediendi aliasque generis sui formas procreandi potestas est, in hac vero disciplina res non ut cogitatae sed ut factae prodeant: in eo elaborandum philologo est, ut rerum factarum condiciones atque nexus inter se conciliet easque inde eliciat et leges et cogitationes, quarum aeterna neque umquam finibus circumscripta vis et veritas est. Quo modo si universam antiquitatis indolem animo comprehenderit, excellentissimam rerum humanarum per omnia saecula gestarum imaginem animo informatam atque cogitationem perspectam habebit, unde summi consilii, quod divinitus inest in omnium rerum gubernatione, accuratissima hauriri notitia potest. Atque haec universae rerum gestarum cognitionis pars uti a ceteris seiunctior ita suis numeris magis absoluta atque conclusa terminis est, ex quorum communione arcere non licet alterutrius partis cognitionem, ne manca atque ex parte derelicta sit legis per utramque exhibitae complexio. Etenim quod olim magis quam nunc fieri solitum est, ut in componendis utriusque antiqui populi similitudinibus, maxime autem in comparandis atque affinitate quadam donandis graecae latinaeque linguae formis atque vocabulis insignis versaretur philologorum industria: id partim laude dignum partim vituperandum est. Cognitum enim ita est, quantum sit in graecis litteris adiumenti ad intelligendam magnam antiquitatis Romanae partem, inprimis ad linguam latinam accuratius pernoscendam, quanta vere in his subsit similitudo atque affinitas, unde multae difficultates felicius expediri possunt. At vero illud rursus iis accidit, ut, quum haererent in reperiendis similitudinibus, quae discrepantiae essent inter utramque gentem quaerere omitterent, unde demum vera cuiusque proprietas cognosci potest; ut, quum affinitates vocabulorum formarumque linguae in medium adducerent, propria cuiusque sermonis indoles prorsus neglecta iaceret. Neque communes quasdam eodemque tempore persolvendas vices sustinent hi ambo generosissimi populi; verum, quum alter finito quem tenuerat cursu plane iam decessisset ex eo quod dimensus fuerat spatio, alter surrexit atque quod ab illo ad finem perductum non erat,

id sua potestate suoque ingenio per temporum vicissitudines prosequebatur. Graecorum civitatibus quum accidisset, ut labefactatae ac postremo funditus eversae in meliorem eamque veram ac genuinam formam restitui non possent, verum in alieni regni ditionem venirent: Romanorum contra res publica, quae tempore labentis Graecorum status liberrimis institutis uti atque virtutibus ingeniisque florere coeperat, luculento documento est, eam rei publicae formam quae civium animis mentibusque accommodata non esset, suapte vi tandem aliquando in eum statum solere mutari, cuius tamquam praeparatrix ipsa fuisset. Eandemque legem per omnia antiqui ingenii monumenta persequi licet; nam utriusque populi litterae, quippe invicem sese explentes, coniunctae demum unum totumque quoddam efformant quasi regnum. Philosophia enim, quamquam a Graecis culta et ad perfectionem quandam tum perducta est, quum Graecorum libertas periret, eum tamen ab illo inde tempore cursum tenuit, ut non sine magno ingenii Romani adiumento quod inchoaverat constanti ratione pertractaret. Eadem artium condicio est, quarum etsi illustrior apud Graecos cultura erat, si musicam artem, architecturam, picturam, sculpturam spectas: ea tamen, quae labente iam Atheniensium civitate coli atque augeri coepta est dicendi ars, eximie a Romanis celebrata atque ad summum velut fastigium adducta est. Verum desinamus singula quaerere, quum universae disciplinae ratio atque via iam nobis explananda sit. *Primam* autem eius partem dicimus eam, qua geographiae, historiarum, publicae privataeque vitae institutionum omnis cognitio continetur. Etenim primum merito quaeritur de locis ac regionibus, in quibus populi illi versabantur; necesse est indagare, quae fuerit regionum quas incoluere in ipsorum externam vitam, commerciorum genus, linguam, ingeniis indolem potestas; dein quae fuerint cum exteris populis consuetudines, qui nexus, quae inimicitiae, discidia atque bella, quae quoniam et casu quodam reguntur et pariter ad alios populos vel civitates pertinent, inde vera eorum, indoles accurate pernosci non potest. Verum illustrior haec indoles magisque in omnium oculis posita erit tum, quum privata civium vita domesticaeque consuetudines ac rerum publicarum condiciones patefactae fuerint. *Secunda* autem parte in universum antiquitatis ingenium anquirimus, quale linguis praecipue proditur et litteris; id quod *tertia* denique parte per illustrissimas et maxime per-

as partes accurate prosequendum est, ita quidem, ut *primum* tibus exponatur, quibus antiquitas eo certe nomine nobis longe ellit, quod earum princeps et auctor exstiterit, et quarum ısimus apud veteres saltem cum religionibus nexus est, *deinde* ac ipsa divini cultus, sacrorum rituum, opinionum ad deos :antium natura et ratione, *postremo* de philosophia, ex qua ɔn summa et perspectissima ingeniorum antiquorum imago tur, at certe ea omnia derivanda sunt, quibus omnis recen- ıetas et melius cognosci et rectius diiudicari potest.

II.

Zur Geschichte des religiösen Bewusstseins bei den Hellenen.

Dem hellenischen Volke ist eine grosse Aufgabe in der Weltgeschichte zu Theil geworden, es hat dieselbe wunderbar gelöst bis zu seinem letzten Lebenshauche. Sein Anfang ist in Dunkel gehüllt, uns wie ihm selber, gleich dem schnell herangereiften Jünglinge, dem ein zauberhaftes Dämmerlicht um seine eigne Kindheit spielt, deren Bilder ihn aber immerfort so mächtig ergreifen. Ein Jünglingsberuf war des Hellenen Beruf; und wie der Jüngling vorzugsweise sehnend hinausblickt in die Ferne, so war auch des Hellenen Blick in die Zukunft gerichtet. Aber wie demselben auch des Lebens Kraft in der höchsten Blüthe gegeben ist und — des Todes Macht in der nächsten Nähe: so standen auch dem Hellenen des Lebens frische Fülle wie des Sterbens schnelles Loos zur Seite. Und in seinem reichen Dasein hat er den ganzen vollen Inhalt der mannichfaltigsten Gegensätze entwickelt, der dasselbe grade so überaus wichtig macht.

Im Oriente herrschte das Naturleben über den Geist, die Pole, die die Welt bewegen, waren noch ungeschieden, Gott und die Welt waren Eins, die unmittelbare Substanz von dem schaffenden und gestaltenden Werkmeister nicht gelöst, politische und priesterliche Macht verschmolzen, der Staat ging in der Familie, der Begriff im Symbole auf. Der Grieche kam nicht unvermittelt in die Welt, jenseits des Meers hatte seine Wiege gestanden, um dieselbe lagert sich der Geist und Duft des Orients. War aber so der Geist, in die Natur verdumpft, nicht frei: dem Griechen war es vorbehalten ihn frei zu machen. Auch seine älteste religiöse Denkweise ist in die Natur versenkt, und während er harmlos ihrer Betrachtung und Verehrung sich eine Zeitlang hingegeben, bricht mit gewaltigem Sturme dann ein innerliches Ringen und Kämpfen mit ihren Gewalten hervor, bis endlich der Geist obsiegt. Und was dort in gährender, chaotischer Mischung war, hier ist es zu hellerem Bewusstsein auseinander getreten. Die Familie scheidet sich vom Staate, aber statt der lockern

Aggregate colossaler Staatenerscheinungen im Oriente ohne inneren Zusammenhalt, zeigt sich hier das fest ausgeprägte, scharf gegliederte Regiment eines Stadtgebiets, wo nur zu bald die Burg mit ihrem Herrscherhause in weiten Abstand zu den Bürgern unten um dieselbe tritt; jetzt gilt der allgemein herrschende Gegensatz der Freien und der Unfreien, während zuvor nur Einer berechtigt, alle Andern geknechtet waren, bis am Ende jener Eine in Wirklichkeit sich als der grösste Sclave auswies. Die Phantasie tritt aus ihrem üppig-schwelgerischen Wesen in das Geleise und Ebenmaass ruhiger Besonnenheit über, die Tradition scheidet sich von der Poesie, das Bild vom Begriffe, und während der Orient jedes geistige Lebenserzeugniss der Natur zu unterwerfen, in das Symbol zu kleiden sich bemühte, ruht der Grieche nicht eher, bis er die ganze Idee in die Wirklichkeit hat treten lassen. Dort ist die Materie gebieterisch, hier herrscht die Form, dort das Massenhafte, hier das Maass. Der Geist ist frei geworden und der Mensch zum ersten Male zu seinem Rechte und zu seiner Würde gekommen; und ist somit wie des Griechen ganzes Leben, so auch seine Religion eine rein und edel menschliche geworden: so haben wir damit ihre Blüthe, aber auch ihren Verfall, ihre Höhe und ihre Schranke bezeichnet.

Die Tradition schied sich von Poesie, die Ueberlieferung von selbsteigenem Schaffen; und wenn Herodot behauptet, Homer und Hesiod hätten den Griechen ihre Götter gemacht, so ist aus jenem Gesichtspuncte ebensowenig dieser Satz umzustossen, als der andere, fast grade entgegengesetzte, dass ihr Glaube und ihre Gotteserkenntniss auf uralter Ueberlieferung ruhte. So finden wir es bei Homer in untrüglichem Zeugniss, und alle Geschichte und Entwickelung des religiösen Bewusstseins bei den Hellenen verfolgt von da an wesentlich das Eine Ziel, dieser ursprünglichen Einheit religiösen Glaubens, die das Homerische Zeitalter schon schmerzlich vermisste, in eine immer grössere Mannichfaltigkeit der Unterschiede und begrifflichen Trennungen auseinander treten zu lassen, bis die Reflexion, ihr verlornes Kleinod bejammernd, auf den Trümmern ihres selbstzerstörten Gebäudes sitzt, und nun wieder das längst Geschiedene zu vereinigen umsonst bemüht ist. Aber jene Einheit selbst, so klar sie auch in der eigenen späteren Erinnerung der Hellenen hervortritt, hat doch nirgend mehr ihren bestimmten Ausdruck, ihre feste Gestalt; sie tritt eben nur

auf als eine verschwundene in den zurückgelassenen Spuren ihres Daseins. Woher diese Ueberlieferung stamme und wie weit sie mit dem Oriente zusammenhange, vermögen wir eben so wenig zu sagen als ihre Verbindung mit dem pelasgischen Naturdienste, der allerdings die Urzeit dieses Volkes lebendig erfüllte, nachzuweisen. Man hat denselben bald ausschliesslich aus dem Fortwirken der orientalischen Mutter, die ja auch bei dem nachher noch so selbstständig gewordenen Kinde den Einfluss auf den Lebensanfang nie verleugnet oder entbehrt [1]), bald aus den eigenen natürlichen Einflüssen des Bodens und Klimas, bald durch den Zusammenhang mit orphischem oder samothrakischem Geheimdienst erklären wollen; vielleicht dürfte keine dieser Erklärungen, einseitig für sich festgehalten, richtig sein, am wenigsten die letzte, die wohl weniger ursprünglich, als vielmehr ein Erzeugniss der Reflexion oder der traditionellen Verbindung mit dem Oriente genannt werden darf [2]). Der Ursprung und Einfluss der orphischen Mythologie reicht entschieden in eine spätere Zeit hinab, der samothrakische Kabirendienst aber verleugnet weder seinen Zusammenhang mit phönizischen oder auch ägyptischen Cultformen noch auch seine particuläre Herrschaft im Gebiete des hellenischen Gesammtcultus. Eine andere Frage wäre, ob nicht selbst auch die pelasgische und hellenische Religionsform in einen zu schroffen Abstand oder Gegensatz gestellt werde [3]), da vielmehr jene erst allmählich von dieser überwunden oder in ihr verklärt worden ist. Jedenfalls aber werden wir nicht leugnen, dass auch in dem ganzen spätern hellenischen Götterstaate eine Hinneigung zur natürlichen Seite ursprünglich gewesen und erst später die wieder vorzugsweise ethische Macht daraus erwachsen ist; dergestalt, dass wir an einigen Gottheiten wesentlich das Frühere, an andern ausschliesslich das Spätere, wie an der Hera, dagegen an den meisten die Vereinigung beider gewahren.

Ehe wir also zu der ersten und ursprünglich echten Quelle des hellenischen Götterglaubens, dem Homer, kommen, finden wir

1) Vergl. *Nägelsbach hom. Theol.* S. 3 f. und die dort genannten Schriften.

2) *Schelling Gottheiten v. Samothr.* S. 9. Die Ansicht Creuzers, Homer lehre Geheimdienst und zeige sich den Eingeweihten als Nichtkundigen, ist jetzt wohl völlig aufgegeben; vergl. *Nägelsb. hom. Th.* S. 3. 5.

3) *Preller, Dem. u. Perseph.* S. 256 f.

schon einen Cultus und eine Poesie, aber noch keine eigentliche Litteratur vorhanden. Diess sind aber die beiden Elemente, zu denen noch ein Drittes hinzukommen muss, um daraus das ganze innere Leben eines Volks in seiner durch Religion und Gottesfurcht geleiteten Denk- und Handlungsweise zu erkennen: der Cultus, die Litteratur und die Geschichte. Im Cultus erscheint das Volk am wenigsten handelnd, wenn auch der Ausdruck seiner religiösen Erkenntniss am bestimmtesten; in seinen geistigen Erzeugnissen erscheint sein Denken, Wollen und Handeln am klarsten und zusammenhängendsten; in der Geschichte, deren Ausbeute bis jetzt nicht genug benutzt worden ist für das innere Leben der Völker, zwar am unmittelbarsten in seinem Handeln, aber durch Zeiten, Verhältnisse und Geschicke mannichfaltig bestimmt. Wollen wir also im eigentlichsten und umfassendsten Sinne eine Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewusstseins der Hellenen haben, so werden wir zunächst und vorzugsweise die Litteratur befragen müssen.

Mit der ältesten Erinnerung poetischer Production begegnen wir einem eigenthümlichen Zuge einer unverkennbaren Naturwirkung, der in anderer, auf das sittliche Gebiet übertragenen Gestalt durch das ganze Leben der Griechen sich hindurchzieht; es ist die Wehmuth um das hinschwindende und absterbende Leben der Natur, deren Tod um so tiefer empfunden wird, je stärker sie mit allen ihren Reizen den sinnlichen Menschen fesselt. Das war in dieser Form etwas dem orientalischen Geiste Nahverwandtes, und es ist daher kein Wunder, wenn es in so allgemeiner Verbreitung und mannichfaltiger Gestalt in dem Linos [4]) der thrakisch-hellenischen Sage, dem Adonis der Phönizier oder dem Maneros der Aegyptier, dem Bormos der Bithynier oder dem Hylas der Mysier, dem Narkissos der Thespier oder jenem Thammus hervortritt, um den selbst die Töchter Israels, dem Zuge des Heidenthums folgend, am Eingange des Tempels weinten [5]). War hierin die gemüthliche Seite in dem Wechsel zwischen Kraft und Schwäche, Blüthe und Vergehen lebendig aufgefasst, so trat dagegen der mehr äusserliche, weniger tief gehende Gegensatz des männlichen oder schaffenden und nährenden oder erhaltenden Prin-

---

4) *v. Lasaulx über die Linosklage*, Würzburg 1842. *Preller, Dem. u. Perseph.* S. 257. ff. *K. O. Müller gr. Litt. Gesch.* I., S. 28.

5) *Hes.* 8, 15. Vergl. *v. Gerlach zum A. T.* II., S. 2.

cips im hellenischen Bewusstsein entschieden weiter zurück. Diese Trauer aber, von der der sittliche Schmerz um die Sünde und das Verderben des menschlichen Willens, oder auch nur um die Folgen derselben, die allgemeine Ohnmacht und Gebrechlichkeit, gewiss noch eine sehr verschiedene ist [6]), wiederholt sich vollkommen in der Demeterklage um die verlorene Tochter Kore, deren Dienst und Verehrung gewiss wesentlich mit den samothrakischen Mysterien zusammenhing [7]). War nun aber auch diese ganze Richtung bereits dem Homer bekannt, wenn sie auch ausserhalb seines Ideenkreises und der in seiner Dichtung sich spiegelnden Welt liegen; so trat nachmals doch wahrscheinlich noch wieder eine Reaction gegen diejenige Religionsform ein, die sich so wesentlich im Homer bewegt, bis sich beide später auf dem Wege der Reflexion mehr und mehr mit einander aussöhnen. Und nicht anders als mit der Koramythe, nur vielleicht später ausgebildet als sie [8]), war es mit dem Dionysos; wir finden an diesem den unverkennbaren Uebergang aus dem Cultus des Orients, wenn auch edler und freier als der orgiastische Dienst der Phryger und Lyder, vermittelt durch die im Norden Griechenlands wohnenden Thraker, in weitem Abstande von den homerischen Göttern des Olympos, aber nicht ohne erhebliche Einwirkung auf die gesammte griechische Nationalbildung, in reiner Naturbedeutung, ohne die ethische Beimischung, deren ein späteres Zeitalter, in welchem ihr Cultus überhaupt so viel bedeutsamer wurde, sich nicht hat entschlagen können [9]). So hing auch ohne Zweifel der dodonäische Zeustempel und sein Orakel mit derselben Richtung zusammen, weist in seiner ganzen Einrichtung, mit seiner redenden Rieseneiche, seinen

wu[illegible]

---

6) *v. Lasaulx üb. d. Linoskl.* S. 9. sieht darin „den Fall der Menschheit selbst in ihrem Urvater"; als der Mensch „wie Gott selbst sein, ihm selbst sich gleichstellen wollte, da zerriss er mit dem Bande, was ihn mit seinem Schöpfer vereinigte, zugleich die allgemeine Harmonie der Welt, die ihm anvertraut war, und erweckte mit dem Zwiespalte in sich auch den [illegible] der Natur und der Natur mit ihm." Im menschlichen Bewusstsein wäre der letztere doch wohl entschieden früher zu setzen als der erstere.

7) Vgl. *Schelling d. Gottheiten Samothrakes* a. m. St.

8) *Preller, Dem. u. Pers.* S. 262.

9) *K. O. Müller griech. Litt. Gesch.* I, 42 ff.; *Nägelsbach hom. Theol.* S. 109 ff.; *Preller* a. a. O.

wunderbaren Quelle und seinem Kesselorakel, wie dem Barfussgehen seiner Priester auf den Orient zurück [10]) und gehört gewiss in seinem mächtigsten Einflusse der vorhomerischen Zeit an. Dennoch ist derselbe in der homerischen Dichtung selbst kein bedeutender [11]), eben weil dort, dem eigenthümlich hellenischen Charakter gemäss die Offenbarung der Gottheit keine durch die Natur vermittelte sein, vielmehr sich unmittelbar durch das Gemüth des einzelnen Menschen kund geben soll.

Die nähere Erkenntniss des in den homerischen Schöpfungen entwickelten religiösen Glaubens muss indessen erst das rechte Licht auf die Urzeit Griechenlands werfen. Bei Homer finden wir jene grossartige Einheit, die den Anfang, aber auch die nie aufgegebene Tiefe hellenischen Lebens ausmacht: die Einheit zwischen Natur und Kunst, zwischen seiner Poesie und ihrem Gegenstande, zwischen dem Factum und seiner Bedeutung, ja selbst oft zwischen dem Wort und der Sache. Wir finden ihn in einer wesentlichen Befreiung von dem Oriente, und doch wieder noch Anklänge daran in dem wenigen Symbolischen, das sich bei ihm findet, während wir im graden Gegensatze gegen dasselbe hier bisweilen die Allegorie gewahren; seine Lehre ist keine Geheimlehre, sondern erfahrungsmässiges Wissen [12]); seine bunte, vielgestaltige Götterwelt wird von einer Einheit religiösen Bewusstseins getragen. Er steht in wesentlicher Einheit mit der Zeit, die er schildert, und doch blickt es allenthalben deutlich durch, dass die Zeit, in der er lebt, in Bezug auf den Götterglauben und die fromme Scheu schon eine andere geworden ist; das Bewusstsein der überlieferten Erkenntniss wird künstlich erneuert und wiederhergestellt, es findet ein selbsteigenes Schaffen des Menschen statt, das aber das innerlichste Bedürfniss seiner Natur niemals genügend befriedigen kann und daher die wirkliche Erscheinung seiner Götterwelt be-

---

10) *v. Lasaulx d. pelasg. Orakel des Zeus zu Dodona*, Würzb. 1841, S. 7. 12; doch dürfte die Parallele mit dem salomonischen Tempel nicht ganz zutreffend sein.

11) *Nägelsbach hom. Theol.* S. 167.

12) Treffend so *Nägelsb. hom. Theol.* S. 9 f. vgl. S. 131. Der Reichthum an Gnomen entfaltet sich nach Homer in der griech. Litteratur noch mehr und zeigt sich noch im Sophokles in seiner lautersten und gediegensten Art.

ständig hinter der Forderung seines freilich nach dem menschlichen Wesen geformten Ideals zurückbleiben lässt. Gewonnen hat er sein Wissen von der Gottheit rein auf geschichtlichem Wege durch den einstmaligen Verkehr der Götter mit der Menschenwelt; aber dieser Verkehr, bald in unverwandelter und unsichtbarer Gestalt, bald leibhaftig in angenommener, sichtbarer Menschenform, ist schon gar sehr im Schwinden gewesen während der Zeit der Handlung, die das Epos besingt, und vollends erloschen in der Zeit des Dichters [13]. Die Grösse und leibliche Gestalt der Götter ist eine, wenn auch überragende, doch den menschlichen Verhältnissen angemessene, der Nahrung und Ruhe in gleicher Weise bedürftig, an die Gesetze des Raumes gebunden und im Gebrauche ihrer Sinne beschränkt; selbst die theoretisch geforderte Allwissenheit und Allmacht erfüllt sich im Einzelnen, oft auf schlagende Weise, nicht, und während die Vorstellung sie sich selig und leichthinlebend malt, sind sie daneben in die ganze Noth und Mühsal des irdischen Lebens hineingestürzt, sie sind dem Hader und Zwiespalt unterworfen, wie kaum die Sterblichen; sie neiden und hassen, sie fürchten und begehren, und ihre Versöhnbarkeit ist nur eine persönliche und zufällige, kein Act der die Sünde durch Vergebung tilgenden Gerechtigkeit. Nur der einzige Vorzug ewiger Fortdauer einer unverwüstlichen, jugendlichen Leiblichkeit schmückt sie, und doch sinkt auch dieses, weil es nicht seinen Mittel- und Haltpunct in sich selber, in seiner vollkommnen, allgenugsamen und aus sich selber schaffenden Existenz hat, oft zu wesenloser Nichtigkeit herab, so dass der Mensch oftmals nicht einmal nach einer solchen leeren, inhaltslosen Fortdauer begierig ist, die ihm den Bestand seiner Glückseligkeit nicht verbürgt. Während nun diese Ansicht allerdings mit der ungenügenden Vorstellung der homerischen Welt von der Macht des Todes zusammenhängt, ist auf der andern Seite nicht zu verkennen, dass eben aus solchem Unterschiede das eigenthümliche Wesen der göttlichen Macht für sie erwächst, dass sie eben dadurch eine Zuversicht zu einer die menschliche weit überragenden Macht bekommen, die die Geschicke der Völker und Staaten regiert, oft bis ins Einzelne hinein, bis sie ihn nicht selten grade im entscheidenden Momente auf die eigene Kraft hinstellt. Jene waltende Lenkung aber hat keine tiefere oder um-

13) *Nägelsb. hom. Th.* 134.

fassendere Basis, dazu fehlte dem ganzen Alterthume jeder Zug einer irgend grossartigen Auffassung der Geschichte und Völkerentwickelung; diese scheint vielmehr immerfort bei ihnen einem, ich möchte sagen, psychologisch-didaktischen Zwecke zu dienen, die dauernde Erinnerung bleibt so ziemlich der einzige Segen auch der grössten Thaten und der gestorbene Edle lebt im Liede fort [14]). Aber darum ist diese göttliche Weltregierung doch kein todtes und abstractes Herrschen allgemeiner, einmal abgeprägter Naturgesetze, vielmehr findet ein lebendiger Verkehr zwischen der individuellen Gottheit und der menschlichen Persönlichkeit, und damit eine rege Fürsorge für des Einzelnen ganzes Leben in geistiger und leiblicher Hinsicht, im Hause und Felde, im Glück und Unglück u.s.w. statt [15]), und grade darin offenbart sich ein tiefer Zug religiösen Lebens. Weil aber nur die persönlichen Beziehungen der Menschen und der Dinge unter einander und zu der Gottheit so höchst verschieden und mannichfaltig sind, und weil des Dichters schaffende Thätigkeit in eine Zeit fiel, wo die ursprüngliche Göttererkenntniss bereits einem wesentlichen Theile nach entschwunden und die sehnende Erinnerung der reichsten künstlerischen Reproduction derselben beflissen war: so sehen wir das ganze innere Leben und Walten dieser Götterwelt beim Homer zu einem Reichthume der Vorstellungen sich entfalten, wie in dem Maasse in keiner Epoche des Alterthums mehr. Des Dichters Welt und Umgebung wird ein Spiegel seines Himmels, der olympische Götterstaat nach dem irdischen Leben in Staat und Haus geformt; selbst die mehr stürmisch erregbare und die ruhig stille Zeit seines eigenen Lebens, mit der die Wahl seines dichterischen Stoffs in einem nicht zu verkennenden Zusammenhange zu stehen scheint, lässt eine eigenthümliche Einwirkung auf seine Vorstellung erkennen [16]). Aber es fehlt dieser Mannichfaltigkeit göttlicher Erscheinungen und Kräfte im Kopfe des Dichters auch die zusammenfassende Einheit nicht; und wenn er so oft als die obersten Gottheiten

---

14) Daher der eigenthümliche Werth der antiken Poesie im Alterthum selbst, vgl. m. *Comm. zu Hor. Od.* S. 433 f.

15) *Nägelsb. hom. Th.* S. 53 ff.

16) In der Ilias entspricht dem irdischen Kampfe das Ringen und Hadern der Götterwelt, in der Odyssee ist hier wie dort Friede. *Nägelsb. hom. Theol.* 103.

Zeus, Athene und Apollon wie in einer Formel an einander reiht, so mag man das wohl die Summa alles dessen nennen, was dem hellenischen Bewusstsein an religiöser Tiefe zu erzeugen oder zu empfangen gelungen ist; denn es legt sich darin „die Fülle des höchsten Wesens in drei unterschiedlichen, aber gegenseitig in nothwendigem Bezuge stehenden Götterindividuen als in drei Factoren aus einander, in der höchsten den beiden andern zu Grunde liegenden und als Vater gebietenden Macht, in der persönlich substantiirten μῆτις dieser Macht und in dem Verkünder ihrer Satzungen; in ihr erscheint der höchste Gott *als solcher* nur in Verbindung mit den ihm inhärirenden Erzeugungen, in welchen er seines eigenen Wesens Vollendung gefunden hat [17]." Und das ist nicht das einzige Bedürfniss monotheistischer Vorstellung gewesen, was der homerische Mensch gefühlt hat; er hat es besonders auch da an den Tag gelegt, wo er sich das Verhältniss der Moira zu dem obersten der Götter dergestalt auszumalen versucht, dass er denselben ihrem dunkeln Wesen ebensowohl unterordnet als gleichsetzt. Ihr dunkles, unpersönliches, todtes, eben darum auch unfassbares Wesen befriedigt ihn durchaus nicht, er kehrt daher zu dem höchsten Gotte wieder zurück, aber nachdem er nicht im Stande gewesen ist eine lebendige Persönlichkeit zu schaffen, findet er auch in diesem das Gesuchte eines lebendigen, selbstbewussten Willens nicht [18]. Und will der Mensch sich nun einen sichern Weg zur Gotteserkenntniss eröffnen, so ist ihm der einzig oder wahrhaft zuverlässige mit dem schon früher verloren gegangenen Verkehre der Götter mit der Menschenwelt entschwunden; weder die von den Göttern selbst gewirkten Wahrzeichen, noch auch die Resultate unmittelbarer Inspiration sind untrüglich, und die einzige sichere Quelle bleibt daher die ohne Vermittelung verständliche Wirklichkeit, also ihre Werke, Schicksale und Fügungen, die Ereignisse in ihrem Verlaufe und Zusammenhange [19]. So weit reicht denn das höhere, das überlieferte und in gewissem Sinne geoffenbarte Maass seiner religiösen Vorstellung; stellt der Mensch sich nun den Göttern gegenüber, bestimmt er sich in seinem

---

17) Worte *Nägelsbach, hom. Theol.* 106.

18) *Nägelsb. hom. Th.* 128.

19) *Nägelsb.* a. a. O. 170. vgl. 168.

›llen und Handeln, dann ist sein *Gewissen* der alleinige Maassb, sein natürliches Gottesbewusstsein gibt ihm die Gesetze seines rhaltens. Damit aber treten die Sphären des Menschlichen und ttlichen so nahe an einander, dass eine Vermischung beider ım mehr fern zu halten ist und eben damit fallen denn auch die *biete des Rechts, der Sittlichkeit und der Religiosität ununscheidbar zusammen* [20]). Die Entwickelungsgeschichte des nschlichen Geistes hat ja überhaupt diese Aufgabe, durch alle Stadien hindurch das natürlich Verbundene oder sogar chaoh Vermischte allmählich zu entwirren und auszusondern, zuich aber auch, je zertheilender die Natur einer solchen Thäreit ist, in gleichmässigem Fortschritt das also Gespaltene unneiner höhern und lebendigeren Einheit zusammenzufassen und gemeinsame Band deutlicher zu ermitteln. Die ursprüngliche m, in der der geistig-sittliche Gehalt zusammengefasst worden, wird abgestreift und das Bewusstsein wendet sich gegen diebe, glaubt damit aber zugleich, je mehr es die Hülle durch*ht*, das Wesen um so würdiger und reiner zu ergreifen, wähd es mit der überlieferten Gestalt mindestens einen Theil seiner enen lauteren und unbefangenen inneren Anschauung einbüsst. r wollen, ehe wir die Wirkung der sittlichen Idee im homehen Bewusstsein verfolgen, zuvor von diesem Gesichtspuncte einen Blick in die weitere Entwickelung des hellenischen Geis werfen.

Wie auch das Verhältniss der homerischen Poesie zu den raufgegangenen Erzeugnissen der ältesten Volksdichtung und der hesiodeischen Poesie mit ihrer religiös-didaktischen Tenız und ihrer Anlehnung an Cultus und Priesterthum, wiederum beiden die Beziehung der lyrischen und dramatischen aufgeest und dargestellt werden mag: jedenfalls ist in der hiermit bechneten bedeutenden Entwickelungsepoche des hellenischen Geis ein mächtiger Umschwung bemerkbar gewesen, namentlich Bezug auf das, was der religiösen Symbolik und mythischen Tradition angehört [21]). Ohne Frage stand diese mit der ursprüng-

20) *Nägelsb.* a. a. O. 200.

21) Ich verweise für die nachstehenden kurzen Sätze namentlich auf *H. Ulrici, Gesch. der hellen. Dichtkunst* I, 96 ff; 117 f. 306 ff.; hinsichtlich Herodots auf *K. Hoffmeister, Sittlich-relig. Lebensansicht des Herodot.* S. ff. und *F. C. Baur, Symbolik u. Mythol.* I, S. 335 ff.

lichen Form des religiösen Lebens als Naturreligion im engsten Zusammenhange; und wie in dem allmählichen Uebergange des Pelasgischen zum Hellenischen die ethische Richtung des religiösen Bewusstseins stärker hervortrat, musste nothwendig auch gegen jene ursprüngliche Form desselben eine Gegenwirkung eintreten. So wenig auch die Philosophie, die während jenes Zeitraumes einen grossen Einfluss auf die allgemeine Geistesentwickelung übte, anfänglich und zunächst dem Mythos entgegen war, so musste doch eben ihr Streben, denselben durch selbstthätige Reflexion zu begreifen, im Fortgange unwillkürlich zu einer endlichen Zerstörung und Auflösung desselben führen. Während er so auf der Spitze dieser philosophischen Bewegung unter den Händen ihrer Vertreter zu einem mit Bewusstsein reproducirten Mittel abstracter Begriffsauffassung herabsank, bewahrte er sich im Volksbewusstsein in reinerer Form und grösserem Ansehen. Als Zeuge hiervon tritt uns *Herodot* mit seinem ehrfurchtgebietenden Streben nach Kunde des örtlich modificirten Mythos und seines tieferen Zusammenhangs mit dem Symbole entgegen; die Dichter dagegen sind offenbar in dieser Beziehung sehr verschiedene Wege geführt worden, sie aber grade sind von besonderer Bedeutung, weil sie namentlich in der älteren Zeit als die wahren Träger und Organe der Gotteskunde dastehen. *Pindar* gehörte einer Zeit an, wo die Anhänglichkeit des Volks an seine angestammten Götter noch frisch und lebenskräftig vorhanden war, und er ist selber von einem entsprechenden, tief religiösen Bedürfnisse geleitet, er glaubt an eine überirdische, auf alle menschlichen Angelegenheiten wesentlich einwirkende Götterwelt, aber nicht mit jener Zuversicht kindlicher Unbefangenheit mehr, sondern vielmehr, weil er in den Forderungen und Ansprüchen seines vernünftigen Nachdenkens eb[illegible] dasselbe Substrat fand wie in der alten Ueberlieferung. Er [illegible]terwirft daher die Mythen einer strengen Kritik und weiset in F[illegible] derselben manche mit Entschiedenheit als unwürdige Formen re[illegible]giöser Vorstellung zurück; und während ein inniger, ernster [illegible] des tiefen, innerlichen Lebens der sittlich-religiösen Idee ihn [illegible] das Schönste durchdringt, vermag er es doch auch schon zu e[illegible]kennen, wie der Mythos vielfach noch andere, höhere Ideen [illegible] sich aufzunehmen im Stande sei, als grade seine ursprüngli[illegible] Form in sich enthält. Es darf diess gewiss mit Recht als d[illegible] Standpunct eines reflectirenden Rationalismus mit einer durchsi[illegible]

tigen positiven Grundlage bezeichnet werden [22]). Anders wiederum entwickelte sich auf dem Boden einer noch ganz andern Zeit der ursprünglich frische und selbstkräftige Geist des *Sophokles*, dessen reiner und gesunder Seele der giftige Hauch der sein Zeitalter stärker durchdringenden einseitigen Macht der Reflexion nicht anzumerken ist. War schon früher die zersplitternde Sonderung der hellenischen Landschaften und Staatsverhältnisse allmählich stärker ausgeglichen worden und vor einer immer mächtiger hervortretenden Gemeinschaft und Einheit des nationalen Bewusstseins gewichen; so war jetzt auch allmählich in Folge der gewaltigen Zeitereignisse und kraft der gelungenen Erfolge das Uebergewicht des Geistes entschieden, die Macht der Natur im allgemeinen Bewusstsein weiter zurückgetreten und dadurch insbesondere das Verhältniss zwischen Göttern und Menschen etwas anders gestaltet. Hatte nemlich die Menschenwelt sich in freierer Bewegung und grösserer Unabhängigkeit von der Natur zu zeigen begonnen, so musste auch das Wesen der Götter freier und idealer werden. Das Dasein der Menschen in den natürlichen Banden und Verhältnissen hatte dem geordneten Leben in Familie, Stadt und Staat Platz gemacht, und es musste daher ein näheres Zusammenrücken zwischen dem Walten der Göttermacht und dem Kreise der Menschenwelt stattfinden. Aber in demselben Maasse als die Götter der natürlichen Auffassung und damit der natürlichen Beschränktheit enthoben wurden, traten sie auch umgekehrt wieder in eine gewisse Ferne und Fremde zu den Menschen, und wir finden daher beim Sophokles das lehrreiche Bild einer Götterwelt, die mehr vom Himmel auf die Erde herabgezogen und doch wieder idealer und erhabener gehalten ist als frühere Volksanschauung und Dichtung sie zu erfassen vermochte. So bilden sich oft im Einzelnen scheinbare, aber bald zu entwirrende Widersprüche; die Grenzen des göttlichen und menschlichen Gebiets sind eben so wenig fest abgesteckt als die ihrer Machtvollkommenheit im gegenseitigen Verhältnisse zu einander, und es blieb dem religiösen Bewusstsein bei diesem Allen noch etwas übrig, was als höchster Inbe-

22) Ich trete hierin mehr der Auseinandersetzung von *M. Seebeck* im *Rhein. Museum*, 3. Jahrg, S. 504 ff., als der nicht immer hinlänglich scharfen Darstellung *Bipparts* in: *Pindars Leben, Weltanschauung u. Kunst* S. 26. ff. bei. Schätzbare Andeutungen gibt *Baur* a. a. O.

griff göttlichen Wesens sich wohl einmal auf die einzelnen Götter niederzulassen, im Wesentlichen aber über ihrer Gesammtheit zu schweben scheint. Aber auch das Ungeschaute und Unbegreifliche, wie jene verborgene Beziehung und Verbindung zwischen Menschen- und Götterwelt, hält die stille, fromme Ahnung im unverrückbaren Glauben fest. Und so muss nicht bloss eine mächtige Anregung für Erkenntniss und Betrachtung, sondern auch ein wesentlicher Einfluss auf das praktische Bewusstsein und die sittliche Bestimmung daraus erwachsen. Es ist aber eine unmittelbare und persönliche Beziehung zwischen den einzelnen Göttern und Menschen vorhanden; grade in ihr offenbart sich so recht die *Macht und Weisheit* der Götter und zeigt sich im hellsten Lichte; denn während dieselbe gross und in einem gewissen Maasse unüberwindlich und unwiderstehlich ist den *Menschen* gegenüber, so ist sie doch *beschränkt* in Vergleich zu der höhern Macht, die noch über ihnen wieder waltet, und auf die bestimmte Beziehung zu der Menschenwelt und ihrem Thun eingeschränkt. Eine unmittelbare Folge davon ist, dass Antrieb und Erfolg, That und Wirkung, Schuld und Strafe das göttliche und menschliche Wesen wunderbar in Eins zusammenflechten. Aber diese Thätigkeit ist nur eine ausgleichende, sie sucht durch die göttliche Gerechtigkeit und das von dieser verhängte Leiden die Schuld wieder gut zu machen und das gestörte *Ebenmaass wiederherzustellen.* Dagegen muss auf diesem Wege der innere Werth und erziehende Zweck der menschlichen Leiden noch verborgen bleiben, und es kann darum noch nicht zum Bewusstsein kommen, dass dieselben eine sittlich veredlende Kraft in sich tragen. Wir dürfen es also im Ganzen wohl gradezu eben so sehr einen Fortschritt nennen als den Unterschied von der früheren religiösen Entwickelungsstufe darin finden, dass so alle *Wirksamkeit der Götter mit der menschlichen Thätigkeit in unmittelbarem und unzertrennlichem Zusammenhange steht*, und dass eben dadurch das *göttliche Wirken rein und überwiegend ein sittliches ist* [23]).

Von diesem angegebenen Gesichtspuncte aus offenbart sich leichter im Einzelnen, welchen nicht unerheblichen Raum die religiöse Idee seit ihrem ersten volleren Auftreten beim Homer

23) Nicht genug die Zeit unterschieden hat in dieser Beziehung *G. Bode, Gesch. der Hell. Dichtkunst* I, 196 f.

schon durchmessen hat. *Dort* ringt und kämpft dieselbe in sich, sie trägt die Spuren ihrer Herkunft und vormaligen Gestalt, aber auch die Keime ihrer weiteren Entwickelung in sich; *hier* ist dagegen ein grosser und mächtiger Zwiespalt innerhalb ihrer selbst, wie weit sie überhaupt in dem allgemeinen Bewusstsein des Volks vorhanden ist, und der ihres tieferen Gehalts wie ihrer schöneren Vergangenheit kundige Dichter befindet sich der Volksauffassung gegenüber in einer gewissen reactionären Bewegung, wie sie edleren Geistern natürlich und nothwendig ist, wenn nicht der Strom der Gemeinheit alle Dämme durchbrechen und die schönsten Saaten vertilgen soll; in Wahrheit also steht er auf dem Boden des Fortschritts wahrer und bewusster Freiheit. Blicken wir in der Kürze auf die Unterschiede im Einzelnen zurück. Beim Homer erscheint z. B. der oberste der Götter, Zeus, nicht bloss im Kampfe gegen eine noch immer nicht so ganz und völlig überwundene Naturmacht der älteren Periode, sondern er trägt auch selbst eine reiche Ader des natürlichen Elements in sich; beim Sophokles erscheint auch er fast ausschliesslich als eine sittliche Macht. Wir gewahren ihn anders eigentlich nur in der auch von den Heiden der Vorzeit mit Ehrfurcht und Scheu betrachteten Naturerscheinung des Gewitters; allein grade dieses bekam doch am Ende seine wesentlichste Bedeutung dadurch, insofern sich in dieser starken Naturstimme ein Abbild des zürnenden und strafenden Gottes darstellte, des Gottes der Rache für jedweden Frevel, des Wissers und Zeugen der Wahrheit, der vor allen Dingen auch das Verborgene durchschauet und die lang verhüllte Schuld ans Licht zieht. Kein Wunder, wenn er insbesondere mit dem Apollo auch hier in nähere Verbindung tritt; aber während dieser in der früheren Epoche eine mehr secundäre Bedeutung hat, tritt er hier vielmehr in den Vordergrund, und das eben darum, weil in dem *allgemeinen Bewusstsein der Menschen von Recht und Sittlichkeit eine grosse und wesentliche Veränderung* vorgegangen ist, die mit der Ausbreitung des Apollocults und mit der Ausbildung des Mythos dieses Gottes als Repräsentanten der hier in Betracht kommenden sittlichen Rechts-Ideen auf das Genaueste zusammenhing. Eben darum tritt Apoll auch der *Menschenwelt näher* und nimmt mehr unmittelbaren Antheil an ihrem Verkehre; ja es könnte fast scheinen, als wenn er auch auf das natürliche Leben der Menschen einen grösseren Einfluss wieder gewonnen habe, eben weil wieder

der sittlichen Einwirkung auf dasselbe mehr eingeräumt und die Wechselbeziehung beider von dieser Seite mehr hervorgehoben wird. In einem Puncte aber gewinnt dieses noch eine ganz besondere Wichtigkeit und dienet zu einem Merkmale der Unterscheidung von der frühern Entwickelungsstufe; es ist seine *weissagende Kraft*, und damit eben das Verhältniss des Menschen *zum Orakelwesen und zur Mantik* überhaupt, in welchem sich der grosse Zwiespalt zwischen dem gemeinen Volksbewusstsein und der höhern Auffassung der edleren Zeitgenossen immer heller und deutlicher kundgab [24]).

Es scheint durchaus naturgemäss, wenn die Orakel in dem Leben und Bewusstsein eines solchen Volks anfänglich geringere Bedeutung haben, wie sie denn in der homerischen Dichtung zwar vorhanden, aber für das eigentliche Bewusstsein noch sehr gleichgültig sind, hernach aber mit der fortschreitenden ethischen Entwickelung des Volks eine immer grössere Geltung erlangen. Hievon ist natürlich das Maass der Befragung abhängig, denn je lebendiger das Gefühl der Gemeinschaft mit den Göttern ist, um so mehr kommen die Zeichen der Zukunft und Offenbarungen des göttlichen Willens von selbst und ungefragt; sobald aber ein gewisser Zwiespalt zwischen dem menschlichen und göttlichen Bewusstsein erst eingetreten ist, so wird auch bei den Orakeln eine solche doppelte Thätigkeit unterschieden [25]), und wo der Glaube an die göttliche Kraft in ihnen irgendwie noch vorhanden ist, da nimmt der schwankende Entschluss und die unsichere Handlungsweise des Menschen zu ihrer Befragung seine Zuflucht. Bei *Sophokles* ist die volle Zuversicht in die Weissagungen der Götter vorhanden; sie gehen von Zeus und Apollo aus. Von jenem kommen die Orakelsprüche eigentlich her, dieser ist nur in gewissem Sinne der Verwalter derselben; eben dadurch aber wird ihre Bedeutung sofort in das praktische, ethische Gebiet hinübergezogen. Zwar bleibt der Gottheit nichts verborgen; was sie erforscht haben will, das kann sie leicht an den Tag bringen, also

---

24) Wir geben hier keine näheren Belege für das Einzelne, weil dieselben bald in einer ausführlicheren Arbeit über das ethisch - religiöse Element im Sophokles besonders vorgelegt werden sollen.

25) Vgl. *Baur, Symb. u. Myth.* II, 2, 56.

re Mittheilungen erfolgen nicht immer in der Art, wie der Mensch e vermuthet hat. Das Orakel ertheilt oftmals nicht die erwarte oder begehrte Antwort, sondern statt derselben bisweilen ne andere schwere Weisung oder Mahnung, dadurch es sich enn offenbar nicht bloss als eine enthüllende, sondern als eine igende und wirkende Macht kund gibt. In solcher Weise ihrt es dann grade den Menschen in den vollen sittlichen Conct hinein: er will dem verkündigten Geschicke entgehen und ürzt so gerade in ängstlichster Vermeidung desselben mitten das gefürchtete Loos hinein. Ganz natürlich verliert es leicht seine Bedeutung als eine *äusserliche und objective*, m Menschen gegenüberstehende Macht; es tritt in eine here Beziehung zu seinem Innern, es wird eine Stimme darin d verbindet sich mit der Sprache seines *Gewissens*. Darum isst es in solcher Beziehung einmal[26]) beim Dichter: Der m Orakel bezeichnete Urheber einer bösen That, für den es eit ist, dass er schneller als die sturmwindbeflügelten Rosse inen Fuss zur Flucht lenke, irret im wilden Forst, in Höhn und Felsklüften umher, wie ein Stier, elend mit einsamem hritte, die von des Erdraums Mitte kommenden Sehersprüche eidend, die ihn doch immer lebendig umflattern. Wehe darum m Menschen, der solcher Wirkung sich entziehen zu können eint; er wird die Folgen nur um so bitterer empfinden. Der ichter will einem Zeitalter gegenüber, das im Vertrauen auf ie bisher in treuem Glauben bewahrte göttliche Macht und Vorhung schon so matt und wankend geworden ist, es recht fest nd nachdrücklich einprägen, dass der Mangel am Götterglauben r leichtsinnigsten Ansicht des Lebens und damit natürlich unttelbar zu sittlicher Verschuldung führt. Diese Erfahrung zeigt h an den stürmischen Bewegungen besonders in dem Gemüthe r Frauen, unter welchen namentlich die Iokaste das abschrekndste Bild von der zerstörenden Gewalt derselben darbietet. Was aber von den Orakeln insonderheit gilt, das gilt von der nzen Mantik überhaupt und zum Theil in noch grösserem asse, weil die menschliche Beschränktheit in dem Träger derben noch stärker hervortreten musste. Auch hier ist ein voller reit im menschlichen Bewusstsein zwischen der selbständig ge-

26) *Soph. Oed. Tyr.* 460—75.

reiften Geisteskraft und der göttlich erleuchteten Gabe vorhanden, wie sich derselbe in dem heftigen Auftreten des Oedipus und des Kreon gegen den greisen Seher Tiresias zu erkennen gibt. Aber eben damit weist auch der Dichter auf die unausbleibliche Folge hin, die an die Schuld des Menschen im weiteren Verlaufe sich anknüpft.

Wir bewegen uns also immer wieder auf dem *sittlichen* Gebiete, so oft wir auch den Dichter die Wege und Irrwege menschlicher *Erkenntniss* verfolgen sehen. Und das ist wohl grade zumeist als ein wesentlicher Unterschied in dem religiösen Bewusstsein anzuerkennen, wie sich dasselbe in der homerischen und in der sophokleischen Poesie herausstellt. Zwar ist es beiden gemeinsam, noch andere Factoren der sittlichen Handlung anzunehmen und insbesondere der Abstammung und dem Schicksal einen bestimmten Einfluss darauf zuzuweisen; aber der besondere Antheil des Einzelnen an seinem Thun fällt bei Homer vorzugsweise dem *natürlichen Wesen* des Menschen, beim Sophokles dem mit der Einsicht und Erkenntniss eng zusammenhängenden *freien* Willen anheim. Der homerischen Vorstellungsweise gilt die *Sünde* als eine factische Zerstörung der sittlichen Weltordnung, als die falsche Selbstbestimmung des Menschen nach eigenen Gesetzen und Maximen; sie ist seine eigenste That, die sich von dem Gefühle göttlichen und menschlichen Rechts losreissende Selbstsucht, ein sich ungebührlich überhebendes Ehr- und Selbstgefühl. Nebenher erscheint sie in ihrem Wesen wie in ihrer Zurechnung noch in der anderen Gestalt, als etwas von aussen her Empfangenes, Eingeflösstes, das gradezu den Göttern untergeschoben wird. Zwar bringen die Götter auch nach der sophokleischen Auffassungsweise den Menschen in die Schuld hinein, aber diese Verführung hängt mehr oder weniger von dem sittlichen Zustande des Individuums oder von der ganzen bisherigen Führung und That seines Geschlechtes ab, sie hat tiefere Wurzeln innerhalb der Menschenwelt selber und ist niemals allein da, ohne dass der freie Wille seine Macht behält. Wenn also auch die Maasslosigkeit im Streben und Begehren stark hervortritt, wenn sie besonders auch als Eigensinn, Vermessenheit, Trotz, Tollkühnheit erscheint, so macht sich doch vornehmlich der grosse Unterschied geltend, der zwischen der vorsätzlichen, bewussten und freiwilligen und der gezwungenen oder unfreiwilligen Schuld statt-

ndet [27]. Mit dieser so höchst wichtigen Unterscheidung zwischen Absicht und absichtslos verübtem Frevel ist ein grosser Schritt vorwärts gethan und, so entfernt auch noch die Idee der christlichen Freiheit lag, doch der sichere Boden des *Rechtsbewusstseins* betreten, wie dasselbe sich anderweitig auch in den entsprechenden Erscheinungen des Aufhörens der Blutrache, der *Einsetzung* des Areopags und der Entwickelung der sittlichen *Idee* durch die Lehre des Sokrates kundgibt.

---

27) So unter anderem in *Soph. O. T.* 982 ff. Man vergl. zu diesen zuletzt gegebenen Andeutungen *Nägelsbach hom. Theol.*, S. 249. 270 ff. u. *Lippart, Pindars Leben, Weltanschauung und Kunst* S. 71 f.

III.

Die Oedipus-Sage und ihre Behandlung bei Sophokles [1]).

Zum tieferen Verständnisse der sinnvollen Dichtungen der alten attischen Bühne hat man neuerdings insbesondere die darin verborgen liegenden Reflexe der damaligen Zeit und politischen Anspielungen auf Personen und Begebenheiten mit Scharfsinn und Kunde zu entwickeln gesucht; man hat bei der anerkannt nahen und innigen Verbindung zwischen Leben und Kunst, wie der Zusammengehörigkeit von Natur und Poësie im Leben des Alterthums gern auch die vielleicht vollendetste Kunstgattung des hellenischen Geistes mit ihren feinsten Fasern tief im *Boden ihrer Zeit wurzelnd* nachweisen wollen. Eine andere Richtung dagegen, die im Allgemeinen den Bedürfnissen der Wissenschaft in unsern Tagen angemessen und naheliegend scheint, ist auf das griechische Alterthum im Allgemeinen schon in bedeutendem Umfange, auf die griechischen Dramatiker erst theilweise, auf den Sophokles bis jetzt noch am wenigsten angewandt worden. Ich meine *die* Forschung, die mehr innerlich den Wegen und Richtungen des schaffenden Geistes nachgeht, die den eigenthümlichen Standpunct zu ermitteln sucht, auf welchem der Dichter in seiner ganzen religiös-sittlichen Weltanschauung steht, die den Einzelnen *seiner* Zeit umgekehrt *enthebt* und ihn in den höheren weltgeschichtlichen Zusammenhang mit seiner Nation und der ihr gestellten Aufgabe, wie mit dem Mittelpuncte aller Geschichte zu bringen bemüht ist. Es gibt ja unleugbar Thatsachen und Persönlichkeiten, die vorwärts weisen, wenn auch vollkommen sich und ihrer Umgebung unbewusst, deren Bedeutung nicht mit ihren nächsten Wirkungen, noch mit der Arbeit

---

1) Die gleichnamige Abhandlung von *C. P. Conz* in *Hauff's Philologie*, I, 3. S. 155—78, war mir bei der Abfassung dieser Arbeit nicht gegenwärtig.

ihres Lebens oder der Dauer ihres Andenkens abgeschlossen ist. Es gibt Wahrheiten und Grundsätze, Ereignisse und Menschen, die in sich so allgemeiner und inhaltsreicher Art sind, dass sie oft, wenn sie zum ersten Male auftreten, nur ein Vorspiel späterer Wiederholungen scheinen, sie tragen aus solchem Grunde einen unverkennbaren typisch-prophetischen Charakter, ihre Macht und Bedeutung ist an sich unendlich viel reicher als dieselbe ihrer Umgebung erscheint [2]). Eine solche Natur tritt aus den lieblich-reichen Dichtungen des *Sophokles* vorzugsweise in dem *Oedipus* hervor. Wenn wir nun hiebei gleich im Vorwege einräumen müssen, dass diess keine eigentlich historische Person sei, dass schon dem Sophokles eine abweichende Erzählung [3]) von seiner Herkunft, seinen Schicksalen und Thaten zur Wahl vorgelegen haben oder neben der ihm bekannten andere vorhanden gewesen sein müssen; dass also sich an den ursprünglich so oder anders gestalteten geschichtlichen Kern eine von sonstigen Einflüssen der Bildung, Umgebung und Stammeigenthümlichkeit nicht unabhängige Volkauffassung angesetzt haben müsse: so lässt sich ja nicht leugnen, dass auch des Dichters eigene Auffassungsweise eines solchen Gegenstandes mit seiner künstlerischen Behandlung in einem gegenseitig bedingenden Verhältnisse, in Wechselwirkung stehen müsse. Diese seine Ansicht zu erkennen hat aber deshalb Schwierigkeit, weil der dramatische Dichter sie nirgend unmittelbar an den Tag zu legen oder überhaupt anders als durch die Anordnung des ganzen Stückes bis zu seinem Ziele und Ausgange hin, wie durch die besondere Fassung der Rolle des Haupthelden — immer aber nur durch das Factische, nie durch eigentliche Reflexion, am wenigsten von seiner eigenen Person aus, an den Tag zu legen berufen ist. Ohne Prüfung des uns vorliegenden Mythos an sich nun werden wir uns wohl keine tiefere Einsicht in die Behandlung der Aufgabe von Seiten unseres Dichters bilden können, zumal wenn bereits mehrere Deutungen desselben vorliegen; umgekehrt aber werden wir auch ohne beständige und eingehende Rücksicht auf unsern

---

2) Wie wenig das Bewusstsein der jedesmaligen Zeit über Sinn und Bedeutung einer Form u. s. w. entscheiden darf, weist auf verwandtem Gebiete *Hegel Aesthetik* I, S. 402. ff. nach.

3) S. *Nitzsch, Heldensage der Griechen*, S. 28 f.

Dichter weder die Art und Weise, wie er seinen Stoff behandelt hat, zu würdigen, noch auch weiter für die rechte Erkenntniss jener Sage im Ganzen etwas zu gewinnen im Stande sein.

Die Deutung der Oedipussage schien Manchen nicht schwer. Man hielt ihn [4]) für ein treffendes Bild anmaasslicher menschlicher Weisheit, die, statt auf sich selbst Anwendung davon zu machen, immer nur auf das Allgemeine geht; es schien das rechte Gegenbild zu dem als innerster Lebensgrundsatz der Hellenen verlangten γνῶθι σεαυτόν zu sein: während er das Räthsel der Sphinx löst, wird ihm das eigene Leben zum unentwirrbaren Räthsel, das sich erst aufs Entsetzlichste löst, als Alles unwiederbringlich verloren ist. Dagegen meinten Andere grade in ihm als dem Löser des Räthsels der Sphinx, die ja eben als das Symbol alles Symbolischen anzusehen sei, den ersten Anfang selbstbewussten Lebens, die erste Erfüllung der vom delphischen Gotte verlangten Selbsterkenntniss begrüssen zu dürfen [5]). Oder man fand [6]) darin die Entwickelungen des Lebens der menschlichen Seele, man sah aus dieser Geschichte, gegenüber dem Menschen in seiner sich selbst zerstörenden Kraft, den Menschen in seiner sittlichen Verklärung hervorgehen und dem Geiste die Freiheit gebracht werden. Oder wenn man eine Anspielung auf die christliche Vorstellung von der Versöhnung [7]) darin finden wollte, weil die Götter ihn zu sich berufen, den Sünder zu Gnaden annehmen und zu Ehren bringen, auch das an seinem Leben ausgelassene Geschick ihm im Tode durch Seligkeit vergüten; so muss mit Recht dagegen erinnert werden, dass hier doch das Bewusstsein aus dem ganzen Conflicte sittlicher Mächte zur ursprünglichen sittlichen Einheit zurückkehre, während in der christlichen Vorstellung der alte Mensch ganz daran gegeben wird. Indem er aber so einerseits vorwärts weisen liess auf das, vor dem der griechische Geist weichen musste oder in dem er seine auflösende Ver-

4) *A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Litt.* S. 179.

5) *Hegel, Aesthetik* I, 464 f.

6) *P. F. Stuhr, Religionssysteme der Hellenen* S. 9. 69. vgl. S. 111.

7) *Hegel, Philos. der Religion* II, S. 115. Viel tiefer und reicher jedoch *Aesthetik* III, S. 558.

Verklärung fand, so schien er auch andrerseits eine Weisung rückwärts auf die vor dem griechischen Geiste verschwundene Welt zu enthalten. Aegypten steht dann in dem weltgeschichtlichen Gange der Entwickelung der Menschheit als das Land des durch die Sphinx dargestellten Räthsels da, dessen Lösung die ägyptische Welt nicht zur Klarheit bringen konnte, sondern dem griechischen Geiste aufbehalten blieb; Oedipus löste das Räthsel, sein Inhalt war der Mensch [8]). Diese Auffassungsweise, die über das unmittelbare Gebiet der Sage sowohl als über ihren nächsten dichterischen Gehalt und Nutzen hinausschreitet und sie im Zusammenhange der weltgeschichtlichen Bewegung der Menschheit betrachtet, hat vor Kurzem noch mit besonderer Beziehung auf den Oedipus eine weitere Ausführung und Begründung erhalten [9]), auf die wir zuvörderst etwas nähere Rücksicht nehmen müssen. Nach dieser Art der geschichtlichen Betrachtungsweise ist aber das alte Wunder- und Räthselland Aegypten die nächste Vorstufe für Hellas; jene Räthsellösung durch Oedipus sagt also, dass die in sich verschlossene Natur des ägyptischen Wesens in dem griechischen Geiste und durch ihn aufgeschlossen sei; der Mensch ist dem Aegypter ein Räthsel, er hat in diesem kein Bild seiner Gottheit, der freie seiner selbstbewusste Menschengeist ist für ihn noch nicht da, in der dumpfen Welt der Thiere, in ihrer geheimnissvollen, uns unbegreiflichen stummen Intelligenz war ihnen die Vorstellung eines Andern, eines Höheren, ein *simulacrum divinitatis* beschlossen. Die Griechen dagegen machten sich mehr und mehr von dieser Naturgebundenheit los; sie erkannten die Menschen, sie verehrten ihre Götter in echt menschlicher Gestalt. „Sie waren ein echt menschliches Volk," sagt der gedachte Vertreter dieser Ansicht, „menschlich aber mit

---

8) *Hegel, Philos. d. Gesch.* S. 207. 229.

9) *E. v. Lasaulx, über den Sinn der Oedipussage,* Progr. v. Würzburg 1841, besonders S. 8. ff. Es schliesst sich an diese Arbeit eine Reihe von acht andern gleichartigen an, die alle ethisch-religiöse Probleme des Alterthums zum Gegenstande haben und, wenn auch gegen *eine* gemeinsame Grundrichtung derselben hier Einsprache erhoben werden muss, als verdienstlich und ausgezeichnet anzuerkennen sind. Vgl. über sie im Allgemeinen *Uschold* in d. *Münch. gel. Anz.* Sept. 1843. Nr. 195—97., *Teuffel* in d. *Jahrbb. der Gegenw.* Sept. 1843. Nr. 55—56. und *Preller* in *N. Jen. Litt. Ztg.* 1845. Nr. 222—24.

allen Schwächen und Sünden des naturlichen Menschen; und die daraus hervorgehende Unseligkeit des Lebens hat kein Volk tiefer empfunden als sie. Denn mitten durch die äussere Herrlichkeit und Freude des hellenischen Lebens zieht von Anbeginn bis zum Untergang desselben ein tiefer Klagelaut: ihre grössten Weisen und Dichter haben es wiederholt ausgesprochen, dass man keinen Sterblichen glücklich preisen solle vor seinem Ende. In aller Munde, *πανταχοῦ θρυλλούμενον*, war das alte Jammerlied: „am besten sei es niemals geboren zu werden, das zweite danach sobald möglich zu sterben. In der Blüthe seines Lebens sank Achilleus hin, das Ideal des hellenischen Wesens am Anfang seiner Geschichte, und in der Fülle seiner Jugend ward Alexander hingerafft, der Macedonische Heldenjüngling am Ende der nationalen Existenz des griechischen Lebens.“ Man könnte nun freilich fragen, ob man in solcher Weise Aegypten als eine inhaltsreiche und bedeutungsvolle Vorstufe Griechenland gegenüberstellen dürfe; denn, wenn man auch die grade hier in der Oedipussage sich wunderbar berührenden Gegensätze zugestehen muss und nnter andern auch eigenthümliche Aehnlichkeiten ägyptischer und böotischer Geschichte, wie die Verwandtschaft der ägyptischen Natur besonders mit der orchomenischen [10]), anerkennen mag: so wäre doch schwerlich solche Parallele umfassend genug, auch Aegypten vielleicht nicht als ein originales Land anzusehen, vielmehr wie physisch ein Geschenk seines Flusses, so geistig ein Product der Reflexion [11]), und immer würde die wichtigste Frage für uns bleiben, ob die Forschung auf solchem Wege wirklich etwas für Sinn und Charakter des Oedipus gewänne, dessen Betrachtung uns zunächst und vorzugsweise obliegt.

Lassen wir nun zuerst die Richtigkeit der Deutung seines Namens Oedipus als *οἲ δίπους* (mit Anspielung auf das von ihm gelöste Räthsel vom *δίπους*) Wehemensch, hier als zur Hauptsache unerheblich bei Seite liegen — der Charakter eines individuellen Lebens tritt wohl meist erst dann ins Bewusstsein, wenn es schon lange durch den Tod der unmittelbaren Anschauung entzogen ist; auch ist dieselbe wirklich *nicht* sophokleisch nach

10) *K. O. Müller, Gesch. hell. Stämme u. Städte* I, S. 90 ff. (1ste Ausg.).
11) *Fr. Ehrenfeuchter, Entwickelungsgesch. der Menschheit* S. 65.

O. T. 1007. (Ausg. v. Wunder) — so werden wir doch vielleicht ihm zugeben, dass grade Oedipus vorzugsweise der Repräsentant dieser innern Unseligkeit des hellenischen Bewusstseins sei; schon dass diese Lösung jenes Räthsels einem Thebaner zugeschrieben wird, mag dafür nicht gleichgültig sein, denn einmal war grade Theben derjenige Staat Griechenlands, dessen Eigenthümlichkeit vornemlich auf dem Hervortreten der Innerlichkeit und des Gemüths beruhte, während bei Athen der denkende, sich seiner bewusste Geist, und in Sparta der Körper und Geist in wesentlicher Einheit vorwaltete [12]); andrerseits aber ist auch die kurze Zeit, wo Theben unter den hellenischen Staaten den Vorrang *sich* erworben hat, der Gipfel und Endpunct des griechischen Lebens geworden [13]). Aber damit endigt vielleicht auch die allgemeine nationale Ansicht, die von ihm galt; sobald man nun weiter ins Einzelne eingeht, läuft man Gefahr das volksthümliche Bild mit der Vorstellung des Einzelnen oder seiner dichterischen Benutzung zu verwechseln. Wenn wir nun also die Leiden des Oedipus als die Folgen seiner Thaten bezeichnet finden, mit der Beschränkung, dass diese mehr seiner Natur als seinem Willen angehören; so ist grade in Bezug auf diese Beschränkung zu fragen, ob die allgemeine Vorstellung oder die sophokleische Auffassung damit gemeint sei, und es ist mit der gewählten Ausdrucksweise die Entscheidung der, wie es scheint, wenigstens bei Einzelnen noch unerledigten Streitfrage: wie die Freiheit des menschlichen Wollens und Thuns dabei zu dem Willen der Götter oder des Schicksals in Verhältniss gesetzt sei, und ob Oedipus wirklich als ein schon vor seiner Geburt zu seinem Unglücke bestimmter Mensch angesehen werden müsse [14]), fast gänzlich vermieden. Gern wollen wir zugeben, dass sein ganzes Wesen ein Abdruck seines Volks sei, dass alle Tugenden und Fehler des griechischen Charakters sich in dem seinigen finden; mag er immerhin die ganze Feinheit und Gewandtheit des griechischen Geistes, den hellen Verstand und Witz haben, rasch und jäh in Allem sein, heftig und leicht zum Zorn, nahe stets

12) *Fr. Cramer, Gesch. d. Erziehung* I, S. 307.

13) *Cramer* a. a. O. S. 141.

14) *K. Schwenck* in *Hall. Lit. Zeit.* 1839. Nr. 140. ff. und *G. Thudichum* in *Ztschr. f. Alt. Wiss.* 1842. S. 721 f.

dem Uebermuth und Trotz: so ist es doch nicht die Volkssage, die eine so volle Persönlichkeit statt einzelner Züge und Thatsachen von ihm ausprägt, sondern ihre Ausführung und Belebung durch den Dichter der Bühne, bei dem namentlich die Raschheit und Heftigkeit seines Charakters in dem König Oedipus ganz unverkennbar hervortritt. Hingegen wiederum, wenn sein Leiden gleichsam ein Vorbild des langen Schmerzenskampfes, den das hellenische Leben selbst dahinstarb, wenn sein Sturz vom Throne, seine Blendung durch eigene Hand, sein Wandern und Sterben in der Fremde als Hindeutungen auf das allmähliche Hinwelken des griechischen Lebens vom Gipfelpuncte seiner Blüthe an, der Wechselmord der Söhne desselben als den einheimischen Kriegen entsprechend angesehen wird, in denen die Bruderstämme des hellenischen Volks sich verbluteten, und so vieles Andere mehr: so sind das anziehende Parallelen, schöne Züge welthistorischer Combinationen, die jedoch mindestens über den Gesichtskreis des an seine Zeit und Umgebung mit starken Banden geknüpften und nur mit einzeln hindurchblitzenden Ahnungen der Zukunft begabten Dichters hinaus liegen.

Drei Gesichtspuncte mögten es wohl sein, aus denen sich bestimmte Resultate für eine gewissere Einsicht in die sophokleische Auffassungsweise gewinnen liessen, nemlich die Behandlung der einzelnen in den Oedipusstücken auftretenden Personen, namentlich in ihrem Verhältnisse zu einander, die künstlerische Anordnung des Ganzen und die Stellung der Bühne und des Chors zu einander wie zum Publicum, endlich die allgemeine religiös-sittliche Weltanschauung des Dichters. Fragen wir also zunächst nach den beiden ersten Puncten, dem Gange des Stücks und der Fassung der Rollen sowohl im König Oedipus als im Oedipus auf Kolonos.

Um den Altar vor dem Königspalaste auf der Burg von Theben liegt betend eine ausgewählte Schaar jeglichen Alters, für die Noth der hartbedrängten Stadt Hülfe erflehend, als der König aus seinem Palaste, wie ein Vater unter seine Kinder, in ihre Mitte tritt; nicht minder aber sitzt, mit den Zeichen der Trauer, der Bekränzung mit Zweigen, Weihrauch verbrennend und Klagelieder absingend, das übrige Volk auf dem Markte am Doppeltempel der Pallas und am Orakelsitze Apollos beim Ismenosflusse. Die Noth ist eine ganz unbegrenzt allgemeine; die Frucht des

Feldes verdorrt, die junge Brut der Heerde erstirbt, der Schooss der Mütter ist mit Unfruchtbarkeit gestraft, grausig zieht die Pest durch die Stadt und fordert unablässig ihre Schlachtopfer, das kadmeische Haus wird arm, der Hades reich. Da wenden sie sich in solcher Bedrängniss an ihren Herrscher; nicht als ob sie einen Gott in ihm sähen (31), sondern einen Menschen (33), aber für den *ersten und vorzüglichsten* ihn achtend in den Bedrängnissen des Lebens und den Wechselfällen der Geschicke (*δαιμόνων*), und das, weil er das Räthsel der Sphinx ohne alles Zuthun thebanischen Wissens, nur unter göttlichem Beistande gelöst hat; in dem Bewusstsein also, dass kluger Rathschluss *ein* gutes Ende der Ereignisse vermittelt und hervorruft (44 f.), aber auch, weil es in seinem eignen Interesse liegt, nicht über eine leere Stadt zu herrschen (55), wenden sie sich um Abhülfe an ihn. Aber, wie dem guten Vater der Kinder Wünsche schon bekannt sind, ehe denn sie bitten, hat er bereits fürsorgend zum Orakel Apollos nach Delphi hingesandt und mit Ungeduld harrt seine Seele der Rückkehr des Schwähers Kreon, fest entschlossen, den Willen des Gottes pünctlich zu erfüllen. Schon naht er und die Vorzeichen sind glücklich: der fruchtreiche Lorbeer bekränzt sein Haupt, sein Auge leuchtet, sein Mund verkündet wirklich Heil, aber nicht ganz unzweideutig; dem mit prüfendem Bewusstsein frei dem befangenen Handelnden auf der Bühne gegenüberstehenden Zuschauer [15]) ist es schon klar, dass hier die Personen sich scheiden und was der einen Heil, der andern vielleicht das bitterste Weh bringt. Schon ist die Forderung des Orakels, die unheilbare Blutschuld an dem Mörder des frühern Königs nicht länger im Lande zu dulden, dem Kreon ziemlich klar, während sie dem Oedipus in so weiter Ferne liegt, dass er auch der allereinfachsten und nächsten Nachrichten darüber bedarf. Kreons Seele ist wohl nicht ohne Argwohn gegen die bestehende Herrschaft; Oedipus ist arglos in Bezug auf sich selbst und in seinem Gewissen völlig frei, aber seine genau eindringenden Fragen entwickeln in ihm den Verdacht einer, vielleicht noch bestehenden, Verschwörung. Dem rathlos mitten in

---

15) Vgl. *Klander de choro Sophocleo*, S. 43. mit *Schreiter üb. d. trag. Chor bei Soph.* S. 13.

dem Sturme und Drange der Begebenheiten dastehenden Chore vergegenwärtigt sich nur das ganze Gemälde des Elends, worin die Stadt sich befindet, und zeigt sich ein schwacher Hoffnungsstrahl in dem Worte des Orakels; gegen die furchtbare Pest aber ruft er die Hülfe aller Götter an. Oedipus aber bethätigt seinen ganzen Eifer für das Wohl der Stadt und die Entdeckung des Mörders, indem er als Strafe dem Mörder eine freiwillige Verbannung bestimmend nicht allein den schwersten Fluch auf jeden herabruft, der obwohl wissend doch keine Kunde davon geben will, sondern auch auf Kreons Rath den Seher Tiresias zur Deutung des Orakelworts hat kommen lassen und ihn mit dem ehrendsten Vertrauen empfängt. Aus dieser reinen Liebe entwickelt sich denn aber auch eben so schleunig der ungehaltenste Zornmuth, als der Seher, wie er die Absicht seiner Berufung erfährt, Anfangs missmuthig wieder wegzugehen wünscht, dann seine Bereitwilligkeit zur Erklärung der Sache entschieden versagt, zuletzt aber des Oedipus Verdacht, dass er einen, wenigstens mittelbaren, Antheil an der That habe, dem Oedipus völlig zurückgibt und, eben so klar dem unbefangenen Zuschauer als dem befangenen Oedipus dunkel, wunderbare Weissagungen der nächsten Zukunft (408 ff., 433. 447 ff.) enthüllt. Wie anzunehmen ist, dass der Dichter jedem der hier handelnden Charaktere an seinem Theile die volle Geltung habe zukommen lassen: so ist gewiss auch dem Tiresias und seinem Benehmen die gebührende Berechtigung nicht zu versagen; nur gereizt spricht er Alles, sonst hätte er wohl lieber ge- schwiegen (353). Andrerseits aber ist es auch begreiflich, dass Oedipus, wenn nicht seine Ahnung getrübt durch Leiden- schaft, sein Blick geblendet ist, an dem bunten Gewirre d Lebens fast irre wird (375 ff.), da er alte bewährte Freu schaft, wie er glaubt, gegen sich im Bunde und die Seherg im Dienste des Eigennutzes sieht. Der Chor erkennt nur *Leid schaft* auf beiden Seiten und wendet die Aufmerksamkeit auf beste Lösung des Orakelspruches hin (402.). Die Fürstenwür erscheint hierbei in hohem Maasse gefährdet, sobald die Leide schaft sie herabzieht; der Seher ist kein Diener der Fürstenmac sondern des Gottes (405.). Der Chor schwankt in seinem Urth nach und nach; er kann die mächtige Aufregung, die der sch dende Seher in ihm hervorruft, nicht bergen (476.), aber d

auch vom Oedipus bei der allgemeinen Liebe des Volkes zu ihm (482.) nichts Schlimmes denken, den nicht tadeln, der sich als so weise bewährt hat. Der ruhig besonnene Kreon, der auch schon früher (91 f.) hat verhüten wollen, dass in den Erregungen natürlicher Leidenschaft ein König sich nicht blossstelle vor den Augen des Volkes (der Chor freilich meint, er sehe nicht, was die Herrscher thun, V. 511.), will sich auf dem klarsten Wege von dem Verdachte reinigen, als ob der Seher von ihm bestochen sei; aber Oedipus überhäuft ihn mit Vorwürfen und will ihn in wohlgeformtem Beweise überführen, dass der Seher ohne sein Zuthun ihm den Mord des Laios nicht Schuld geben könne, da er sonst auch früher es bei der gleich angestellten Nachforschung angegeben haben müsste; aber auf gleiche Art sucht Kreon ihm nachzuweisen, dass an dem Besitze der Herrschaft ihm nicht gelegen sein könne, da er gleiche Macht mit ihm besitze; er ist bereit die Probe seiner Unschuld bei Gefahr der äussersten Strafe zu bestehen, auch er liebt die Stadt, auch er hat Antheil an ihr (611.).

Auf diesem höchst bedeutungsvollen Wendepuncte, wo aus dem Argwohn und der Anschuldigung offenen Verraths Ungehorsam und schroffer Streit hervorgegangen ist, wo Oedipus sich so ganz frei von aller Schuld fühlt, wird er grade mit dem Dazwischentreten seiner beschwichtigenden Gattin Iokaste und bald nachher eines Boten aus Korinth, der ihm den Tod des Polybos und seine Erhebung auf den korinthischen Thron melden soll, in die ganze Tiefe der Schuld plötzlich hinabgerissen. Ebenso rasch verwandelt wie seines Geschickes Wendung ist auch die Stimmung seines Gemüths; wunderbar irre und bewegt (700.) ist er bei der Erzählung Iokastens, die in ihrem Frevel sogar das Heilige anzutasten, die Glaubhaftigkeit der Orakel und den Werth der Sehergabe in Zweifel zu ziehen sich bemüht; so lange er sich dagegen nun auch sträubt, dass er den Sinn der Weissagungen selbst durch Spitzfindigkeiten retten will (941.), ist er doch einmal schon nah daran, sich demselben Unglauben zu überlassen (935 ff.). So fest er auch zu stehen gemeint hat im Vertrauen auf die eigene Kraft, jetzt wird er seiner Schwäche und Haltlosigkeit inne. Er sieht das segnende Geschick für seine Mutter, die Monde (die Zeit) als seine Verwandten an (1051 ff.), dieselben haben ihn klein und gross gemacht; er ist nicht durch

eigene Kraft und Willen mächtig, er wird ganz und gar von aussen bewegt und gelenkt. Und fast will es scheinen, als wenn er, der das Räthsel gelöst, selbst ein Räthsel sei, sowohl nach seiner wunderbaren Herkunft (s. das Stasimon 1058—76.) als auch in sofern er, ein Mensch im vollsten Verstande, der Inhalt jenes von der Sphinx gegebenen ist. Dennoch will er in edlem aufrichtigen Streben nach der Entdeckung des furchtbaren Geheimnisses, je klarer ihm die Möglicheit wird, den entsetzlichen Fluch auf das eigene Haupt herabgerufen zu haben, dennoch seiner selbst nicht schonen — nur die Bewährung des Einen Berichts von dem Sturze des Laios durch die vereinte Hand *mehrerer* Mörder kann ihn retten (817.) — er will seine auch noch so niedrige Geburt enthüllt sehen und er zeigt sogar eine Härte gegen die Gattin, die, wie er meint, sich seiner dunkeln Abkunft schämt (1041.). Diese aber will die ihr sich auf einmal aus der Tiefe des eigenen Gewissens enthüllende Lösung unterdrücken; deutlich erkennt sie schon die entsetzlichen Folgen jeder näheren Bestätigung des geahnten Verhältnisses. Der Schmerz, der in ihrem Innern tobt, lässt, je dumpfer die Stille ist, desto schrecklichere Wirkung vermuthen (1045 f.).

Wie zeigen sich uns denn nun diese Charaktere? *Oedipus* hat an sich keine Regung einer innern Stimme, keine Mahnung des Gewissens; auch selbst dann, als mit mächtiger Gewalt die Vorführung bestimmter Thatsachen ihn auf das Selbsterlebte hinführt, schöpft er doch noch Hoffnung aus einem objectiven Grunde, einem unbedeutenden Nebenumstande jenes Mordes[16]. Der gewaltthätige Mord war nicht selten in jenen Zeiten, Blutrache war nicht Sache des Staats, sondern der Familie; dennoch aber hätte die Grösse der begangenen That, gegenüber der Geringfügigkeit der Veranlassung (777—86.), wohl ihn öfter und stärker an ein Ereigniss erinnern mögen, das mit andern bedeutungsvollen Wendungen seines Lebens im engsten, selbst [illegible]lichen, Zusammenhange stand. Je weniger Bestand und Festigkeit sein bewegliches Gemüth hat, desto mehr bedarf er einer objecti-

16) Eigenthümlich stellt *Plutarch* περὶ πολυπραγμοσύνης c. 14. p. 522 B. f. das Unglück des Oedipus als eine Folge seiner Neugierde dar: [illegible] *γὰρ τὸν Οἰδίποδα τοῖς μεγίστοις κακοῖς ἡ περιεργία περιέβαλε*, wobei [illegible] weiter auseinandersetzt, wie er, obwohl das Grauenhafteste erfahren, doch noch immer mehr habe wissen wollen.

en Richtschnur, er gibt sich ganz den Dingen und Umständen in, sie beherrschen ihn; und zwar scheint er zur schwärzeren uffassung von Allem geneigt, nur allzuhohe Wellen treibt gleich ein Sinn beim Nahen der Sorgen aller Art; nicht prüft er, wie in verständiger Mann (Unbesonnenheit wirft ihm auch im *O. C.* 301 f. Kreon noch vor), das Neue nach dem Alten, er gehört lem jedes Mal Sprechenden, wenn er Schrecknisse verkündigt 885—88.) — so erscheint er selbst seiner Gattin, deren Trö-ung und Beschwichtigung nichts mehr fruchten will. Hier sehen ir doch aber in der That wohl die, freilich nicht ins Bewusst-ein tretende, Wirkung des Schuldgefühls; woher sonst diese chwarze Ahnung bei dem eben noch so muthvollen Manne? nser Mitleid wird ihm darum nicht fehlen; sein Arm hat eine hat vollbracht, die sein Inneres kaum berührt, Seele und Leib ind wie getrennt bei ihm und jene vermag diesen nicht wahrhaft u beherrschen; der geistig hochbegabte, dem fast Sehergabe vgl. 393.) verliehen ist, hat das Allen dunkle Räthsel lösen önnen [17]) und kann nun die raschen Wege seiner Sinne und Leiden-chaft nicht einmal hemmen, geschweige denn das Räthsel seines ebens entwirren [18]). — Ganz anders, ja fast entgegengesetzt t Lage und Charakter der *Iokaste;* sie ist an sich wohl gleich bhafter Empfindung fähig (1044 f.), aber sie äussert sich eniger, ist weniger offen und aufrichtig, sie ebnet ihre Wege urch Schweigen und Vergessen; während ihn der Drang der eele stets von innen nach aussen treibt, will sie Alles in ihr neres verschliessen, ein Grab der vorwurfsvollsten Thaten d entsetzlichsten Verhältnisse, die sie innerlich längst schon ar erkannt hat, deren äusserliche Enthüllung und Erlebung vor r Welt sie zur Verzweiflung treibt. *Er* ist dahingegeben an e objective Macht der Verhältnisse und Umstände, *sie* begriffen völlig subjectiver Abstraction von Allem, was sie binden und setzlich bestimmen kann, nicht fern von gänzlicher Willkühr.

---

17) Vgl. *Hegel, Phaenomenol. des Geistes* S. 553 f. *Aesthetik* I, 465.

18) *K. Schwenck Erklärungen d. Tragg. des Soph.* S. 106. „Da sehen r, dass Menschenwitz und Menschenweisheit, auch wenn sie noch so oss sind, sich nicht eignen das Menschenschicksal zu lenken, sondern s diess der Götter Sache sei.“ Noch stärker *A. Capellmann, die weib-len Charaktere bei Soph.* S. 24.

Er hält, so weit er irgend kann (943.), am Glauben an die Orak an die Götterstimmen im Vogelfluge fest; *sie* sucht, um leidig Trost für die eindringende Gewalt der Ereignisse zu bewirke allen Glauben daran zu vernichten, trägt aber grade so, ind sie beruhigen will, zur Entdeckung des furchtbaren Geheimniss bei. Man verkenne hier die ganze Tiefe der künstlerischen Anor nung des Dichters nicht, die mit dem poëtischen Werthe ethische Bedeutsamkeit meisterhaft verbindet: *er*, dem diese gra den bittersten Schmerz bereiten konnte, dringt unbewusst Nachdruck auf die Enthüllung; *sie*, der mindestens eine Ahnu des Thatbestandes aufgehen *musste*, stösst das darauf hinweisen Orakel mit Gewalt von sich [19]) — das ist die ganze Furchtbark des sittlichen Conflicts zwischen unbewusstem und bewusst Thun [20]). — Wie steht es mit dem *Chore*, den edlen Greisen d thebanischen Volks? Das Königspaar ist in den Palast gegange billig behält es seine Sorge und Noth für sich — der Chor blei allein mit seiner reinen Gesinnung. Von all dem Elend, was natürliche Folge der Verschuldung kommen muss, darf der Gerec tigkeit gemäss kein Theil das thebanische Volk treffen. Mei Lebensaufgabe möge es sein, singt er in jenem unvergleichlich Stasimon (836 ff.), heilige Reinheit in Wort und That zu bewa ren, zu deren Schutze dienen die in der Höhe wandelnden, himmlischen Aether geborenen Gesetze, deren Vater allein Olymp ist und keine sterbliche Menschennatur, die, weil ein mä tiger, nie alternder Gottesgeist in ihnen lebt, auch keine V gessenheit je zu Grabe tragen wird. Der Frevel der Nic beachtung dieser ewigen Gesetze erzeugt Tyrannei (ὕβρις φυτ τύραννον), der, wenn er das Maas des Verkehrten und Verde lichen erfüllt, den steilsten Gipfel erklommen hat, in den Abgr stürzt wankenden Fusses. Der Gottesverächter in That und W der keine strafende Gerechtigkeit scheut, nicht die Götterhei thümer ehrt, den möge als Lohn schnöder Lust böses Gesc treffen, wenn er Gewinn nicht im Rechte sucht, den Frevel v

19) Von diesem Gesichtspuncte aus mögte das Urtheil vielleicht et milder ausfallen als bei *Capellmann, d. weibl. Charakt. b. Soph.* S. 2 und *Behaghel, d. Familienleben n. Soph.* S. 16. Wie weise ihre Rolle Dichter beschränkt ist, darüber s. *Hermann, Quaest. Oedip.* S. 22.

20) Vgl. *Hegels Aesthetik* III, S. 551.

bt, das Heilige antastet. Würde das Böse nicht bestraft, dann räre die Götterverehrung nichtig; ich will, fügt der Chor sogar inzu, keinen Tempel wieder besuchen, wenn nicht das gegenrärtige Dunkel enthüllt wird; der Alles beherrschende Zeus wird lieses nicht entschlüpfen lassen, denn schon schwindet der Werth ler Weissagungen, Apollo glänzt nicht mehr in alten Ehren, das Göttliche sinkt.

Wenn nun in rascher Folge hierauf durch das Erscheinen des Hirten, der einst den Knaben Oedipus gepflegt, und des Sclaven, der ihn zur Aussetzung auf dem Kithäron empfangen und dann an jenen übergeben hat, die Enthüllung des Ganzen *herbeige*führt wird; so könnte man meinen, dass damit auch das *Ziel* und die Lösung des Stücks selbst gegeben sei. Aber drei noch hinzutretende nicht unbedeutende Momente, der Chorgesang mit seiner Klage über die Unseligkeit alles menschlichen Lebens und den herben Wechsel von Glück und Elend, die schauerliche Meldung von dem freiwilligen Ende der Iokaste und der durch eigene Hand vollzogenen Blendung des Oedipus, endlich die ebenso grausenhafte Vorführung des Letztern selbst zeigen uns, dass wir über das nächste Verhältniss der *Handlung* hinaus recht eigentlich bei einem dauernden Zustande und seinem Einflusse auf unser *Gemüth* verweilen sollen. Und wir empfinden seine Lage um so lebhafter, als er sie selbst nach ihrem ganzen Umfange erkennt und mit wahrer Seelengrösse nun auch eben so verbrecherisch und elend vor seinem Volke *erscheinen* will als er es *ist*. Warum aber der Ausgang beider gleichbetheiligter Gatten so verschieden? Iokaste hat durch die absichtliche und bewusste Aussetzung des Kindes grade die erste Veranlassung des ganzen Unglücks bereitet; sie hat, je mehr sie die Wahrheit der Verhältnisse im Geiste ahnend erkannte, desto mehr sie zu verhüllen und vor der Entdeckung zu bewahren gesucht, sie hat den Götterglauben, von dem sie sich doch bei dem ersten Schritte hat leiten lassen, in sich und Andern zu vernichten bemüht; so wie keine Theilnahme für sie in den Vordergrund unserer Empfindung treten darf, so muss sich auch ihr Leben und ihr Ende unsern Blicken entziehen. Warum stirbt nicht aber auch Oedipus? warum muss er grade erblindet noch ein langes, müh- und fluchbeladenes Leben fortsetzen? Die Antwort kann mehrfach lauten und ist immer recht; es kann sich die Ironie des Schicksals hier, wie geistig in seinem

ganzen Leben, so auch leiblich einmal recht erfüllen; es ist zu natürliche Vorstellung, dass er die Dinge von dem Aug blicke an, wo sie ihm auf so furchtbare Art klar geworden s nicht mehr sehen mag; Apollo, der das Leid über ihn verh hat, das er freilich durch eigene Hand vollziehen soll, wür ihn nicht mehr das Licht zu schauen, das von ihm als H (vgl. V. 1392 f.) ausgeht; aber vor allen Dingen wird der Zw spalt, worin der natürliche Mensch zu dem höhern, der leibl zu dem geistigen steht, uns dadurch vergegenwärtigt: s Hand hat gethan, wovon seine Seele nichts wusste; sein inn Auge ist so hell und klar gewesen und sein Geist so stark, zum Durchdringen auch des Geheimnisses der Natur, das durch Geisteskraft überwunden werden konnte, aber seine äuss Sinne haben stets im Verborgenen getappt, und das beide v mittelnde Bewusstsein ist ihm in seinem Handeln wie in d Erkennen seiner Lebensverhältnisse nicht aufgegangen. D besteht ja auch der grösste Fluch seiner Selbstverwünschu denn noch schwerere Rache hat er über den Wisser der T als über den Vollbringer derselben herabgerufen, und er v einigt beides in seiner Person, ohne sich dessen zu rechter bewusst geworden (denn nun tritt es V. 1335 ff. nicht in Gestalt der Reue, sondern der gegen die Gewalt der Dinge mächtigen Verzweifelung auf), ohne gewaltsam durch die M der Umstände darauf geführt zu sein.

Hier ist der eigentliche *Schwerpunct* der griechischen T *gödie*, vielleicht des griechischen *Lebens* überhaupt. Durch Manifestation seines Geistes vom mäonischen Sänger an zieht dieser furchtbare Zwiespalt hindurch zwischen dem, was Mensch will und dem, was er kann, zwischen dem, was e wissen begehrt, und dem, was er wirklich weiss, das ist stille, innere Nemesis, die sein irdisches Leben verfolgt; d zieht eine wunderbare *Ironie* in all sein Denken und Thun hi Und diese grade offenbart sich beim Sophokles[21]) im vollen sten Maasse, so in Charakteren und Handlungen, wie in W und Gedanken; mehr oder weniger in jeder Entwickelung se

---

21) Vgl. besonders *Nitzsch* vor d. *ind. schol. Kil.* Sommer 184 III. f. und (am Oedipus ausgeführt) Sommer 1843. S. VII. f., auch *Müller, Gesch. d. griech. Litt.* II. S. 126 f.

Stücke, vereinzelt selbst in der äussern Darstellung, stärker im Ajas, am stärksten in der Elektra und dem König Oedipus. Hier gestaltet sich der unmittelbare Zusammenhang seiner *poëtischen* Kraft und Tiefe mit dem Ernste und der Wahrheit seiner *ethischen* Betrachtung. Der Mensch ist blind über sein eigenes Ergehen; er geht seinem Geschicke grade mit den Schritten entgegen, mit denen er ihm zu entkommen meint; er verkennt stets sich und Andere, stiftet bei gutem Willen Böses, hat selbst bei zweifelhafter Schuld doch Gewissensbisse zu tragen, sein Wille wird, durch Leidenschaft geknechtet, unfrei [22]).

So ist denn bereits ein gewaltiger *Umschwung* in der Seele des Oedipus vor sich gegangen (V. 699 f.); darum erscheint ihm jetzt die Verbannung als eine wahre Wohlthat (1402 f.). Um sie und um den Abschied von seinen Kindern fleht er den Kreon an, den noch einmal am Schlusse des Stücks — wir fragen wohl: warum? — der Dichter auftreten lässt. Wenn nemlich in dem vielleicht mit Recht von uns angenommenen Widerstreite der geistigen und natürlichen Interessen auch hier wieder eine Seite derselben, Staats- und Familienleben, hervortritt, deren Wohl so unversöhnlich von einander getrennt werden, dass der grosse Wohlthäter des Staats, der so viel Pietät und kindlich frommen Familiensinn [23]) beurkundet (970. 1103 ff.), fast durch eine und dieselbe That als der Mörder des ganzen Familienglücks erscheint: so soll nun, wo er vom Staatsregimente zurücktritt (der Chor sagt: Kreon ist allein statt deiner als des Landes Hüter zurückgeblieben, V. 1384.), ein versöhnender Uebergang zum Leben der Familie vermittelt werden. Kreon ist der natürliche Vertreter derselben, wie früher, wo er schon die erste Entdekkung der Oeffentlichkeit entziehen wollte (V. 91. f.), so jetzt (V. 1395 ff. vgl. 1481. 87.); er thut nichts nach eigenem Gutdünken, sondern horcht auch jetzt noch hinsichtlich des Oedipus auf die Winke der Gottheit (V. 1404 f.) und führt ihm, seinen Wünschen beinahe zuvorkommend, aber auch bei dem edlen, keineswegs

---

22) Schön spricht in solcher Weise *Gruppe, Ariadne* S. 720., vgl. mit S. 164., wenn auch das Verhältniss des Menschen zum Schicksal im Ganzen etwas anders zu bezeichnen sein dürfte.

23) Ausgeführt in der lesenswerthen Schrift von *Behaghel, das Familienleben nach Soph.* S. 37 f.

durch sein Unglück bitter gemachten Manne würdigen Dank erntend, die beiden Töchter zu, die, während die Söhne auf ihre eigene Manneskraft hingewiesen werden, so hülflos und elend dastehen. Wenn aber der Chor das Ganze mit den Worten abschliesst, dass Niemand glücklich zu preisen sei, bevor er ohne Leid zum Ziele des Lebens gelangt: so ist das wohl ein zu natürlicher Gedanke bei dem Ueberblicke über die furchtbaren Ereignisse, die ja auch ihn so gut wie den Oedipus treffen können; wir würden aber gewiss sehr irren, wenn wir darin die Summe der ganzen Lehre, die dieses grossartige Drama verkündigen soll, befasst meinen wollten.

Wir werden nach solcher Darlegung bereitwillig zugeben, dass die Tragödie ihr Ende erreicht habe mit dem Gerichte des Oedipus über sich selbst [24]), aber freilich nicht bloss mit dem thatsächlichen, sondern auch mit dem innern seiner geistigen Selbstvernichtung; dass also, wenn wir noch darüber hinaus in Spannung versetzt werden wegen des endlichen Schicksals des Oedipus, wenn die bis dahin stummen und verborgenen Kinder, und zwar Söhne und Töchter in verschiedener Beziehung, vorgeführt werden, der Dichter wohl schon unverkennbar die Absicht gehegt habe, noch ein zweites Drama unmittelbar an dieses anzureihen [25]). Ob aber die Ausführung dieses Wunsches sich auch schon so schnell realisirt habe, und ob auch die Darstellung beider Stücke unmittelbar nach einander auf der Bühne anzunehmen sei, ist eine andere Frage, die wir hier zunächst unberücksichtigt lassen können. Vielleicht würde sich auch auf diese oder eine ähnliche Art die verschiedene Annahme einer gleich auf

---

24) *A. Schöll, Sophokles,* S. 171 ff. Eine andere Frage ist es freilich, ob mit gleich entschiedenem Rechte behauptet werden dürfe, dass sich eben so eng daran wieder die Antigone angeschlossen habe und durch den Oed. a. Kol. in bestimmten Hindeutungen vorbereitet werde. Näheres *Schöll* S. 227 ff.

25) Beachtungswerth in dieser Beziehung die zufällige Ergiessung *F. H. Jacobi's Werke* I, S. 260 ff.: — „dass die zwei Gedichte — zusammen gehören wie Anfang und Ende, beide sich gegenseitig bedürfen, wie die beiden Schwingen des Adlers. So betrachtet, in dieser Vereinigung zweier Begebenheiten zu Einer grossen Offenbarung, flösst mir das Werk des Griechen eine Ehrfurcht ein, die mir die Kniee beugt." Auf die enge Verbindung beider legt auch *Schöll Soph.* S. 169 f. 176. Gewicht.

ie Entstehungszeit des Königs Oedipus folgenden und der in as späte Lebensende des Dichters[26]) fallenden Abfassungszeit des weiten Oedipus vermitteln lassen. Denn auch, wenn er die Fortsetzung viel später schrieb, konnte sie dennoch, sei es auch nicht für die Bühnendarstellung, aber doch mit eingehender Rücksicht auf das erste Stück und dem ursprünglichen Plane gemäss gedichtet werden. Es weht aber offenbar ein völlig anderer Hauch aus dem zweiten Oedipus.

Auf einen ganz andern Boden, fern von der thebanischen Heimath, führt uns nemlich der *Oedipus auf Kolonos;* wo der lebensmüde und von der Last des Wegs gebeugte Greis die erste *ersehnte* Ruhe findet, ist heiliger Boden, beherrscht vom hehren *Poseidon* und vom feuerbringenden Gotte Titan Prometheus; es ist die eherne Schwelle des Landes, die Schutzwehr Athens[27]). In der Ferne schimmern deutlich erkennbar die Thürme der herrlichen Athenestadt; die Blüthen des Lorbeers, der Olive, der Rebe und das vielstimmige Lied der Vögel neben dem rauhen Steine, des Greises Raststätte, bilden eine wunderbare Umgebung. Es ist anders gekommen, als der Ausgang des ersten Stücks uns erwarten liess; das Orakel ist über die Verbannung des Oedipus, wie es scheint, nicht befragt worden, wenigstens bietet sich uns nirgend die mit Recht erwartete Kunde davon dar, sondern Fürst und Volk haben entschieden: sie haben damals, als ein Steinigungstod ihm eine Wohlthat gewesen wäre (430 f.), ihm nicht willfahren wollen; erst als die Zeit seinen Kummer gelindert, als er die Einsicht gewonnen, dass er mit seines Schmerzes Uebermaass seine Schuld gebüsst, und sich also mit sich selber wieder auszusöhnen angefangen hat: da hat die Stadt ihn spät, gewaltsam hinausgetrieben, die Söhne ihn nicht geschützt, die Töchter dagegen ihn begleitet. So kann denn sein Leben rasch zu der ersehnten Ruhe hinabeilen, und die eigentliche Handlung des Stücks selbst muss eine sehr einfache sein; nur wenige Verwickelungen

26) Nach den bekannten Erzählungen des Alterthums, im Zusammenhange vorgeführt von *Schöll Soph.* S. 344 ff.

27) Die sinnvolle Bedeutung dieser Umgèbung weisen besonders *Schöll, Soph.* S. 14 ff. und 179, auf Einem Puncte (Prometheus) auch *Hegel, Aesthetik*, II, S. 58 f. nach; gründlich erörtert ist sie von *Kolster, de adornata Oed. Col. scena* S. 5. ff.

sind mehr denkbar: Staat und Familie, Kreon und Polynices, wollen noch einmal ihm seinen Frieden entreissen, sich den Segen seines Grabes gewinnen, aber vergeblich. Hier herrscht wieder völliger Gegensatz zu dem Ende des ersten Stücks: die Söhne, die als Männer fremden Schutzes nicht bedürfen, erscheinen jetzt als Knaben, die nach ägyptischer Sitte mit weiblicher Arbeit daheim sitzen (333 f.), während die Mädchen sich draussen den härtesten Mühen und Arbeiten Preis geben. Diese Gegensätze, die aber keine zufälligen, durch die Zeit oder des Dichters reiflichere Ueberlegung und tiefere Einsicht gewonnene, sondern absichtlich künstlerische sind, lassen sich noch viel weiter verfolgen: der in aufrichtiger Theilnahme wohlwollend gesinnte Kreon erscheint hier verstellt, eigennützig (758 ff.), gewaltthätig; brachte dort selbst noch die Leiche des unglücklichen Mannes Fluch, so ist hier die endlich gewonnene letzte Ruhstatt ein unschätzbarer Segen, um den im leidenschaftlichen Wettstreit gerungen wird; das augenblicklich so friedliche, aber dem stürmischen, blutigen Wechsel der Zeiten dahingegebene (615 ff.) Theben ohne sichern Rechtsschutz und wandellose Frömmigkeit, das Land des Bacchus, gegenüber der hochgeehrten Pallasstadt, der mächtigsten in Hellas (731), der gottesfürchtigsten der Städte (256 ff., s. dazu die Ausleger), die allein den nothbeladenen Fremdling zu retten, allein ihm zu helfen im Stande ist, die Frömmigkeit, Milde und Wahrhaftigkeit bewahrt (1120 ff.), den strengen Areopag in ihrer Mitte hat (944 ff.); dort die furchtbare Noth der Alles verödenden Pest, hier der Segen einer lieblichen und reichen Natur (16 ff. 667 — 719); ja, Oedipus selbst befindet sich *hier* und *dort*, wie der büssende und der versöhnte Dulder, in einem wunderbares Licht verbreitenden Gegensatze. Dort bediente sich auch die Religion des Staats zur Vermittelung ihrer Mittheilungen und Befehle, hier erscheint sie im engern Bunde mit der Familie, die geliebte Tochter überbringt den Orakelspruch (385 f.), wornach die Thebaner seiner, lebend oder todt, einst zu ihrer Rettung bedürfen werden, wornach sie sich seines Grabes bemächtigen sollen, damit es nicht einst, nach dem Zeugnisse des Liebe und Pietät ehrenden Herzens sowohl, als nach der Vorschrift der Götter, zürnend wider sie zeuge. Jetzt weiss Oedipus, nachdem er an sich Alles abgebüsst und vernichtet hat, dass er unschuldig Thaten der Schmach

getra-

agen, dass die Stadt ihn in den Fluch eines verbrecherischen bündnisses verstrickt (525 f.), dass er auch des Vaters Mord vor dem Gesetze begangen hat, weil gereizt und unwissend 6 f.), dass das Ganze ein unfreiwilliges, nicht zur Schuld urechnendes Thun ist (961—1010).

Dass mit diesen Gegensätzen von dem Dichter zugleich all-seine Gedanken angedeutet werden sollten, lässt sich erwarten, r daneben tritt uns noch die Verwirklichung derselben in der chichte des hellenischen Volks überhaupt, namentlich des athe-sischen entgegen, insoweit sie damals schon erfüllt war oder als in nächster Zukunft bevorstehend zeigte. Unmittelbare leutungen auf die Verhältnisse Thebens und Athens liegen hier s klar vor; unter Andern würde der Dichter die Scene der len Töchtern versuchten, aber gescheiterten Gewaltthätigkeit riss nicht so weit ausgeführt haben; aber diess war nichts isseres, was nur zu berechnetem Eindrucke auf die hörenden tgenossen bestimmt war, sondern es gibt uns den unverkenn-en Wink, dass Sophokles das Leben, Thun und Schicksal des ipus als etwas tief Bedeutsames auffasste, in welchem allge-ne Wahrheiten sich abspiegelten, die im Laufe der Weltbe-enheiten sich unter anderen Formen mehr als einmal wieder-haben. Darin liegt der Reichthum, darin das Anziehende seiner htung. Wir haben in dieser wunderbaren Meisterschöpfung er Muse den Silberblick seines Greisenalters [28]), einen Schwa-gesang, wenn nicht Alles trügt, worin er mit mehr als ge-hnlicher Kraft und Einsicht sich über Zeit und Umgebung erhob l — wer mag jedoch sagen, mit wie deutlichem Bewusstsein es Einzelnen! — hellere Blicke in den Gang der künftigen Ereig-nisse offenbarte.

Der Dichter lässt jetzt den Hauptwendepunct eintreten. Kreon scheint, um Namens des Staates mit kluger Ueberredung, dann Drohung und endlich mit Gewalt der eigenen Heimath den Segen seines Grabes zuzuwenden. Will aber der Staat jetzt auch Gewalt den Familienschutz übernehmen und leisten, wollte er müden Greis selbst ohne Scheu vor den Wirkungen des einst-igen Fluchs hegen und pflegen: es kann nicht sein, Oedipus

28) Dieses Gepräge des sorgenvollen Greises findet darin auch *Hermann*, t. Oedip. S. 61.

ist ganz und gar von dem Willen der höhern Macht abhängig, die jeden seiner Schritte leitet und Athen den Segen seines Grabes zuerkannt hat.

Das Leben ist der Güter höchstes nicht, enthüllt sich uns daraus also mit siegender Gewalt; der Tod ist eine Wohlthat für den, der an seinem Leben den Zwiespalt des Geistes und der Natur so herbe erfahren hat. Der Chor spricht es entschieden aus V. 1206 ff:

Wer nach weiterem Lebensziel
Aufblickt, über das Maass hinaus,
Nicht des Wahnes der Thorheit noch
Achtet entbunden ihn meine Seele.

Und mit schneidender Herbigkeit tritt die Summe hellenischen Bewusstseins von der Werthlosigkeit und dem Elend des Menschenlebens gleich hinzu:

Nie geboren zu sein, wo ist
Höhrer Wunsch? Und der andre, dir,
Der du lebest, er ist, zu gehn
Wieder, von wannen du kamst, in Eile [29]).

Damit wir aber noch einmal gemahnt werden, die bewusstlose Schuld sei eine ganz andere, als die bewusste, dazu das heiligste Recht der Pietät und Kindesliebe verletzende, erscheint Polynices, um auch seines Theils die segenbringende Gegenwart des einst von ihm so schmählich verstossenen Vaters sich anzueignen. Die ganze furchtbar vereinte Fürstenmacht droht gegen Thebens Mauern anzugehn, der Sieg aber ist dem geweissagt, auf dessen Seite Oedipus tritt. Doch dieser ist unbeweglich; sein Wirken besteht jetzt nicht mehr in seines Leibes Gegenwart, sondern in dem Segen seines Grabes, ohnehin kann er den schweren Fluch vom Haupte des Sohnes nicht lösen. Der Sohn sieht auf dem Throne neben Zeus für alle Schuld die *Gnade* (αἰδώς) V. 1263., aber Oedipus nach uraltem Gesetze die *Gerechtigkeit* (δίκη) V. 1377.; die Schuldvergebung kann nicht dem Eigennutze oder der Weltlust dienen, auf schwerer Missethat liegt der Fluch der Verworfenheit und Vaterlosigkeit V. 1378 ff., und es enthüllt sich in dem Schuldbeladenen selbst das Bewusstsein, dass Alles in eines Gottes Hand

---

29) Ueb. v. *Thudichum*; zur Sache vgl. *Lasaulx de mortis dominatu* S. 47 f.

und dass seiner Huld und Liebe der Unschuldige anzube-
sei, damit ihn kein Unglück treffe, V. 1438 ff.
Aber eben so gewiss und unwandelbar enthüllt sich uns der
he Wille mit seinen Entscheidungen, angekündigt in den
rn des Herrn. Unter lauten Donnerschlägen erfüllt sich das
sal des Oedipus, des Dulders nach langem Harren; froh
en und gestärkt geht er demselben entgegen, er weiss, es
sich ihm die selige Ruhstatt.

> Mit welchem im Tod
> Die Gnade der Unterirdischen ruht.
> Um den wehklagen, ist Sünde.
>
> Theseus V. 1732 ff.

hor zittert in banger Erwartung, das Gewaltige und Wun-
e darf sich nicht vor den Blicken der Zuschauer enthüllen;
te naht und kündigt es uns an und wir horchen mit stei-
Theilnahme. Er hat zum Abschiede gesegnet den Fürsten
is Land, gesegnet seine Kinder und sie dem Schutze des
Landesfürsten empfohlen; alle Andern entfernen sich, bei
letzten Scheiden darf nur Theseus zugegen sein und das
rtraute Geheimniss soll durch ihn und seine Nachfolger als
fortleben von Geschlechte zu Geschlecht. Er waltet im
da ihr Land sein Grab birgt, als ein segnender Genius
emselben fort; dem entsühnten, vom Leibe befreiten Geiste
Herrschaft zugewiesen, Athen hat die Pflege desselben
rnehmen. So enthüllte der Dichter also die grosse welt-
htliche Bedeutung seines Volks grade in dieser grossartigen
schöpfung, der der frühere Oedipus gewissermaassen nur
rspiel dienen konnte; damit wir aber das tragische Interesse
n Ende behalten, damit wir erkennen, dass der Schutz des
schen Heros, zu dessen Ehre der Todte nunmehr erhoben
rch die Vermittelung des von ihm gesegneten Athens auch
inigen wahrhaft zu Theil wird, erscheinen die Töchter fern
s Vaters Grabe, das sie gern schauen mögten; aber nicht
mit heisser Liebe und Sehnsucht nach ihm, hinausgewiesen
emdlinge in die Welt, aber gestellt unter den Schutz des
, der Gerechtigkeit, Kindesliebe und Eidestreue zu be-
n die erhabene Pflicht bekommen hat.
Dürfen wir von hieraus noch einen Blick weiter vorwärts
Gewiss erinnert uns das Ganze leicht noch an mehr als das

ist, was zu erkennen dem reich begabten Dichter vergönnt war, und zunächst mögen wir den Vertreter der im Eingange bezeichneten prophetischen Deutungsweise hier folgendermaassen vernehmen: Die ganze Sage ist wie eine wunderbare Traumprophezeiung über das Ende des hellenischen Lebens, welche darum am Anfange desselben steht, weil hierin das Ganze, im Keime beschlossen vor der zeitlich-räumlichen Auseinanderlegung seiner Momente substantiell erkannt wird. Wie Oedipus von den Donnern des unterirdischen Zeus aus diesem Leben abgerufen wird, damit er verklärt nach dem Tode fortlebe: so ward das ganze griechische Leben, als die Zeit erfüllt war, vom Schauplatz der Weltgeschichte abgerufen, damit es als verweslicher Keim gesäet, später in der Fremde unverweslich wieder auferstehe in der christlichen Philosophie: denn diese allein, als πραγμάτων ἀλήθεια, ist im Stande alle Räthsel des Lebens in Wahrheit zu lösen. In ihr wird der ganze Inhalt des hellenischen Lebens in das höhere Bewusstsein des Christenthums emporgehoben, findet darin sein höchstes und letztes Verständniss, somit sein wahres Ende und seine endliche Vollendung.

Wollen wir aber die Wahrheit solcher Betrachtung auch an sich nicht ganz in Abrede stellen, so erscheint sie doch jedenfalls in einer zu unbestimmten Allgemeinheit, als dass wir sie, zumal als eine dem Bewusstsein des Dichters lebendig vorschwebende Vorstellung, zugeben könnten. Wir wollen auch in gewissem Sinne die Wiedererstehung hellenischen Lebens innerhalb der christlichen Welt nicht in Abrede stellen: ob aber in der angedeuteten Weise? ob nicht erst nach langem und feindseligen Kampfe, der wenigstens neben einer für das Empfängniss des Christenthums geneigten Richtung herging, seinerseits aber wesentlich zu einem Läuterungsprocesse aller Betheiligten diente, die Summa griechischen Denkens, Wollens und Glaubens in jene höhere Region aufgenommen worden ist? Wir wollen weiter auch nicht im geringsten Maasse die grosse Wichtigkeit schmälern, die darin liegt, die bestimmte Beziehung des Alterthums zum Christenthume tiefer und lebendiger zu erforschen, als wenn nicht grade dabei auf beiden Seiten unendlich gewonnen werde: nur dass durchaus nicht die christliche Idee ins Alterthum hineingetragen werden darf, statt dass die Resultate antiken Denkens und Forschens genau bis zu der scharfen Grenzlinie zu führen sind, wo sie unbefriedigt

abbrechen, bis die evangelische Wahrheit in ihrer schöpferischen Tiefe die Lösung gibt. Aber andere, durchaus nicht abzuweisende Fragen drängen sich auf eben diesem Gebiete mit dem nachdrücklichsten Ernste an uns heran, die so bestimmte Anklänge an Thatsachen der grossen Heilsgeschichte enthalten, dass man sich der Erwägung des gegenseitigen Verhältnisses nicht entschlagen kann. Ist hier nicht die unverkennbare Idee einer Sühnung nach schwerer, theils überkommener, theils selbst begangener Schuld? nicht die wunderbare Führung eines blinden Greises zu seinem Grabe hin, dessen Stätte von keinem Menschen mehr gesehen ward? Doch ehe wir diese und ähnliche Fragen zur Sprache bringen können, müssen wir zuvor eine ganz andere Seite der Auslegung, nemlich die Deutung des Ganzen auf politische Beziehungen, berücksichtigt und erledigt haben; denn während die oben berührte typisch-prophetische Erklärung bis an die äusserste Ferne des hellenischen Lebens die von ihr vermutheten Beziehungen hinausrückt, lässt diese sie vielmehr in der unmittelbarsten Wirklichkeit und in den individuellsten Verhältnissen ruhen.

Es lag nahe, an Zeiten und Personen beim Oedipus zu denken, die bei der Abfassung und Erscheinung beider Gedichte die Gemüther beschäftigten. Perikles und die ihm übertragene Staatsverwaltung, die auf ihm lastende Blutschuld der Alkmäoniden, und die zum Fluch dafür, wie es scheinen mochte, gekommene Pest, er selbst, den Verläumdungen der Gegner heftig ausgesetzt, aber um Orakel und Götterzeichen ziemlich unbekümmert, — das alles findet in dem Oedipus Tyrannos so viele Anknüpfungspuncte, und der Plan des Dichters, die Macht eines widrigen Geschicks an den auf eigene Kraft trotzenden Menschen zu zeigen, eine so berechtigte Anwendung, dass man meinen mögte, die Lösung der ganzen Aufgabe damit gewonnen zu haben [30]). Zwar schien diese sofort eine grosse Schwierigkeit zu finden an dem zweiten Stücke; denn theils sind die Beziehungen in dem Oed. auf Kol. nicht so unmittelbar und für den Perikles passend, theils scheint

30) Nachdrücklich ausgeführt von *C. F. Hermann*, *Quaestiones Oedipodeae*, S. 28 ff. Im Wesentlichen verworfen von *Schöll*, *Sophokles*, S. 31 ff., der namentlich in dem schauerlichen Bilde des Oedipus den Perikles nicht erkennen will, obwohl er im Uebrigen die politischen Beziehungen nicht leugnet.

daraus eine ganz andere, günstige Stimmung für denselben zu athmen, während in dem ersten der Dichter, ein Freund des Cimon und wahrscheinlich auch Anhänger der Gegenparthei im damaligen Staatswesen, versteckte Feindschaft gegen ihn übt [31]. Dagegen lässt sich, wie es scheint, in dem zweiten die offenbare Hinweisung auf politische Verhältnisse, wie sie damals zwischen Athen und Theben obwalteten, nicht verkennen. Allein das führt so wenig zu einer klaren Erledigung der Sache, dass vielmehr grade diese Rücksicht zu den verschiedensten Annahmen genöthigt hat [32], die sich aber nicht blos auf die Entstehungszeit beziehen, sondern auch auf die nach der jedesmaligen Berechnung derselben sich ändernden Zeitumstände. Folgt man der schon im Alterthume verbreiteten Erzählung, so fällt diess Meisterwerk in des Dichters letzte Lebensjahre [33]; wie aber ist dann das milde Urtheil über den thebanischen Staat und die Freisprechung von aller Schuld (916 f. 926 f. 934 f.) mit der grade in jener Zeit so heftigen Spannung zwischen Theben und Athen zu erklären, zumal bei der unverkennbaren Tendenz des ganzen Stücks, Theben die schlimme Folge seines ungebührlichen Verlangens vorzuhalten? Etwa durch die Voraussetzung, alle jene zur Milde sich neigenden Stellen seien bei der überarbeiteten Wiederaufführung des Stücks, vier Jahre nach des Dichters Tode, von seinem gleichnamigen Enkel eingeschaltet worden? und genügt es, alle die Stellen, die Athen den Segen seines Grabes verheissen, nicht von ganz Attika, sondern nur von Kolonos zu verstehen [34]? Unverfänglicher scheint es, beide Dramen mehr für ein allgemeines Spiegelbild der damaligen Zeit und Bewegung, des Lebens und Volkscharacters zu halten,

---

31) *Reisig, Enarratio Oed. Col.* S. V. ff.; *Lachmann* im *Rhein. Museum* I, S. 313—35.

32) *Lachmann* setzt die Abfassung des zweiten Oed. Ol. 87, 1.; *Reisig* und *G. Hermann*, ders. Ol. 2 oder 3; *Böckh* und *Süvern* 89 oder 90 zu Anfang.

33) Dafür entscheidet sich auch *Raspe, de aetate Oed. Col. disput.* S. V. ff.

34) Gegen diese Annahmen *Hermanns, Quaest. Oedip.* S. 43 und 46, wird man sich gewiss sträuben, so lange nicht die zwingendsten Gründe dazu treiben. Auch *K. O. Müller, Gesch. d. griech. Litt.* II, S. 138, Anm. bemerkt dagegen mit Recht: Das Drama sei zu sehr in *einem* Geiste gearbeitet, um einem solchen Argwohn Raum zu geben.

so dass von solchen Gesichtspuncten aus Manches sogar im entgegengesetzten Sinne gedeutet werden könnte. Wenn in der allgemein herrschenden Kriegsnoth und Drangsal der Volksglaube die Schuld auf die am Perikles haftende Befleckung zurückführen wollte, trat der Dichter leitend und beschwichtigend entgegen; und wenn der Muth zum Kriege erlahmen wollte, mochte er wohl die Fortführung desselben als eine gerechte und endlichen Erfolg verheissende bezeichnen wollen. In einer so jährungs- und spaltungsvollen Zeit schwand gewiss auch der so lange mit Reinheit und Treue bewahrte Götterglaube der Väter, und besorgliche Gemüther, die darin den Grund des Götterzorns zu erkennen meinten, suchten begangene Religionsfrevel auf und klagten sie öffentlich an. Hat — so frägt man in dieser Beziehung — in einer Zeit, wo einem Phidias, wenn auch durch betrügerische Tücke, wegen Unterschleifs und Entweihung heiligen Bildes der Process gemacht, ein Anaxagoras wegen Unglaubens und Aspasia wegen Gottlosigkeit in Gefahr standen, der Dichter sich der Gedanken daran entschlagen oder die Hörer ohne Erinnerung solcher Vorgänge bleiben können bei dem schönen Chorgesange (O. T. 836—81.), worin selbst das Einzelne berührt scheint [35]? Noch stärker aber scheint das in dem zweiten Stücke hervorzutreten. „Der Oed. a Kol. hat zu seinem Hauptinhalte die durch Orakel verbürgte, durch das Grab des Oedipus verpfändete Unüberwindlichkeit Athens gegenüber von Theben. Er stellt Theben in seiner Schuld, zerfallen in den eigenen Gliedern, anmaassend auf fremdem Boden, unwahr gegen Bundesgenossen und bedroht vom Fluche, Athen als fromm und menschenfreundlich, gerecht gegen Fremde, treu einem Wort und geschützt von Göttersegen dar. Diess ist in einer Weise ausgeführt, die überall an besondere Ereignisse der Gegenwart erinnert [36].“ So wäre denn bald deutlicher bald versteckter der thebanische Treubruch und der frische böotische Angriff auf Platää und selbst auf Attika hier mehrfach angedeutet; einzelne Stellen aber würden nach solcher Vorstellung selbst auf die vereinzeltsten Ereignisse gehen, wie der Olivenhain als Schreck der feindlichen Lanzen des alten Führers auf die Verschonung des heiligen Hains beim Einfalle des Spartaners Archidamos, die py-

35) So im Wesentlichen *Schöll, Soph.* S. 185 ff.

36) *Schöll, Soph.* S. 196.

thischen Gestade und der fackelhelle Strand auf die beim ersten Einrücken der Feinde bestürmten oder verheerten Plätze, das Denkmal ewiger Treue zwischen Theseus und Peirithoos auf den vertragsmässigen Beistand thessalischer Reiter, weiter die „durch die Fabel und Handlung nicht gebotene" Schlacht zwischen Kreons Leuten und der attischen Mannschaft auf den Raub zweier Mädchen der Aspasia durch die Megarer und deren gerechtfertigte Verfolgung, endlich der furchtbare Fluch des Oedipus über den Polynices, der aus der Nähe des der Heimath wiedergegebenen Vaters Gewinn zu ziehen bemüht ist, auf den nicht wieder geschlichteten Zwiespalt des Perikles mit seinem ältesten Sohne Xanthippos.

Mich dünkt, es ist gleich schwer alle diese Beziehungen zu leugnen und zu widerlegen, wie sie anzunehmen und sicherzustellen [37]; so viel ist jedoch wohl entschieden gewiss, dass, wenn man darin das eigentliche Wesen und die letzte Bedeutung dieser sophokleischen Dramen suchen will, man wohl in die äusserste Gefahr geräth, die künstlerische Natur aller antiken Poësie und eines Meisters wie Sophokles insbesondere ganz zu verkennen. Dazu ist aber auch im Ernste wohl niemand geneigt, und man würde vielmehr das politische Wesen, wenn es um den Geist im Ganzen mehr als um Einzelheiten sich handelte, eher an andern Stücken, wie besonders Antigone und Ajas, als einen Grundton nachzuweisen im Stande sein; denn dass bei der ungemeinen Bedeutsamkeit der beiden sittlichen Mächte, Staat und Familie, für das ganze griechische Leben ihre Beziehungen und Conflicte auch die Schöpfungen unsers Dichters vorzüglich durchdringen mussten, versteht sich von selber. Immer also wird die Frage nur diese sein, ob alle diese Anspielungen als vom Dichter absichtlich hineingelegte oder zufällig darin liegende anzusehen seien, ob sie aus Sprache und Anordnung mit Nothwendigkeit hervorgehen, oder sich erst nachmals dem Hörer und Leser durch die eigene Gedankenverknüpfung aufdrängen mussten. Nur die erste Gattung kann in Betracht kommen, und diese ist gewiss hier ungemein zu beschränken, wenn wir nicht die tiefere Idee namentlich des zweiten Oedi-

---

37) Ich verweise auf die Gegenerörterung *J. Cäsar's* in *N. Jen. Lit. Zeit.* 1843. Nr. 35 f. S. 144 ff.; besonnen urtheilt darüber auch *Raspe, de aetate Oed. Col. disp.* S. XLVI f.

pus ganz ausser Acht lassen und den eigentlichen Kern und Wendepunct desselben übersehen wollen. Erwägen wir diesen genauer.

Die Handlung des Oedipus auf Kolonos ist aus der Idee des dämonischen Heroëncultus erwachsen [38]. Auf mehr als Einem Grabe in hellenischer Erde ruhte die Sage von einem ganz besonderen Segen, der von ihm ausging; eine solche fand der Dichter auch an seiner geliebten Geburtsstätte Kolonos. Er verfolgte den Gegenstand nun aber nicht nach seinen politischen Wirkungen auf das Leben des atheniensischen Staats, sondern er ging der allgemeinen Idee und dem religiös-sittlichen Mittelpuncte derselben in ihrem Repräsentanten, dem segnenden Grenzhorte selber nach. Und wunderbar: Der im Leben nur Fluch zu gebären schien, musste grade im Tode ein solcher Segen werden! Ist hier nicht dem Tode eine Gewalt, eine magische Macht untergelegt, die uns mit Recht befremdet? wie aber stimmt das mit dem übrigen Denken und Glauben des lebensvollen Griechen überein? — Dem Inder galt wie die Schöpfung für eine Sünde, so das Leben für eine Strafe, und ein ihm selbst unverständlicher Erlösungstrieb rang darnach sie abzuschütteln [39]; dem Aegypter war die irdische Hütte nur eine Nachtherberge, darum seine Todengrüfte als langdauernder Aufenthalt der an den Leib gebundenen Seele mit aller Pracht des Lebens ausgestattet. Der Grieche war los geworden von der Knechtschaft der Naturgewalt, ihm hatte sich Leib und Seele zu der Einheit eines persönlichen Wesens gestaltet, der freie, seiner selbst bewusste Geist war ihm aufgegangen, wenn auch nur in erster Dämmerung; denn das darf allerdings gleich hier nicht verschwiegen werden: einerseits ruht eine furchtbare Macht des Todes und der Unseligkeit auf dem Gefühle der gesammten hellenischen Menschheit, der arme Sterbliche ist im Leben gequält, um noch unseliger im Tode zu werden [40]; andrerseits

---

38) Im Allgemeinen vgl. *Nitzsch, de apotheosis ap. Graecos vulgatae caussis*, S. 8 ff., vom Oedipus insbesondere Anm. z. *Hom. Od.* 11, 602 ff. (III, S. 345.) und *Heldensage d. Griechen*, S. 28 f.

39) *Ehrenfeuchter, Entwickelungsgesch. d. Menschheit* S. 60 f.; *Lasaulx, de mortis dominatu in vett.* S. 37 ff.

40) *Nägelsbach, Hom. Theol.* S. 330 f.; *Ackermann, d. Christl. im Plato*, S. 189.; *L. Krahe, üb. d. Bewusstsein d. Sünde und Erlösungsbedürftigkeit b. d. Gr. u. R.* S. III ff.

erscheint, im engsten Zusammenhange damit, doch noch wieder eine grosse Macht der Leiblichkeit, an welche das Dasein der selbstbewussten Persönlichkeit gebunden ist. Darum verlangt die Ruhe des Abgeschiedenen nothwendig ein Begräbniss; darum ist das eigentliche Selbst des im Hades Wandelnden nicht seine Seele, sondern das Schattenbild seines Leibes; darum aber auch [41] kann die Vorstellung eine solche dämonische Wirkung an das Grab eines Heros knüpfen [42]. Diess allein aber würde uns die vorliegende Situation noch nicht genügend erklären, vielmehr muss diess Eine noch nothwendig hinzugenommen werden, dass die Verehrung des dämonischen Heros Oedipus zu Kolonos mit dem Dienste der Eumeniden (Ἐρινύες, Σεμναί) auf das Innerlichste und Wesentlichste verbunden war [43]. Und diess nicht etwa nur nach einer volksthümlichen Richtung der Sage oder des Cultus, sondern, gemäss der objectiven Wahrheit antiker Poësie, zufolge jenes festen Gesetzes, wornach sich der innerliche Process einer Idee in dem nationalen Mythos wie in dem individuellen Dichtergeiste mit dialektischer Nothwendigkeit wiederholt. Derselbe Entwickelungsgang, wie in dem Wesen der Erinnyen, zeigt sich im Leben des Oedipus, er ist der thatsächliche Abdruck ihrer innerlichen Wahrheit und ethischen Macht. Das Verbrechen soll gesühnt, durch Strafe und Leiden die Ursprünglichkeit des sittlichen Gesetzes hergestellt und der Gerechtigkeit genug gethan werden (Oedipus mahnt ja selbst an diese, O. C. 1377); diess geschieht aber nicht auf dem innerlichen Wege der Busse, durch geistige Vernichtung der begangenen Schuld, sondern durch äussere, körperliche Leiden. Sind nun aber diese bis zu dem Maasse gediehen (O. C. 433

41) Ich kann nemlich diess an sich nicht so getrennt finden, wie die treffliche Darstellung *Preller's, Demeter und Persephone* S. 227., es annimmt, wenn auch immerhin eine solche Nekrolatrie im Dämonenglauben und Heroëncultus sich erst *nach* Homer ausgebildet haben mag. In welchem Sinne diese aber mit der mystischen Vorstellung von den chthonischen Göttern (vgl. O. C. 1733.) noch weiter zusammenhing, darüber s. *Preller* a. a. O. S. 187 ff. und *Nitzsch* z. Od. 10, 521 ff. (III, S. 165.).

42) Ueber die Anknüpfung des Heroëncultus an die Gräber überhaupt s. *J. Grimm*, *Gesch. d. deutsch. Spr.* I, 147.

43) *Nitzsch, Heldensage d. Gr.* S. 29.; *Preller* in *N. Jen. Lit. Zeit.* 1845. Nr. 222 f. S. 888 f.; mit umfassender Gründlichkeit erörtert von *Hermann, Quaest. Oedip.* S. 90 ff.

765.), dass dadurch der Grösse des Verbrechens genügt zu sein scheinen kann, dann kehrt, der sie trug, zu dem früheren Standpuncte seiner sittlichen Natur zurück, die Fluchgeister (Erinnyen) werden zu Mächten des Friedens (Eumeniden), die Schuld ist getilgt. Wohl mochte aber solche Idee local sich vorzugsweise an die gottesfürchtigste (O. C. 256. O. T. 1003 f.) und gerechtigkeitsliebendste der Städte (O. C. 911 f.) anschliessen, wo der strenge Areopag seinen Sitz hat (O. C. 944); ob nicht auch anderweitig noch, ist hier nicht weiter zu fragen. So aber ist Oedipus aus dem furchtbaren Conflicte sittlicher Gewalten in beiden Tragödien siegreich hervorgegangen; er sühnt aber nicht sowohl sich als vielmehr seine mit ihm eng verbundenen, aus blutschänderischer Ehe hervorgegangenen [44]) und dadurch des allgemeinen Labdacidenfluchs theilhaftigen Töchter; nach der fast überraschenden Gewissheit, dass eine freiwillig und unschuldig übernommene Sühne eine wunderbar genugthuende Wirkung hat [45]). Und wenn Antigone später in einem neuen Conflicte sittlicher Gewalten als schuldloses Opfer fällt, so ist das nicht Strafe, sondern dient vielmehr grade zur Verklärung der sittlichen Idee. Diese erscheint daher auch als oberstes Gesetz und Wille der Gottheit, die aber weder in der Gestalt eines blindlings herrschenden Schicksals hervortritt, noch auch in der einer streng gegenüberstehenden, äusserlich gebietenden Macht [46]) nur; sondern sie ist vielmehr innerlich, im Geiste des Menschen, hier des Oedipus [47]). Und so zeigt sich hier wunderbar bei aller Tiefe und Wahrheit eine eigenthümliche Verkehrung: Die *Schuld*, die als eine Verletzung der sittlichen Ordnung innerhalb ihres Gebiets d. i. innerlich und geistig gebüsst werden sollte, wird *äusserlich* gestraft; die *göttliche Macht* aber, die, wenn sie auch noch so sehr eine dem Geiste praesente,

---

44) Daher denn auch die unserem Gefühle fast widerstrebende oftmalige Erinnerung daran: O. C. 326. 531 ff. 1190.

45) Die merkwürdige Stelle O. C. 494 f.; irrig urtheilt *Peters, Theologumena Soph.* S. 21, Anm. Für den Begriff der Sühne s. die treffliche Auseinandersetzung bei *Stahl, Fundamente e. christl. Phil.* S. 156 ff.

46) Vgl. *Heuser, de numine divino ap. Soph.* S. 25 ff.

47) Selbst im Ausdrucke sich spiegelnd O. C. 1294. 1429.; s. auch *Michelet, de Sophoclei ingenii principio* S. 17. u. *Schwenck's Erklärungen* S. 137.

lebendig bewusste sein soll, doch wahrhaft demselben persönlich gegenübersteht, ausserhalb seiner gesetzt ist, wird nur *innerlich* getragen. Und wie lässt denn am Ende noch die *gerechte* Gottheit Schuld und Strafe auf dem unschuldigen und unwissenden Oedipus ruhen?

Der plastische Grieche — so wird die Antwort wohl lauten müssen — kannte keine Spaltung der Einen Menschennatur, besonders keine Herabsetzung der Leiblichkeit; und während daher *uns*, was von der Seele ohne den Leib bewegt wird, als gleich sträflich, was aber von dem Leibe ohne die Seele vollbracht ist, als ausser der Zurechnung stehend erscheint: so war *seinem* Bewusstsein jenes im Allgemeinen straflos, dieses dagegen in gleichem Maasse strafbar. Sie ahnten wohl, dass für die Schuld eine Sühne möglich, nach dem Abfalle eine Wiederaufnahme denkbar sei; auf welchem Wege aber dieses einzig und allein erreicht werden könne, und dass ein völlig neues Leben geboren werden müsse, das nur nach der Vernichtung des ganzen alten Menschen seine wahre Auferstehung in verklärter Leiblichkeit feiern könne: das zu finden und zu sehen war mit allem Suchen und Sehnen dem hellenischen Geiste nicht verliehen.

IV.

Der gegenwärtige Stand der religiösen Beurtheilung des classischen Alterthums.

Die Erforschung der religiösen Seite des Alterthums und seines Verhältnisses zum Christenthum ist gerade in unserm Zeitalter von neuem als Gegenstand der wichtigsten Untersuchung erkannt und geübt worden. Man hat dabei vielfach die Erinnerung an ältere Sammelwerke erneuert, die jetzt doch weder dem Stande der philologischen Kritik noch auch dem Zwecke einer richtigen Ausgleichung der Studien des Alterthums mit den Bedürfnissen der theologischen Wissenschaft wie der christlichen Gesinnung und Erziehung entsprechen. Ein Wiederabdruck dieser Arbeiten wäre jetzt völlig unangemessen, eine gänzliche Umarbeitung würde Anordnung und Behandlung der früheren Weise kaum in etwas ähnlich bleiben lassen. Dabei litten diese älteren Werke an dem aus einem missverstandenen apologetischen Eifer für das Alterthum hervorgegangenen Streben, eine grosse Annäherung desselben in der Erhabenheit religiöser Ideen und der Reinheit sittlicher Maxime nachzuweisen, ohne dabei in die tiefere Einsicht weder des hellenischen und römischen Bewusstseins noch der wesentlichen und an sich nie auszugleichenden Verschiedenheit desselben vom christlichen Lehrgehalte und Lebensgeiste einzudringen. Dies zeigt schon der Titel des einen hauptsächlichsten Werkes in dieser Gattung der Litteratur: *Tob. Pfanneri systema theologiae gentilis purioris, qua quam prope ad veram religionem gentiles accesserint, per cuncta fere eius capita, ex ipsis praecipue illorum scriptis ostenditur*, Basil. 1679. 4., und nicht anders steht es mit dem in sammelndem Fleisse und umsichtiger Belesenheit bei völlig äusserlicher Behandlungsform nahverwandten Werke: *Gerh. Io. Vossii de theologia gentili et physiologia christiana libri IX.* Amstelod. 1750. 4., so dass auch dieses den Wunsch nach einer neuen und erschöpfenden Leistung nur um so fühlbarer macht. Wir haben auch aus dem gegenwärtigen Ertrage der

Litteratur nichts von umfassender Art nachzuweisen, es sind vielmehr nur einzelne, aber zum Theil sehr schätzbare Beiträge zur Lösung der allerdings schwierigen Aufgabe. Sie gehen klar oder unbewusst von der wichtigen Erkenntniss aus, dass nur dann derselben in wahrhaft befriedigender Weise genügt werden könne, wenn 1) die einzelnen Gegenstände ethisch-religiöser Anschauung für sich in vollständiger Genauigkeit geprüft, 2) die in den Classikern selbst liegenden Fundgruben für diese Seite der Forschung gehörig ausgebeutet und der eigenthümliche Geist und Charakter derselben erwogen, endlich 3) der geschichtliche Entwickelungsgang in unvermischter Klarheit dargelegt und die verschiedenen Zeitalter genau geschieden werden. Die letzte Seite kann wohl erst in einer das Ganze zusammenfassenden Behandlung ihre Erledigung finden; dagegen ist für die zweite eine Fülle ungemein trefflicher Monographieen geliefert worden, in welcher Beziehung sich ganz vorzüglich um den Homer Nägelsbach, um den Aeschylos Klaussen, um den Pindar Seebeck und Bippart, den Herodot Hoffmeister, den Thucydides Wigand, den Platon Ackermann, den Tacitus Bötticher u. A. verdient gemacht haben. Für die erste der oben bezeichneten Richtungen nun haben wir wieder eine Reihe kleiner Schriften zu beachten, deren Inhalt, auf einem anziehenden Grenzgebiete zweier reichbegabter Disciplinen sich bewegend, das Interesse jedes wissenschaftlich gebildeten Christen in hohem Maasse in Anspruch nehmen muss.

Es ist eine erfreuliche und beachtenswerthe Erscheinung, dass die wissenschaftliche Thätigkeit der katholischen Kirche in neuester Zeit mit Vorliebe dieser Seite der Erforschung des Alterthums sich zugewendet hat; eine grosse Zahl von Schriften solcher Art ist daraus hervorgegangen, indem noch mehrere, mir bis jetzt nicht zu Gesichte gekommene, von der Münsterschen Schule geliefert sind. Besonders hat ein bekannter, auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft mit grosser Anerkennung zu nennender baierscher Gelehrter, Prof. *E. v. Lasaulx*, jetzt in München, dem Gegenstande seinen angelegentlichen Fleiss in einer Reihe von Programmen gewidmet. Eine lebendige Liebe zum Herrn der Kirche, eine umsichtige Kenntniss der verschiedenen Seiten und hauptsächlichsten Schriftsteller des Alterthums, eine ausgebreitete Belesenheit auch in den Kirchenvätern, eine geistreiche Auffassung zeichnen die Arbeiten dieses Philologen vorzugsweise

s. Bei seiner grossen Liebe zum Alterthum und bei seiner en so tiefen Liebe zum Christenthum ist es ihm denn allerdings cht begegnet, dass er die Grenzlinien zwischen beiden Gebieten ht immer streng genug geschieden, dass er das Christliche zu sehr in das Antike hineingetragen und in vereinzelten gen typische oder prophetische Andeutungen gesucht, dadurch n rein geschichtlichen Charakter des Alterthums nicht selten trübt, aber auch der christlichen Idee auf demselben Wege weilen einen Theil ihres hellsten Lichts entzogen hat. Ich ll zu näherer Begründung des Gesagten erst die allgemeinen itenden Grundsätze desselben kurz zusammenstellen und darnach f die Beleuchtung des Einzelnen eingehen.

Da alle Geschichte, sagt der Verf. an einer Stelle, in letzter itanz Religionsgeschichte sei, so habe das Christenthum als lversale Weltreligion seiner Natur nach alle früheren Volks-igionen, insoweit sie Wahrheit enthielten, in sich aufgenommen d beschlossen, und es gebe kaum eine im Christenthume aus-sprochene Wahrheit, die nicht substantiell auch in der vor-ristlichen Welt gefunden werde. Wie die israelitische, heisst weiter an einem anderen Orte, so sei auch die Profangeschichte eine *vorbildliche*, *das Christenthum vorbildende*, zu betrach-t; er glaubt aus der Geschichte und den Religionen des Hei-nthums ein zweites apokryphisches A. T. herstellen zu können, ren beider Fortsetzung und Erfüllung das N. T. ist. Der Er-hnte habe sich im Heidenthume wie im Judenthume offenbart; der ganzen vorchristlichen Welt sei Christus im Kommen begrif-n gewesen, seine wirkliche Erscheinung im Judenthum klar vor-rverkündigt, im Heidenthume *überall geahnt und gehofft* wor-n. Die alte Mythologie steht demnach vor uns wie ein räthsel-ftes Traumgebilde der vorgeschichtlichen Menschheit, eine raumprophetie, deren wahre Deutung erst in der Fülle der iten in Dem gegeben wurde, der mehr war als alle Propheten, ssen siegreiche Heldenstimme den Zauber der alten Schlange brochen und das bis dahin unselige Geschlecht von der Skla-erei der Sünde und des Gesetzes zur Freiheit der Kinder Gottes löst habe. Der Verf. scheint hierin zu weit zu gehen und damit n wesentlichen Unterschied des Heidenthums und Judenthums inslich zu verkennen, da ja doch dem Letzteren entschieden ne positive, jenem dagegen nur eine negative und mittelbare

Vorbereitung des Christenthums zuzugestehen ist. Sicherlich soll damit eine gewisse Wirksamkeit des λόγος σπερματικός in der Heidenwelt nicht abgeleugnet werden, nur dass derselbe als in der Gemüthswelt und dem Innern sich offenbarend angesehen werden muss, nicht in den Instituten und Formen des religiösen Lebens, die immer nur den schwachen Abdruck menschlicher Auffassungs- und Behandlungsweise uns bei ihnen zeigen können. Dies tritt uns gleich näher bei der Darstellung des *Orakels (das pelasgische Orakel des Zeus zu Dodona*, Würzb. 1841. 8. S. 4.) entgegen, deren Resultat allerdings im Vergleich zu den übrigen geringfügiger ist. Die Aehnlichkeiten zwischen hellenischem und jüdischem Cultus werden hier mehr im Aeusseren nachgewiesen, namentlich an den beiden Säulen zu Dodona, die nach dem Periegeten Polemo von gleicher Grösse neben einander standen, auf der einen ein nicht sehr grosses ehernes Gefäss, dem heutigen Becken ähnlich, auf der andern die eherne Statue eines Knaben, der in der rechten Hand eine Geissel hatte mit drei Knöcheln an beweglichen Kettchen, wodurch bei den Bewegungen des Windes weit hörbare Töne sich gebildet hätten. Dies gilt dem Verf. für eine Nachbildung der durch den tyrischen Künstler Hiram errichteten beiden ehernen Säulen vor dem salomonischen Tempel zu Jerusalem, wie sie uns 1 Kön. 7, 13 ff. und 2 Chron. 3, 15 f. 4, 12 beschrieben sind. Eben solche schenkte Salomo dem tyrischen Könige, um sie im Tempel des höchsten Gottes aufzustellen, von da konnten sie ungemein leicht als ein Weihgeschenk der Schifffahrt und Handel treibenden pelasgischen Corcyräer nach Dodona gekommen sein. Aber diese Glocken selbst haben dem Verf. noch einen andern Werth, eine höhere Bedeutung; sie müssen, schon beim Gottesdienste im mosaischen Ritualgesetze erwähnt, wie der jüdische Hohepriester ein Bild des Universums ist, der beim Eintritte in das Allerheiligste am Saume seines Leibrocks damit geschmückt war, als ein Symbol des Einklangs der Welt und der Harmonie der Sphären angesehen werden; dazu ist denn auch in Dodona das nicht grosse eherne Becken eine Halbkugel und ein Bild des Himmels, die knabenartige Gestalt ein Bild des Demiurgen oder Weltbaumeisters. Diese Vorstellung erscheint insofern störend, als die hellenische Ansicht sich nie zu einem Weltanfange durch schöpferischen Willensact hat erheben können, vielmehr unter der Voraussetzung einer, wenn auch nur

in

in roher Massenhaftigkeit gegebenen Welt lediglich ein bildendes und umgestaltendes Princip kennt. Auch meine ich, dass wir doch über eine gar zu weite Kluft sprungweise hinübergehoben werden, wenn er den einen Vers, den die Peleiaden zuerst unter den Weibern gesungen haben sollen: *Ζεὺς ἦν, Ζεὺς ἐστί, Ζεὺς ἔσσεται, ὦ μεγάλε Ζεῦ*, mit dem, dogmatisch und metaphysisch gleich tiefsinnigen, neutestamentlichen *ὁ ὢν καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος* (Offenb. 1, 4.) zusammenstellen will. — Wir wollen bei diesem Anlasse gleich erwähnen, dass der Verf. noch in einer anderen Abhandlung die Parallele zwischen dem Heidenthume und dem Judenthume und ihre beiderseitige Beziehung zum Christenthume weiter ausgeführt hat. In der Schrift: *Ueber die Bücher des Königs Numa. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie* von *E. v. Lasaulx;* in den Abhandlungen der 1. Classe der Königl. baierschen Akademie der Wissenschaft. V. Bd., 1. Abthl. (A.) S. 81—130 sind die Gesetzgebungen des Mose und des Numa in sehr anziehender Weise ausführlich zusammengestellt. Während er die von Tertullian gegebene Erklärung dieser Uebereinstimmung aus der Gewalt des Teufels nicht zu vertheidigen verlangt, da die „menschenmöglichen Erklärungsmittel" in der Alterthumswissenschaft noch lange nicht erschöpft sind: nimmt er doch mit ihm eine der Stellung Mosis zu Christo parallele Stellung Numas an. Die beschwerliche Disciplin der von Numa angeordneten Sacra, sein ganzes lästiges Caerimonialgesetz findet er dem mosaischen allerdings ähnlich, ja die beiden Völkern gemeinsame ängstliche Scrupulosität in der pünctlichsten Erfüllung aller gesetzlich vorgeschriebenen Förmlichkeiten nennt er „frappant"; und wenn Paulus das mosaische Gesetz einen Erzieher nenne, der zu Christo hinführe, so sei es seinem Geiste schwerlich zuwider, dasselbe auf die Satzungen Numas anzuwenden. Denn das gilt ihm als unzweifelhafte Wahrheit der Philosophie der Geschichte, dass die neue Weltreligion der geistigen Freiheit das pantheistische (vergl. darüber weiter unten) Princip der heidnischen und das monotheistische der jüdischen Religion in sich beschliesse und dass die Römer nur darum die Mission hatten Jerusalem zu zerstören, weil was in ihm ewig war bei ihnen wieder auf- und fortleben sollte.

Die *Oedipussage* (*Ueber den Sinn der Oedipussage.* 1841. 13 S. 4.) ist für den vorliegenden Zweck schon lange benutzt

worden: Hegel sah zuletzt eine Anspielung auf die christliche Lehre von der Versöhnung darin und v. Lasaulx nennt sie neben der Achillessage die grandioseste Vision über das Griechenthum, denn indem der Inhalt des von ihm gelösten Räthsels der Mensch ist und er die Lösung gefunden hat, die sein Volk wenn auch in falscher Weise ausgeführt hat, so sei durch sein Leben und Geschick vorbildlich auf das ganze hellenische Leben hingewiesen, denn als dieses gestorben, sei der ganze Inhalt desselben in das höhere Bewusstsein des Christenthums emporgehoben worden. „Wie Oedipus von den Donnern des unterirdischen Zeus aus diesem Leben abgerufen wird, damit er verklärt nach dem Tode fortlebe: so ward das ganze griechische Leben, als die Zeit erfüllt war, vom Schauplatze der Weltgeschichte abgerufen, damit es als verweslicher Keim gesäet, später in der Fremde unverweslich wieder auferstehe in der christlichen Philosophie: denn diese allein, als πραγμάτων ἀλήθεια, ist im Stande alle Räthsel des Lebens in Wahrheit zu lösen.“ Ich habe mich hierüber selbst ausführlicher erklärt und meine Abweichung von des Verf. Ansicht dargelegt in der kleinen Schrift: *Die Oedipussage und ihre Behandlung bei Sophokles.* Schleswig 1847. 24 S. 4. [1]). Der oben angedeuteten Aehnlichkeiten liessen sich leicht noch mehrere auffinden, wenn man die Idee einer Sühnung nach einer, freilich theilweise selbstbegangenen, schweren Schuld, oder die wunderbare Führung eines blinden Greises zu dem Grabe hin, dessen Stätte von keinem Menschen mehr gesehen ward, hervorheben wollte. Hier handelt es sich aber vielmehr in bei weitem stärkerem Maasse um die Nachweisung des Unterschiedes und um die Erkennung der scharfen Grenzlinie, die zwischen der Offenbarung und des Menschen selbsteigenstem Finden gesteckt ist. Oedipus zeigt uns recht eigentlich in seinem Leben die Ohnmacht und sittliche Unfreiheit des Menschen nach echt hellenischer Vorstellung, der, mit begabter Kraft vorwärts ringend, doch blind ist über sein eigenes Ergehen und seinem Geschicke gerade mit den Schritten entgegen eilt, mit denen er demselben zu entfliehen gedenkt, der überall nach eigener Selbstbestimmung zu handeln meint und einer gebietenden höhern Macht gegenüber doch eigentlich willenlos

---

1) Wiederabgedruckt in der vorhergehenden Numer.

und unfrei ist. Er zeigt uns in seinem Tode, besonders bei der nahen Beziehung desselben zu dem ihm auf attischem Boden bereiteten dämonischen Heroencultus, noch einen ganz besonders wirksamen Segen, den er um so mehr bringen zu müssen schien, als sein Leben nur Fluch zu gebären geschienen hatte. Die durch ihn verletzte sittliche Idee soll wieder gesühnt werden; das geschieht aber nicht auf dem innerlichen Wege der Busse, sondern durch äusserliche Körperleiden; die göttliche Macht aber, die hier dem Menschenthun richtend gegenüber steht, ist keine persönlich ausserhalb seiner gesetzte, sondern vielmehr nur eine ideelle, ein Moment seines Selbstbewusstseins. Dabei ist nicht unbeachtet zu lassen, dass in der segnenden Gewalt seines Todes sich eine hellenische Auffassung von dem Werthe der Leiblichkeit kund giebt, gegen deren wesentliches Fortbestehen die Seele vielmehr als ein Ohnmächtiges und Untergeordnetes erscheint. Und so sehen wir auch hieran, dass den Griechen die Scheidung des alten von dem neuen, des natürlichen von dem wiedergeborenen Menschen bei allem Glauben an die ursprüngliche Herrlichkeit seines göttlichen Keims dennoch verloren gegangen ist.

Wir kommen hierauf zu einem der wichtigsten und lehrreichsten Puncte, den *Opfern* (*Das Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniss zu dem einen auf Golgatha.* 1841. 27 S. 4.). Man hat neuerdings vielfach angenommen, dass alle Opfer aus dem Gefühle der Sünde abzuleiten, mithin ursprünglich Sühnopfer, zugleich daher auch, dass sie blutig gewesen und alle anderen erst später daraus abgeleitet worden seien. Aehnlich entwickelt v. Lasaulx den Ursprung der Opferidee aus dem aus der Einheit mit dem göttlichen gefallenen menschlichen Willen, und nimmt eine dreifache Stufe derselben an: der Sünder selbst bringt sein Leben freiwillig zum Opfer, ein Anderer geht unschuldig statt des Schuldigen in den Opfertod, statt des Menschen wird stellvertretend ein Thier geopfert. Weil nämlich das leibliche Leben im Blute ist, das Blut also durch die Seele sühnet, so wird Alles durch Blut gereinigt nach dem Gesetze und ohne Blutvergiessen geschieht keine Vergebung, *Hebr.* 9, 22. Weil aber die Blutseele in allem Lebendigen dieselbe ist, so kann auch die anima vicaria eines Thierlebens statt der besseren eines Menschenlebens als ἀντίψυχον den Göttern zur Versöhnung gegeben werden. Der Verf. hat für die Annahme einer auch den Hellenen

bewusst gewesenen ursprünglichen Gemeinschaft des Men mit der Gottheit die thatsächliche Nachweisung, in deren Er gelung die Sache leicht in Zweifel gezogen werden könnte, beigebracht, obwohl der Beweis dafür von Homer an bis I hin in mannichfachen Zügen geliefert werden könnte; auss ist mancher wichtige Abschnitt aus der alten Litteratur, wie *Plut. Pelop.* 21., gar nicht gehörig benutzt worden. Au er auf die von Bähr (*Symbolik des mosaischen Cultus*) ge nete, von Kurtz (*über das mosaische Opfer* S. 57., Anm. allgemeinem Grunde bejahte Frage: ob den heidnischen O auch der Begriff der stellvertretenden Straferduldung wirkli Grunde liege? nicht genügend eingegangen. Dagegen ver er mit Vorliebe bei einzelnen Beispielen und scheint diese verhältnissmässig zu grosses Gewicht beizulegen. So wird Athamas mit seinem Sohne Phrixos und dem Widder als auffallende Erinnerung an Abrahams Opferung vielleicht zu ausgebeutet. Betrachtet man, meint der Verf., wie die S thut, diesen mystischen Widder, wodurch der versöhnende dem furchtbaren Opfertode Isaaks intercedirt, als ein Sy (mindestens wohl kein recht passender Ausdruck) des Lan welches für die Sünde der Welt geopfert werden sollte: so winnt auch Jason (Heiland) und seine ganze Heldenfahrt dem goldenen Vliess eine höhere Bedeutung und erscheint ein wunderbares Vorspiel von Jesus, der den Menschen die w Versöhnung brachte. Auf den Gebrauch, von dem Fleische Blute der geopferten Menschen, insbesondere der Kinder geniessen, legt er grosses Gewicht als auf „ein furchtb Mysterium,“ wobei man des Verf. Sinn wohl erräth, wenn er selbst nicht näher darauf eingeht; aber er unterlässt es n diese τεκνοθυσία bis zu ihrer Spitze in der wahren und höch υἱοθυσία auf der Schädelstätte der alten Welt, wodurch obje Sühne und Versöhnung bewirkt war, hinzuleiten. Wir dü den Verf. in diesen, immer bedenklichen, ahnungsreichen l eben so wenig begleiten als im Detail der Opferarten und Op gebräuche; dagegen sind die als Resultate gewonnenen all meinen Sätze lehrreicher und beifallswürdiger: das Bewusst der Erlösungsbedürftigkeit (wir kommen später hierauf zur bilde den innersten Kern und Mittelpunct aller alten Religi systeme; man hätte gefühlt, dass, weil für den Menschen

ben nur ein Geschenk der Gottheit sei auf die Bedingung hin, ss er ihre Gebote erfülle, jeder Sünder streng genommen gegen tt sein Leben verwirkt habe. Der Schuldige sei dem Tode fallen; ein unzerstörbares Bewusstsein aber gebe ihm die ffnung, dass seine Sünde gesühnt, seine Schuld bezahlt, sein ben gerettet werden könne, wenn ein *Unschuldiger* statt seiner l *freiwillig* in den Tod gehe. Wenn wir aber auch diese Sätze, wie den daraus gezogenen Schluss, dass man wohl das Pro- n, aber nicht die richtige Lösung erkannt, dass man die Krank- ; empfunden, in innerster Seele die Möglichkeit eines Heil- tels gefühlt habe, aber das Heilmittel selbst nicht habe kennen nen, dem Verf. zugeben wollen, wie nicht minder alles das- ge, was er, freilich mehr von dem Standpuncte des Christen- ms als des Alterthums aus, weiter daran anschliesst: so ver- sen wir doch die Schärfe und Strenge der Untersuchung, auf diesem Felde keinen Schritt vorwärts thun will, ehe die r Alles entscheidenden Cardinalbegriffe *Sünde* und *Schuld* k der Auffassung des Alterthums mit Sicherheit festgesetzt l, wozu *Nägelsbach, de religionibus Orestiam Aeschyli con- ntibus*, Erlangen 1843, 4. einen meisterhaften Beitrag ge- ert hat.

Wenn der Verf. so als die erste That des gefallenen Men- en mit Recht das Opfer ansieht, so darf auch mit ihm als das te Wort des ursprünglichen Menschen das *Gebet (Ueber die bete der Griechen und Römer.* 1842. 13 S. 4.) bezeichnet rden. Dem Christen ist aber das Gebet kein an bestimmte unden gebundener Dienst, sondern die bleibende Bedingung höheren Lebens, ein eigentliches Geistschöpfen, es „hebt die eidewand zwischen Zeit und Ewigkeit auf, es ist das tägliche d der Seele, das Athemholen des Geistes, der durch diese gische Verbindung mit Gott wirkliche Zuflüsse und Kräfte erhält.“ r Verf. bemerkt allerdings, dass von dieser höchsten Bedeu- g des Gebets, wie von wahrer Herzensandacht überhaupt, in alten Religionen sich nur wenige Spuren finden; indem er selben doch aber im Cultus des Alterthums eine hohe Stelle räumt, nimmt er einen graduellen, keinen wesentlichen Unter- ied mehr an, der freilich auch ohne eine schärfere Fassung antiken Wissens vom Wesen der Gottheit und von dem nschlichen Verhältnisse zu ihr nicht füglich gefunden werden

kann. Dagegen stellt v. Lasaulx das allgemeine, öffentliche, nationale Gebet dem hohenpriesterlichen der Juden für das Volk, die Menschheit, die ganze Natur gegenüber. Der antike Mensch gebraucht das Gebet überall, selbst bei allen wichtigen Handlungen seines Lebens, ja fast bei allen Momenten seiner täglichen Gewohnheit, woher denn auch die so zahlreichen Ausdrücke dafür stammen. Der Priester ist ἀρήτηρ, orator, Beter; heilige Gebetsformeln werden von ihren Geschlechtern aufbewahrt und traditionell fortgepflanzt. Wir finden im Einzelnen besonders schöne Gebete, z. B. das der Lacedämonier, zu dem Guten das Schöne zu geben, und erlittenes Unrecht ertragen zu können, oder das beim Verf. des zweiten Alcibiades, das Gute auch ohne Gebet, das Böse selbst mit diesem nicht zu geben; wir sehen allerdings auch, dass die Alten nicht bloss um Gesundheit oder irdisches Glück, sondern auch um Tugend und Rechtschaffenheit baten, aber wir vermissen vor allen Dingen doch eine Angabe des Verhältnisses, in welchem das Gebet bei ihnen zu der frommen Gesinnung und sittlichen That stehend zu denken ist. Was Platon selbst von einer fortwährenden Gemeinschaft mit den Göttern durch Gebete und Gelübde sagt, ist ein reinerer Anklang der Wahrheit, deren Anerkennung man nicht überall im Alterthum voraussetzen darf. Vielmehr geht das Gebet aus ahnungsvoller Religiosität und frommer Scheu hervor und zeigt in dem Glauben an seine Erhörung, besonders bei den willensstärkeren Römern, eine Art zwingender Magie, die mit dem wahren Wesen desselben contrastirt; daher auch, gerade wo die Gewissenhaftigkeit in demselben am stärksten war, wie bei Numa, Africanus u. A., die ängstlichste Beobachtung bestimmter Formeln.

Dieser Glaube an die magische Kraft des Willens tritt aber noch stärker beinahe in dem *Fluche (Ueber den Fluch bei Griechen und Römern.* 1843. 21 S. 4.) bei den Alten hervor. Mit dem in der Gluth des Willens geborenen Worte ist, je nachdem es aus einem guten oder bösen Willensgrunde kommt, ein guter oder böser Geist verbunden: das mit Inbrunst des Willens gesprochene Wort hat Zauberkraft in sich, woher diese denn auch meistentheils an das potenzirte, belebte Wort gebunden ist. Zauberformeln sind daher als gefährlich wirkend auch bei den Alten verboten und mit Strafen belegt worden. Wie aber in dem Willen beides, Gutes und Böses, beschlossen liegt, so auch in dem Worte

ιά. Wie nun im A. T. die Flüche uns von Gott selbst entgegentreten gegen die verführende Schlange und den Acker des ottflüchtigen Menschen, gegen den Brudermörder Kain, dann e Vaterflüche Noahs gegen Kanaan, Jakobs gegen Ruben, wie r Fluch, den Moses nach der Einnahme Kanaans gegen alle setzesübertreter auszusprechen befiehlt, oder der Josuas gegen e Wiedererbauer Jerichos, so finden wir ähnliche Verfluchungen ch im griechischen Göttersysteme. Platon warnt in den Gesetzen enso sehr vor dem Aelternfluche, als er den Aelternsegen npfiehlt. Wie in Palästina eine Segen- und Fluchstätte bei ichem in Samaria, so war auch bei Gergettos in Attika eine gene Fluchstätte, ἀρατήριον; ähnlichen Fluch, wie Moses, sprachen auch die Amphiktyonen gegen die Uebertreter der heiligen setze aus. Es findet sich sogar ein Fluch ausgesprochen in ester Zeit über jeden, der dem Andern die Pflicht der Menschhkeit versagte; selbst zu politischen Zwecken wandte man ihn , namentlich bei den Römern. Bei jeder Volksversammlung er Rathssitzung in Athen wurde der Fluch ausgesprochen über len, der sie mit Absicht täusche. Daher auch die Selbstverinschungen Hannibals u. A.; die Römer hielten die Gewalt der rch das Fluchgebet erregten Rachegeister besonders fest. Aber, igen wir zum Schlusse, in welchem inneren Zusammenhange hen denn Gebet und Fluch zu einander? und wo ist der eigenthe Scheidepunct, wo die in ihnen wirksam gedachten Kräfte seinander gehen? Es wird dies im letzten Grunde nicht verndlich sein, wenn man nicht die dämonische Richtung, die in s Wesen der Gottheit selber nach alterthümlicher Vorstellung eingesetzt wird, näher verfolgt und sich zu klarerer Anschauung bracht hat.

Die *Linosklage* (1842. 10 S. 4.) steht ihrem Inhalte nach ht vereinzelt im Alterthum da, sondern erneuert sich mehrfach anderer Gestalt, so in dem ägyptischen Maneros, in dem von · Aphrodite geliebten Hirtenjüngling Adonis, in dem Hylas, : von Herakles geliebt, da er den Argonauten Wasser schöpfen llte, von den Nymphen geraubt wurde, in dem durch die rblendung beim Anschauen des eigenen Bildes in die Fluthen abgerissenen Narkissos der Thespier. Wir wundern uns hierbei ich sehr, dass der Verf. nicht auch die Klage der Weiber r den Thammus, *Hes.* 8, 14, hierher gezogen hat, der mit

dem Adonis ja offenbar zunächst verwandt ist, aber auch, dass diese ganze Vergleichung ihn nicht zu der Erwägung geführt hat, ob dies nicht als ein eigenthümlicher Zug und Ueberbleibsel aus dem Naturdienste und der ältesten Hinneigung der Griechen im pelasgischen Cultus zu einer solchen Versenkung in die Lebensfülle der Natur, um deren wirkliches Absterben sie schwermüthige Klage führen, wie sie bei ihrem Wiedererwachen schwärmerisch jubeln, am natürlichsten anzusehen sein dürfte. Den entgegengesetzten Weg einer rein ethischen Erklärung hat v. L. eingeschlagen, wobei er zu manchen nebenher gehenden Annahmen und etwas sprungweisen Folgerungen gezwungen wird. Zunächst könne ein so weit verbreiteter Mythos nicht in historischer Zeit entstanden sein; eine so allgemeine Trauer über den Verlust und Untergang der ursprünglichen Schönheit des Lebens müsse aus der Urzeit stammen, Nachhall eines die ganze Menschheit erfüllenden Gefühls sein. In letzter Instanz sei also nichts anderes darunter zu verstehen, als *der Fall der Menschheit selbst in ihrem Urvater*. Als ein geliebter Sohn des Himmels, aller Weisheit kundig, war der ursprüngliche Mensch aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in die Mitte der Welt hineingesetzt und in der Harmonie seines Willens mit dem göttlichen der Einklang der ganzen Schöpfung beschlossen. Als er aber getäuscht durch bösen Trug sich nicht genügen liess, ein Bild Gottes zu sein, sondern wie Gott selbst sein, ihm selbst sich gleichstellen wollte, da zerriss er mit dem Bande, welches ihn mit seinem Schöpfer vereinigte, die allgemeine Weltharmonie und erweckte mit dem Zwiespalte in sich auch den in der Natur und der Natur mit ihm; daher die allgemeine Trauer und der Jammer statt all der Freude und das *αἴλινον* zu Anfang und zu Ende aller Lieder. Wenn der Verf. dabei nun in Linon (*λίνον*) den unverkennbaren Begriff des Lebensfadens, Menschenlooses findet, glaubt er zum Schlusse auch noch die allerdings nicht wohl abzuleugnende Annahme zugestehen zu müssen, dass in diesem Mythos eine Hinweisung auf den Kreislauf alles Werdens in der Natur gegeben sei.

Ganz besonders bedeutungsvoll ist die Sage vom *Prometheus (Prometheus, die Sage und ihr Sinn, ein Beitrag zur Religionsphilosophie.* 1843. 32 S. 4.); er erscheint neben Epimetheus, der andern Hälfte von ihm, als Repräsentant der Mensch-

heit: schon *Tertullian* erkannte die Pandora für die griechische Eva, wie den Menschenbildner Prometheus als ein heidnisches Bild des alttestamentlichen Schöpfers. Die grossartigste Ausbildung dieser Sage haben wir aber in dem Drama des Aeschylos, gerade nicht sehr abweichend von Hesiod, aber viel geistiger aufgefasst. Bei Hesiod nämlich erscheint er als der griechische Adam: bei Aeschylos als geistiger Vater der Menschen, der das zum Untergang bestimmte Geschlecht gerettet und ihm mit dem Feuer alles wahrhaft Menschliche, Kunst und Wissenschaft, mitgetheilt hat. Eine dritte Hauptform des Mythos legt ihm die ganze Schöpfung des Menschen nach Leib und Seele bei; dazu *gesellte* sich später der Zusatz, dass er dem seelenlosen Gebilde mit Minervens Hülfe durch das Feuer Leben eingehaucht habe. In der ersten Darstellung sind es die beiden Seiten des Urmenschen und des Menschen überhaupt als denkenden Wesens; es zeigt sich dabei der Sündenfall und die ganze nachfolgende Reihe der menschlichen Schicksale; selbst dadurch, dass er das geforderte Opfer seines selbstischen Willens nicht brachte, betrog er den Menschen. Klugheit und Thatkraft sind in dem Prometheus und seinem Retter Herakles dargestellt, er erblickt darin selbst ein Vorbild der Erlösung der Menschheit durch Christum. Die Stellvertretung durch Chiron tritt beim Aeschylos speciell hervor und in der dritten Auffassung die Wahrheit, dass der Mensch als letztes Glied der Schöpfung alle vorhergehenden Stufen des Lebens wie in einem Mikrokosmos in sich beschlossen habe. In den übrigen Fassungen ist Prometheus nicht sowohl Demiurg als vielmehr selbst der Mensch, ohne den die Schönheit des Weltalls ohne Zeugen wäre. Die Sage ist ein freies Product der Heldennatur des hellenischen Stamms und ihr schönster Spiegel, ein Dante-Versuch, sich selbst und sein Verhältniss zu Gott darzustellen. — So erklärt sich in den wesentlichsten Zügen v. Lasaulx darüber; ungefähr gleichzeitig mit seiner Arbeit erschien die geistvolle Darstellung von *G. F. Schömann* vor seinem Werke: *Des Aeschylos gefesselter Prom.* Griech. und deutsch, mit Einleitung und Anmerkungen u. s. w. Greifsw. 1844. Dieser Gelehrte wendet sich ebenfalls zuerst zu einer Vergleichung der Prometheusmythen in Hesiod's Theogonie und beim Aeschylos; dieser verhalte sich nur erweiternd und umgestaltend zu seinem Vorgänger, während beide in der allgemeinen mythologischen Annahme

der Hellenen von einer stufenweisen Entwickelung der Welt aus einem dunkeln, unerforschlichen Urgrunde, einem Ersten, in welchem zwar der Keim zu allem folgenden geistigen sowohl als materiellen Dasein lag, welches selbst aber als ein noch ganz Unbestimmtes, Ununterschiedenes gedacht wurde, zusammenstimmten. So bezeichnet er denn als die Haupttendenz dieses ganzen Mythos die Unzulänglichkeit des Menschen, seine Abhängigkeit von der göttlichen Gnade in jedem Stücke, und dagegen seine böse Neigung, der Gottheit ihre Ehre zu entziehen und auf die eigene Kraft und Klugheit zu vertrauen. Zeus hat nach der aeschyleischen Auffassung das Menschengeschlecht nicht geschaffen, aber doch bestehen gelassen; er wollte ein besseres schaffen, wurde aber durch den Prometheus daran behindert. Er will die Menschen vertilgen, so wie er sie vorfindet, in diesem Zustande roher Unmündigkeit, bevor sie noch zum geistigen Bewusstsein erwacht sind, weil er voraussieht, dass sie doch immer ein schwaches und sündhaftes Geschlecht bleiben werden, leicht geneigt, sich von seiner Bestimmung zu verirren und in Unfrieden mit sich selbst und mit den Göttern zu gerathen, und weil er dafür ein besseres zu schaffen gedenkt, von edlerer und sündenloserer Natur, das in Frieden mit sich selbst und mit den Göttern leben möge. Dagegen vertritt nun Prometheus das bestehende Recht der Menschheit, weckt den menschlichen Geist aus seinem Schlafe, bringt ihn zur Entwickelung des Verstandes, der Künste und aller ihm verstatteten Fähigkeiten. Aber die edelsten und höchsten Güter sind das allerdings nicht, zu denen Prometheus die Menschen führt; es gab vielmehr ein höheres, das er ihnen nicht geben konnte, weil er es selbst nicht hatte, ja er hinderte sie es daher zu empfangen, woher sie es allein als eine Gabe nehmen konnten, nemlich vom Zeus. Denn das ist die einstimmige Ueberzeugung des Aeschylos und seines ganzen Zeitalters, dass das Sittliche, das im Staate als seiner vollkommensten Form sein Bestehen habe, nicht vom Menschen aus ihm selbst hervorgebracht, sondern von der Gottheit ihm mitgetheilt sei. Die Menschen sind auf diese Weise von dem Wege zur wahren Veredlung abgelenkt und zur Sünde, zum selbstgefälligen Vertrauen auf Verstand und Kraft, verlockt worden; Prometheus ist, wie der Entwilderer der Menschen, so auch zugleich ihr Verführer. Für solche Schuld ist nun zwar eine Versöhnung wie eine Erlösung

von der Strafe in Aussicht gestellt, aber in dem Prom. selbst die wahre noch nicht, die vielmehr durch den Herakles vermittelt wird, so dass gegenüber dem ersten Adam, dem *πρωτόπλαστος*, der in die Sünde fiel, in dem Herakles der zweite Adam, der Befreier des ersten und Erlöser der Menschheit, mit dem Johannes Diakonus verstanden werden kann. Wir sehen hieraus, wie nahe dieser Mythos mit andern in Zusammenhang steht, so dass der *eine* ohne die anderen kaum recht begriffen werden kann; denn auf diesem Puncte beginnt ja eigentlich erst die Lösung der vielen und grossen Schwierigkeiten, die in der rechten Scheidung des antiken und des christlichen Religionsbegriffs hier liegt, *während* es bis dahin ja noch nur zu einer ganz äusserlichen Analogie, einem schwachen Anklange der Wahrheit gekommen ist.

Die beiden Abhandlungen *über den Eid bei den Griechen und Römern* (1844. 34 u. 29 S. 4.) bieten verhältnissmässig sehr Weniges für die eigentliche Vergleichung mit dem christlichen Principe, ja fassen die Sache selbst dem ganzen Alterthume gegenüber nicht tief und zusammenhängend genug, während sie in rein geschichtlicher Zusammenstellung vielleicht selbst vorzugsweise befriedigen und ein reiches, nur in einzelnen Stükken zu ergänzendes Material liefern. Der grössere Leichtsinn des Griechen, die ernstere Gewissenhaftigkeit des Römers geht daraus unwiderleglich hervor; aber zu einer richtigen Würdigung ihres ganzen sittlichen Lebens, wie es sich im Verlaufe ihrer Geschichte entfaltet hat, würde die Beziehung, worin der Eid zu der Wahrhaftigkeit und Treue des Sinns überhaupt steht, stärker ausgebeutet werden müssen. Denn wenn die Lüge, Verstellung, List unter gewissen Umständen fast als ein Verdienst erscheinen und die heiligsten Gelübde und Verträge schonungslos durchbrechen, Pflichten der Pietät verletzen, sogar im Dienste der allgemeinen Gerechtigkeit, der Politik stehen konnte (man erinnere sich nur der Art und Weise, wie Orest in der sophokleischen Elektra die vom Orakel ertheilte Aufgabe der Rache für den Vatermord vollzieht): dann wird man es inne werden, wie hier das Einzelne durchaus nicht anders als im engsten Zusammenhange mit dem ethischen Gesammtcharakter des Alterthums verstanden werden kann, was der Verf. noch stärker empfunden haben würde, wenn er, statt im geschichtlichen Detail sich zu bewegen, auf eine allgemeine Beurtheilung eingegangen wäre.

Zwei spätere Schriften desselben Verf. (*Ueber das Studium der griechischen und römischen Alterthümer*, München 1846. und: *Ueber den Entwickelungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens*, 1847.) gehören schon dem Titel nach weniger hieher. Doch spricht der Verf. sich noch in der ersten allgemein über die hier in Rede stehenden Verhältnisse aus, freilich nur, wie die Schrift überhaupt ein wenig rasch über den reichen Stoff hingeht, in so kurzen Andeutungen, dass ein bestimmter Widerspruch dagegen sich schwer begründen lässt. Aber wir fürchten auch darnach, dass der Unterschied nicht in gleichem Maasse hervorgeboben wird wie die Verwandtschaft, welche in den der menschlichen Natur eingeborenen Ideen sich zeigen soll, die allen Religionen zu Grunde liegen und überall, klarer oder trüber, offener oder verhüllter hervortreten. Wenn Judenthum und Heidenthum auch unleugbar mit dem Verf. Vorstufen des Christenthums zu nennen sind, so sind sie doch sehr verschiedene Vorstufen, und bedenklich erscheint es immerhin, wenn der beiderseitige Cultus-Zusammenhang darauf begründet wird, dass unzählige Gebräuche unserer Religion uns historisch aus jener überkommen sind. Wichtiger noch, aber freilich auch einer bestimmten Ausdeutung und Abgrenzung bedürftiger erscheint der andere, daneben gestellte Satz, dass das Christenthum, welches von Anfang an als Weltkirche nicht bloss die Juden, sondern alle Völker umfassen wollte, eben darum keinen Anstand nahm, alles echt Menschliche aller Völker sich zu assimiliren; dass mithin alles rein Menschliche als solches auch christlich sei und die Kirche, indem sie dieses sich angeeignet, nur ihr Eigenthum, die unter den Völkern vertheilte ihr gehörende Wahrheit an sich zurückgezogen habe. Dass hier eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der δύναμις und ἐνέργεια vorhanden sei und in der letzteren etwas entschieden Neues und Anderes eintrete, könnte dabei leicht übersehen sein; es ist ja, wie der inhaltvollste, gesegnetste Fruchtkeim, der dennoch ohne Wirkung bleibt, bis er den mütterlich hegenden Boden für seinen Lebensstoff gefunden hat.

Wir würden hier uns von dem Verf. auf unserm Wege trennen können, wenn wir nicht schliesslich doch mit Recht noch die gesammte Stellung zu berücksichtigen hätten, in die er sowohl selbst eingetreten ist, als auch seine Wissenschaft, der Zeitentwickelung wie den übrigen Wissenschaften gegenüber, gebracht hat. Dazu

bietet eine sehr wackere und zeitgemässe Schrift eines anderen Katholiken besonders günstige Veranlassung; sie ist betitelt: *Ueber die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt der Philologie zu deren wissenschaftlicher Vollendung.* Von Dr. *Ant. Lutterbeck*, Prof. an der kath. theol. Facultät zu Giessen (jetzt in Würzburg). Mainz. 1847. VIII. 150 S. 8. Es ist eine Darstellung voll schönen Sinnes, an der nur theilweise die Bestimmtheit der Bezeichnung und Schärfe des Ausdrucks vermisst wird; es wäre zu beklagen, wenn die Philologie nicht recht geflissentlich auf die darin gegebene Anregung eingehen sollte. Der Verf. ist in das Alterthum lebendig eingeführt durch Böckh und diesem grossen und treuen Forscher daher mit inniger Liebe und Verehrung zugethan; er ist, ungeachtet Studien und Amtsthätigkeit ihn auf andere Gebiete geführt haben, doch mit Vorliebe der philologischen Litteratur gefolgt und in ihren Haupterscheinungen nicht unbewandert; er ist zunächst durch die Lasaulxschen Schriften zur Besprechung seines Gegenstandes veranlasst worden, ohne dass er sich jedoch mit seinen eigenen leitenden Ideen in eine bestimmte, genau abgegrenzte Beziehung zu diesem Forscher gesetzt hat. Eine Prüfung der besonderen Art, wie dieser das religiöse Leben des Alterthums auffasst, finden wir daher eigentlich nicht; auch sind manche hier ausgesprochene, sehr annehmenswerthe Grundsätze mit den Lasaulxschen nicht füglich zu vereinigen. In diesen ist er zunächst dem λόγος σπερματικός etwas näher nachgegangen, indem er sich darüber gleich folgendermassen erklärt: Unbeschadet des *göttlichen Ursprungs* der christlichen Lehre wie der Person Christi selbst ist eine *menschliche Genesis* jener wie dieser (Mt. 1, 1.) ohne Frage anzunehmen, da ein Hineintreten des Logos in den Geist der Menschheit, und zwar nicht bloss der jüdischen, sondern auch der heidnischen, schon längst vor der Fleischwerdung desselben dogmatisch so wenig wie historisch geleugnet werden kann. Diese menschliche Genesis aber der christlichen Lehre fällt, obgleich sie mit dem Anfange unseres Geschlechts schon begonnen und dann durch alle Jahrhunderte der Geschichte sich fortgesetzt hat, ihrer letzten und augenfälligsten Entwickelungsperiode nach in die Epoche seit der *Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christus*, wo wir eine allmähliche Zersetzung des Judenthums und des Heidenthums in religiöse Secten und philosophische Schulen, auf eine merkwürdig analoge Weise beiderseits, vor sich gehen, aber

auch schon eine innere *Coalition* der genannten beiden Lebensansichten sich bilden sehen, die mehr wie irgend etwas Anderes die Vorläuferin der christlichen Lebensansicht sowohl nach ihrer orthodoxen als ihrer häretischen Entwickelung gewesen ist. Wenn nun aber solche Gedanken ihre mehr oder minder unbestrittene Richtigkeit haben, so erscheint es offenbar als eine Aufgabe der gesammten philologischen Wissenschaft, die hier gestellten Probleme zu lösen und auf einem bisher wenigstens nicht zur Genüge betretenen Wege zur rechten Würdigung des Alterthums, aber auch zum tieferen Verständnisse des Christenthums ein Wesentliches fördernd beizutragen. Hat denn nun aber die Philologie in dem bisherigen Gange ihrer Entwickelung nichts davon erfüllt? Der Verf. hat uns zu dem Ende in ganz kurzen und allgemeinen Umrissen eine Geschichte derselben vorgeführt, und zwar sowohl in ihren Anfängen als in den drei Stufen ihres bisherigen Fortschreitens, der humanistischen, der polymathischen und der Periode der neueren wissenschaftlichen Philologie. Es lässt uns die kurze Skizze, so manches Treffende auch darin enthalten ist, in der jedoch die Bemühungen grade um diese Seite des Alterthums deutlicher hätten nachgewiesen werden mögen, nur um so stärker bedauern, dass eine eigentliche Geschichte dieser wissenschaftlichen Disciplin mit tieferem Eingehen auf Geist und Gehalt der Hauptperioden und ihrer Vertreter trotz einzelner Vorarbeiten und grösserer Sammlungen noch immer vermisst wird. Wenn aber die auf dieses Gebiet hin am einflussreichsten wirkenden Geister neuerer Zeit zum Theil durch unzeitige Bewunderung und Ueberschätzung die antike Welt in eine schiefe Stellung gebracht haben, so ergibt sich von selbst als die wichtigste Streitfrage: ob die bisherige naturalistisch-humanistische Philologie oder die systematisch erst noch zu vollendende christliche Philologie *vermöge des in ihnen waltenden speculativen Prinzipes* uns ein getreueres und in allen Einzelheiten richtigeres Bild vom classischen Alterthum, ein tieferes Verständniss desselben und ein gerechteres Urtheil darüber zu liefern im Stande sei? Wenn der Verf. zu dem Ende zwei der Hauptvertreter einer naturalistisch-humanistischen Ansicht ausführlicher sprechen lässt, so loben wir das weit weniger, als wenn er nachher mit besonnener Umsicht die ganze Betrachtungsweise dieser Art so unbefangen wie möglich vorlegt. Es ist gewiss eine unter Philologen sehr verbreitete Ansicht, dass

das Christenthum mit den Leistungen der classischen Völker in deren eigentlicher Glanzperiode gar nichts zu schaffen habe, beide vielmehr der Zeit wie der innern Natur nach ganz auseinander fallen; es sei daher etwas rein Willkührliches und gewaltsam Gemachtes, das Christenthum zum Maassstab für die Beurtheilung des Alterthums zu machen, was nicht zu besserer Erkenntniss, sondern zu stärkerem Verkennen des Alterthums führen und daher nur Nachtheil bringen würde, indem Einheit des Prinzips, vorurtheilslose Forschung, innere Klarheit und wissenschaftliche, von religiös-fanatischer Gesinnung befreite Gediegenheit dabei auf dem Spiele stehen würden. Aber der Verf. hat auf alles dieses auch mit Ruhe und Klarheit geantwortet und dadurch zugleich die christlich philosophische Auffassung und Würdigung des classischen Alterthums zu begründen versucht; doch können wir allerdings auf keinen Fall sagen, was der Verf. selbst auch nicht erwarten wird, dass hier der Aufgabe genügt sei. Auf einem noch so wenig angebauten Felde ist es für Einen kaum möglich, alle dabei in Betracht kommenden Puncte in reifliche Erwägung zu ziehen. Der Verf. weist zunächst besonders auf das physische und moralische Verderbniss am Schlusse der classischen Zeit, aber auch auf die bedeutenden Gründe und Zeugnisse hin, die für den Beginn auch der alterthümlichen Menschheit und ihrer Geschichte mit einem idealen Leben und einem darauf folgenden Sündenfalle nebst einer Erinnerung an die höhern Ideen und die frühere Gemeinschaft mit dem Göttlichen, im Gegensatz gegen einen roh materiellen Naturzustand am Anfange derselben, sprechen; wir wundern uns nur, dass der Verf. nicht dafür als beredtestes Zeugniss die treffenden Resultate der Untersuchungen Nägelsbachs in der homerischen Theologie angeführt hat. Was er dann von der eigentlichen Religion aus darüber beibringt, genügt weniger, weil er theils mehr das wahre Wesen der christlichen als die ganze Eigenthümlichkeit der heidnischen Religionen erörtert, theils durch besondere Darstellung der Sache an den beiden römischen Dichtern, Ovid und Horaz, an letzterem ausschliesslich durch Mittheilung einer Stelle aus der von ihm fast überschätzten Behandlung *W. E. Webers* (in s. Buche: *Horaz als Mensch und Dichter*), sich zu sehr in das Einzelne verliert. Zugleich hätte er da, wo er die Berechtigung des Christenthums, ein Maassstab zur Beurtheilung alles anderweitigen religiösen Lebens zu sein, in objectivem Sinn nachweist, den sub-

jectiven Gesichtspunct nicht unberücksichtigt lassen sollen, da es in der That ja unmöglich ist, bei aller Anschauung und Prüfung antiker Verhältnisse von dem Einflusse christlichen Geistes, der von Kindheit an, bewusst oder unbewusst, mehr oder weniger auf einen Jeden wirkt, vollkommen abzusehen. Endlich weist der Verf. es auch von der ästhetischen Seite oder der Kunst des Alterthums nach, dass dieselbe, wenn auch noch auf einem tiefern Naturboden stehen geblieben, wo die von den besseren Philosophen bereits verlangte reinere Erfassung des Ideellen noch nicht möglich war, doch durch das ganze Alterthum hindurch unter dem Gesetze ethischer Anforderungen stand, dass es noch etwas mehr davon kannte als einen bloss äussern, plastischen Maass- und Verhältnissbegriff, über der unmittelbaren Erscheinung noch etwas Höheres und Geistiges im Menschen selbst und noch über diesem ein Allbestimmendes in Gott und dem Göttlichen, dem Reiche der Ideen, gefunden hat, wodurch das Schöne eben kraft innerer Harmonie in lebendige und unmittelbare Verbindung mit dem Guten gelangte. Ist dieses Prinzip denn aber im Gebiete des Schönen so sichtlich vorhanden, wie vielmehr in dem des Lebens und praktischen Handelns, des Rechtes und der Macht, der höchsten sittlichen Institute in Staat und Familie u.s.w., wobei denn allerdings Alles wieder darauf ankommt, welche Beziehung man zwischen dem Christenthume und der Menschheit im Allgemeinen annimmt. Der Verf. hebt es daher hier noch ausdrücklich wieder hervor, wie die höchste Vollendung der Humanität nur in der persönlichen Einigung der Menschheit mit der ihrer Natur nach davon absolut unterschiedenen Gottheit zu finden, d. h. Christus das zur Wirklichkeit gewordene Ideal des Menschen sei, wiewohl auch dieser Grundzug, wie die Erfahrung gelehrt hat, nur zu leicht noch wieder in einer der tiefsten Wahrheit des Christenthums widerstreitenden Art aufgefasst werden kann. Dass aber in dem alterthümlichen Bewusstsein eines ungeschriebenen Gesetzes in den νόμιμα der Griechen und dem fas nefasque der Römer eine Ahnung und Anerkennung der göttlichen Macht verborgen sei, wird niemand leugnen, nur ist es vielleicht sofort wieder zu weit gegangen, wenn man mit dem Verf. als das Endziel des Gesetzes nichts anderes als Christus, als die freie Vereinigung Aller in Ihm mit einander und mit Gott, dies Ziel aber durch den späteren

Ueber-

Uebertritt des classischen Alterthums zum Christenthum als erreicht ansieht. Weder Horaz in seiner Auffassung des Augustus, noch auch selbst Virgil in der bekannten sechsten Ekloge haben die Ideen eines Gottmenschen und Erlösers auch nur dunkel geahnt; sie fühlten wohl die ganze Unseligkeit des damaligen sittlich-politischen Lebens in seiner äussersten Zerrüttung, aber, einer *βασιλεία τῶν οὐρανῶν* in ihrem Sinne gänzlich entfremdet, sahen sie das Heil, dessen individuelle Bürgschaft ihrer Hoffnung vorgeschwebt haben mag, nicht einmal in einer national-politischen Regeneration, sondern in einer verfassungsmässigen Umgestaltung der socialen Verhältnisse, die von einer, schon damals gefürchteten, ganz anderen Seite herkommen sollte, nachdem das Christenthum auch hier seinen innerlich durchdringenden und mit stiller Gewalt umgestaltenden Einfluss ausgeübt hatte. Der Naturalismus und Humanismus ist gewiss auf diesem Felde seines Rechts baar, aber den Kryptochristianismus müssen wir doch eben so fern vom Alterthum gehalten sehen, weil er ohne schiefe und ablenkende Auffassungen kaum denkbar ist. Auch wird derselbe schon durch den zuletzt vom Verf. gewürdigten Gesichtspunct, nemlich das Verhältniss des classischen Alterthums zur Weltgeschichte überhaupt, gerichtet, weil ja auf diesem, freilich ausserhalb des Alterthums stehenden, aber vielleicht umfassendsten und wichtigsten Standpuncte es sich mit Klarheit enthüllen muss, dass die Heiden, ihre eigenen Wege wandelnd, bei allen ihren schönsten Gaben doch den Weg des Heils nicht haben finden können, dass aber ihre Arbeit und die Errungenschaft im äussern und innern Leben, die ihnen beschieden war, ein unverlornes, wenn auch erst durch das Christenthum neu belebtes und zu seinem wahren Rechte zurückgeführtes Gut geworden ist.

Was hier eben vom *Gesetze* gesprochen wurde, führt uns auf eine andere, gleichzeitig erschienene Schrift: *Ueber das Bewusstsein der Sünde und Erlösungsbedürftigkeit bei den Griechen u. Römern*, von *L. Krahe* (Progr. Düsseldorf 1844. 10 S. 4.) zurück. Der Verf. geht nemlich nach einer kurzen Anmerkung über das ins Herz geschriebene Gesetz der Vernunft und des Gewissens zum Beweise von der Gültigkeit des paulinischen Ausspruchs (Röm. 3, 9), *πάντας ὑφ᾽ ἁμαρτίαν εἶναι*, für Juden und Griechen über. Eine andere Frage wäre es freilich, ob das Gesetz, von welchem derselbe Apostel sagt, dass durch dasselbe erst die

Erkenntniss der Sünde kommen und ohne welches die Sünde todt sei, das allgemeine Gewissensgesetz oder das positive, mosaische sei. Fast scheint der Verf. dieses anzunehmen, was jedoch weder aus Röm. 2, 14. noch aus 5, 13. hervorgehen dürfte. Dagegen steht das unleugbar fest, dass im ganzen Alterthum die Sünde als ein allen Menschen gemeinsames Uebel bezeichnet wird; doch scheint auch hier wieder ein bedeutender Unterschied statuirt werden zu müssen, indem Aeusserungen eines Seneca schon mehr oder weniger vom Geiste des Christenthums wirklich, wenn auch ganz unbewusst, eingegeben sein könnten. Die Untersuchung geht dann zum Begriffe der *Sünde* über, worin er den Widerspruch gegen das in ihm liegende natürliche Sittengesetz sieht, so dass Röm. 7, 15. dadurch seine Bestätigung erhält. Aber die unendlich viel tiefere psychologische Fassung der Sünde in formaler und materialer Hinsicht entgeht dem Verf. nicht; denn das Gesetz ist ja dem alterthümlichen Menschen nicht der ausdrücklich ausgesprochene und vernommene Wille Gottes, ja er erkennt auch gar nicht einmal das tiefe Grundverderben der menschlichen Natur, die ihm vielmehr für rein und gut gilt; andrerseits umfasst er bei der Mangelhaftigkeit seiner unerleuchteten Vernunft keineswegs den ganzen Umfang seiner Pflicht oder die Tiefe ihrer Bedeutung, da alle seine officia, was der Verf. leider nicht weiter ausgeführt hat, nur aus seinen besonderen Verhältnissen hervorgehende Dienstleistungen sind. Darum findet Cicero den Menschen auch von Natur gerecht und er weiss nur von schädlichen Einflüssen des Lebens, der Erziehung, der Gewohnheit, wenn er auch mit denselben allerdings bis zum letzten Ursprunge in der frühesten Kindheit des Menschen hinaufgeht. Dem antiken Menschen tritt die Sünde zunächst nur durch die That, sei es innerlich oder zugleich äusserlich, ins Bewusstsein, in derselben zeigt sich aber der Widerspruch gegen das im Gewissen bewahrte Sittengesetz; dem heidnischen Bewusstsein fehlt also die metaphysische Beziehung der Sünde zum göttlichen Willen. Wenn dazu der Verf. noch den andern Satz stellt: das Sittengesetz habe bei der *pantheistischen Weltanschauung*, über welche das Alterthum nie hinaus gekommen sei, nicht wohl als Ausspruch eines, von dem menschlichen wesentlich verschiedenen, höhern und persönlichen Geistes betrachtet werden können; so stimmen wir in dem Resultate bei, in dem Grunde jedoch nicht, wie weiter unten näher besprochen

werden soll. Die Ursache, weshalb das dem Menschen bewusste Gesetz doch keine grössere Macht über die Sünde übe, erklären sich vielmehr die Alten verschieden, nemlich entweder aus einer den Menschen verführenden höhern bösen Gewalt, oder aus einem Dualismus der menschlichen Seele. Dass sie die Erbsünde, den habitus corruptus, auch nur nach ihrer physischen Seite als rebellio partis inferioris a superiore, wie Thom. v. Aquino es nannte, gekannt hätten, kann ich nicht recht zugeben. Alle näheren Forschungen über diesen Punct, wie sie namentlich von Nägelsbach am Aeschylos mit musterhafter Gründlichkeit angestellt worden sind, zeigen uns eine so eigenthümlich gefärbte Fassung, dass darnach die selbsteigene That des Menschen zu seinem durch Abstammung und Familienfehler Bestimmtwerden nicht in dem Verhältnisse der unausbleiblichen Folge, sondern der frei erwachsenden Bedingung steht. Die Erklärung aus jenem dualistischen Principe scheint erst der späteren Zeit anzugehören und wird vom Platon wohl am consequentesten entwickelt; dagegen scheint der Verf. die Consequenz Homers nicht gehörig zu würdigen, der ja offenbar in die Sünde selbst ein eigentlich satanisches Element setzt; weiter konnte der sinnvolle Dichter ohne das Licht der Offenbarung schwerlich kommen. Der Verf. will aber schon aus den entgegengesetzten Urtheilen des Alterthums über Homer ableiten, dass die Grundsätze der Sittlichkeit bei ihm wirklich nicht consequent und bis zu unbedingter Gültigkeit durchgebildet seien; davon ist aber vielmehr das Gegentheil der Fall und nur die nachherige Entwickelung der religiösen Vorstellung bei den Griechen entsprach begreiflicher Weise diesen ersten Anfängen eines unmittelbaren positiven Glaubens nicht, dessen Standpunct der Rationalismus und die Sophistik nur zu schnell untergruben und durchbrachen. Eine weitere Folge davon war denn nun auch die Auflösung des Begriffs von *sittlicher Freiheit und Zurechnung*, und es bleibt dabei nur unklar, woher der Verf. es ableiten wolle, dass das ganze Alterthum in eine schwankende Bewegung zwischen Freiheit und Determinismus gerathen sei. Dasselbe wiederholt er auch in Bezug auf den Platon; hiermit mögte jedoch jedenfalls die Darstellung Ackermanns (*das Christliche im Pl.* S. 65 f.) zusammenzuhalten sein, da beide sich, wie es scheint, gegenseitig zur Ergänzung dienen können. Pl. wusste zwar wohl, dass die sittliche Freiheit in ihrer natürlichen Beschränkung auf sich selbst bei Wenigen aus-

reicht die ihr gestellte sittliche Aufgabe zu lösen; aber wenn er solchergestalt auch die grosse Macht des Bösen fühlte, wusste er sich doch weder die Art der Entstehung und Einwirkung desselben, noch sein Verhältniss zur menschlichen Freiheit — diese schwierigen Probleme aller Ethik — recht zu erklären und zu verdeutlichen. Dabei bleibt seine Auffassung manches Verhältnisses problematisch, wie wenn er von dem unfreiwilligen Thun des Bösen spricht, was auch ein Sündigen aus Schwäche wider besseres Wissen und Wollen sein könnte, wie wir es bei Andern, z. B. Seneca, bezeichnet finden. — So hat der Verf. über diese und einige andere der wichtigsten hierher gehörigen Fragen und Erscheinungen des Alterthums: das Gefühl der Unseligkeit des irdischen Lebens bis zur Verzweiflung, Leben und Tod, Hoffnung und Sehnsucht der Erlösung, und über die Grundideen einiger der hervorragendsten Schriftsteller der Alten, recht viel Treffendes und Beachtungswerthes beigebracht, nur dass in der etwas knapp zusammenfassenden Darstellung die klare Uebersichtlichkeit vermisst wird. In der Sache selbst befremdet bisweilen eine gewisse Uebertreibung und Härte des Urtheils, wie wenn er aus Aeusserungen eines Neronischen Zeitalters und der Lebenserfahrung eines Seneca über die Verwerflichkeit des Lebens sofort schliessen will, wie ausgehöhlt in seinem Innern, wie leer und aller geistigen Befriedigung baar das Leben der *ganzen alten Welt* gewesen sein müsse; oder wenn er das Gefühl eines Bedürfnisses einer übernatürlichen Offenbarung und Erlösung auch bei den ausgezeichnetsten Geistern der Alten, einem Platon u. A., bestreitet und, wenn auch das Alterthum die Erlösung durch persönliche Dazwischenkunft des lebendigen Gottes nicht ahnen konnte, doch wohl zu weit geht mit dem Ausspruche: Je christlicher in dieser Hinsicht die Aeusserungen der Griechen und Römer klingen, desto weiter sind sie von der Wahrheit entfernt. Als einen vielleicht noch grösseren Mangel beim Verf. bezeichnen wir die starke Vermischung der Zeitalter und Schriftsteller, durch deren sorgsame Scheidung und gewissenhafte Prüfung, ohne die Ideen des Einen durch Vorstellungen des Andern zu trüben, erst wahrhaft Licht in diese Gegend gebracht werden kann.

Von weit geringerer Bedeutung ist eine andere Arbeit: *Diss. de gentium cognitione dei*, scr. *F. Schwubbe*. Progr. Paderborn 1844. 22 S. 4. Es werden darin nur einige Belegstellen

gegeben, ohne dass dieselben gehörig benutzt worden sind; die Sprache ist mittelmässig, die weitere Entwickelung dürftig. In acht Paragraphen wird vom Ursprunge des falschen Götterdienstes, über die Allgemeinheit und den ursprünglichen Grund des religiösen Glaubens bei allen Völkern, über die Erkenntnissquelle in der menschlichen Vernunft, von der Folgerung aus der Welt und ihrer wunderbaren Construction auf einen göttlichen Werkmeister, über die heidnische Auffassung der göttlichen Eigenschaften und die Art ihrer Abirrung von der Wahrheit (der inhaltreichste Abschnitt, der auch fast allein zu Entgegnungen Anlass geben würde, da im Uebrigen meist nur das allgemein Bekannte beigebracht ist), endlich vom Schicksal gehandelt. Die Gegenerinnerung, die wir machen würden, betrifft den Entwickelungsgang der antiken Religionsvorstellung von dem Naturdienste und Pantheismus zum Polytheismus. Dies führt uns fast unmittelbar in eine andere Schrift: *Ueber den Gegensatz des Pantheismus und Deismus in den vorchristlichen Religionen*, von *J. H. Deinhardt* (Progr. Bromberg 1845. 26 S. 4.) hinein; denn hier wird gerade dieses Verhältniss in nähere Erwägung gezogen. Hierbei wird nun zunächst vom hegelschen Standpuncte ausgegangen: die christliche als die absolute Religion ist das Allgemeine und Wesentliche in allen andern Religionen, sie hat in ihnen, noch ehe sie für sich existirte, die besonderen Seiten ihres Wesens in einseitiger Bestimmtheit zur Offenbarung gebracht, sie ist aber, als die Zeit erfüllet war, für sich in ihrer Allgemeinheit und in der Fülle ihrer Wesenheit hervorgetreten, wie die Sonne nach der Morgenröthe. Unter diesen Religionen wird aber die jüdische und die hellenische hervorgehoben und der Unterschied beider auf den Gegensatz des Deismus und des Pantheismus zurückgeführt. In jenem wird Gott als das überweltliche, transscendente und für sich seiende Wesen, in diesem als das Unendliche oder die substantielle Allgemeinheit *in* der Welt und *in* dem Menschenleben aufgefasst; beide Richtungen hebt das Christenthum in sich auf und erhebt sich über beide, indem es ebenso sehr den unendlichen Unterschied Gottes von der Welt und insbesondere vom Menschen, oder die Idee festhält, dass Gott ein in sich seiendes, sich auf sich beziehendes und daher persönliches und dem Menschen objectives Wesen ist, als es die Einheit und Gemeinschaft Gottes und des Menschen oder die Idee festhält und geltend macht,

dass Gott sich offenbart in den Naturgesetzen und in dem Menschen, in der Menschheit und ihrer geschichtlichen Entwickelung, ja dass er die Fülle seines Wesens „in dem Menschensohne, der der Sohn Gottes ist,“ mittheilt. Hiergegen würde schon mancherlei zu erinnern sein; denn es würde erstlich bei gar Vielen in Frage kommen, ob die christliche Religion wirklich als die ihre bisher getrennt gewesenen Momente in sich vereinigende absolute Idee zu fassen sei, so dass der Unterschied zwischen ihr und den antiken Religionen doch immer noch als ein nur quantitativ-graduell, nicht wesentlich verschiedener erscheinen könnte; fürs andere scheint aber das Judenthum auf diese Weise mehr in einer für dasselbe ungeeigneten Verbindung mit den heidnischen Religionen, als in seiner vor allen Dingen zu beherzigenden Beziehung zum Christenthum, die denn doch eine wunderbar nahe und eigenthümlich unmittelbare ist, aufgefasst zu werden, abgesehen von der Frage, ob denn wirklich der Deismus eine richtige Bezeichnung für das Wesen desselben sei (die hegelsche Schule hat darüber immer zu verschiedenen Zeiten merkwürdig verschiedene Ansichten aufgestellt); endlich würde doch auch das wohl zu bedenken sein, dass mit dieser Art der Behandlung doch die breite Fülle der Erscheinungen und das Wesen des religiösen Glaubens und Cultus bei den antik-heidnischen Völkern nicht bemessen oder erschöpft sei, vielmehr die Betrachtung der göttlichen Natur und Eigenschaften zunächst nur einen sehr geringfügigen Theil der Religionsvorstellung bei ihnen ausmacht, indem diese stets eine nähere Beziehung zum Leben und daher eine vorwaltend praktische Richtung behielt, so dass sie immer ein starkes ethisches Gepräge hat. Will man aber die Sache nach dieser Seite hin verfolgen, so möchte der Charakter der hellenischen Religion wohl in der Litteratur und dem Volksleben im Allgemeinen als ein polytheistischer und nachmals deistischer, bei den Philosophen aber allerdings mehr als ein pantheistischer darzustellen sein. Zwar wird nun sofort näher bemerkt, dass der Pantheismus in seinen ursprünglichen Formen Polytheismus ist; auch ist der Pantheismus ja nicht in der griechischen Religion allein hervorgetreten, sondern, während zwischen dem orientalischen und occidentalischen wesentlich zu scheiden ist, erscheint er hier in seiner schönsten Ausbildung. Denn dort ist das sinnliche und das sittliche Universum noch nicht geschieden und daher

auch die geistige Freiheit mit der Naturnothwendigkeit noch verschlungen; hier dagegen ist die Geistigkeit als die Substanz des Universums gefasst, der νοῦς ist das Maass aller Dinge, das ist aber die in allen endlichen Geistern und in allen Dingen lebendige substantielle Macht, darum fasst der Grieche den Geist als das Göttliche und findet in allem Natürlichen ein Geistiges, in allem Wirklichen ein Ideales, in allen Dingen eine geistige Individualität, die ihre Substanz bildet. So sind Ackerbau, Eigenthum und Ehre die ersten wesentlichen Mittel der Vergeistigung und Versittlichung des Menschen; das griechische Bewusstsein fasste die substantiellen Kräfte, die in den genannten Institutionen liegen, für sich, personifizirte sie in der Ceres; eben so ist Pallas Athene der substantielle Geist hellenischer Bildung, Einsicht und Kraft, zugleich Schutzgöttin Athens; weil hier die Bildung zur vollsten Blüthe gelangte; so wurden das natürliche und das geistige Universum als Götter vorgestellt. Weil nun aber die Wirklichkeit, von der das griechische Bewusstsein überall ausgeht, um Gott zu finden, eine so vielseitige ist und jede besondere für sich bestehende Existenz seine Substanz und sein Gesetz und Leben in sich hat, so entsteht auch hier Vielgötterei, und mehr noch als im Oriente, weil der Grieche jede Existenz und jedes Verhältniss in seiner individuellen Bestimmtheit auffasste und festhielt. Bei dieser unendlichen Zersplitterung der wirklichen Existenzen, die für sich als göttliche Individuen vorgestellt werden, fehlt die absolute Einheit der Gottheit (gehört die nicht aber gerade wesentlich zum Begriffe des Pantheismus?) und dieses Bedürfniss nach Einheit, aber auch eben so sehr der Mangel der Einheit, existirt in der griechischen Vorstellung als das Schicksal, die Ate, eine Götter und Menschen bezwingende, dunkele und blinde, grund- und vernunftlose Macht, eine leere, unbegriffene und trostlose Nothwendigkeit. „Wenn Oedipus in der von den griechischen Tragikern wegen ihres ächt hellenischen Gepräges mit so grosser Vorliebe behandelten Fabel *ohne sein Wissen und Willen* seinen Vater erschlägt und seine Mutter „schändet“, so ist das die Bestimmung des Schicksals, er kann nichts dafür und nichts dagegen, er ist der Nothwendigkeit unterworfen. Durch ganze Geschlechter zieht sich Schuld und Verderben in Folge des Schicksals, wie durch das Geschlecht der Atriden und der Labdakiden. Wir sehen schon aus dieser Idee des Schicksals die Schranke, die der Frei-

heit des griechischen Bewusstseins gesteckt war und die erst im Christenthum absolut aufgehoben ist.“ Wenn der Verf hier unter der Ate, dieser sinnbethörenden, zum Bösen verführenden Macht, das Schicksal sich vorstellt, so ist dieser Irrthum befremdend; aber die ganze Bezeichnung von dem Wesen des Schicksals selber ist unangemessen und nicht auf sorgsame geschichtliche Forschung begründet, daher auch das Verhältniss des Oedipus in dieser, allerdings herkömmlichen, Weise unrichtig aufgefasst, zum Theil selbst im Ausdrucke verfehlt. Wir kommen auf die Ate später noch einmal zurück; wir hätten noch manche andere Aeusserung des Verfs. zu bestreiten: denn auch das ist zu viel gesagt, wenn es nachher von den Griechen heisst: Ueberall wird von Naturmächten der Anfang gemacht, welche dann in Götter mit einem geistigen Inhalt verwandelt werden. Gewiss ist ein doppeltes Element in der griechischen Religion, ein physisches und ein ethisches, und letzteres vielleicht eben so alt wie das erste, bei einigen Göttervorstellungen, z. B. der Hera, sogar das ausschliessliche, bei andern mindestens so stark vorwaltend, dass es doch in der That bedenklich ist, ohne weiteren geschichtlichen Nachweiss zu behaupten, dass Apollo und Diana ursprünglich Sonne und Mond repräsentirten. Anderswo hat der Verf. Richtigeres und in der That Beachtenswerthes gegeben, wie in seinen treffenden Bemerkungen über Bedeutung und Einfluss der Kunst im Alterthum, oder wenn er die Orakel als einen Beweis hinstellt, dass die ethische Gesinnung noch nicht entfesselt war von der Naturnothwendigkeit, wiewohl auch diese Erscheinung des Alterthums noch eine andere Seite hatte. Auf das vom Judenthum Gesagte gehen wir hier nicht näher ein, obwohl auch da zu mancherlei Erinnerungen sich ein Anlass bieten würde.

In sehr schätzenswerther Weise hat Director *K. Eichhoff* in s. Programm: *Ueber einige religiös-sittliche Vorstellungen des classischen Alterthums* und ferner *über die Vorstellung von dem Neide der Gottheit und von der Ate oder von der Sinnesbethörung durch die Gottheit*, Duisburg 1846. 26 S. 4. den historischen Weg eingeschlagen und uns eine sorgsame genetische Entwickelung derjenigen hellenischen Vorstellungen von den Göttern gegeben, die wir mit φθόνος und ἄτη bezeichnet finden. Die erstere, von dem Neide der Gottheit, entwickelt sich nach ihm durch drei Stufen hin: auf der ersten derselben wird er schlechthin als Eifer-

sucht der menschlich gesinnten Götter auf ihre Macht und Hoheit und als Missgunst gegen die zu ihnen heranstrebenden Menschen und deren grosses und fortwährendes Glück gefasst; auf der zweiten wacht er im Dienste des *Verhängnisses* über die den Menschen gesetzten Gränzen und das ihm beschiedene Maass und Gleichgewicht des Glücks und Unglücks; auf der dritten erscheint er als wahrhaft *sittliche* Macht, als Missbilligung und Ahndung der Ueberhebung, des Hochmuths und Frevels. Zu bezweifeln dürfte es sein, ob sich überall in sicheren Zeitperioden dieses abgrenzen, und insbesondere, ob der zuerst bezeichnete Gesichtspunct als die früheste Vorstellung sich ansehen lasse; jedenfalls scheint uns der zweite Punct besonders, und zwar in doppelter Beziehung, hervorgehoben werden zu müssen. Die Alten wussten: *τὸ μέτρον ἄριστον*, und es war die Aufgabe des hellenischen Lebens, dies zu bewahrheiten; dies hat aber zunächst eine Macht an und für sich selber, physisch: wie in der Natur einander gegenüberstehende Kräfte sich im Gleichgewicht erhalten, so geschieht ein Gleiches auch in der sittlichen Welt. Glück und Unglück müssen einander die Waage halten; zu der Annahme zwang den Hellenen ein innerstes Gefühl und Bedürfniss der Gerechtigkeit, das er sonst nicht befriedigt sah, da er den sittlichen Werth aller Segnungen und aller Prüfungen eben so wenig kannte, als das Gesetz, das dem Menschen gesetzt ist einmal zu sterben, darnach aber das Gericht. Darnach erst kommt das Andere, dass der *φθόνος* der Götter geradezu der *ὕβρις* der Menschen entgegengesetzt ist; das maasslose Begehren und sich Ueberheben soll dadurch gedämpft werden, ohne dass jedoch auch hier der tiefere Zweck einer Demüthigung als irgendwie klar hervortretend angesehen werden darf. Von diesem noch wieder verschieden ist die eigentlich fatalistische Ansicht, die wohl besonders bei den Römern Eingang gefunden hat. Mehr könnte es scheinen, dass diese bei der Ate hervortrete, doch auch da ist sehr behutsam zu verfahren und zwischen Zeiten und Charakteren genauer zu scheiden. Es gibt zunächst nach hellenischer Vorstellung eine zum Bösen verführende Macht, deren Ursprung nach der selbstsüchtigen Neigung des natürlichen Menschen nicht in, sondern ausser ihm gesucht, damit aber schon beim Homer in die Gottheit ein satanisches Moment gesetzt ward; mit dieser Vorstellung ist der Begriff des Unheils nahe verwandt, der vor-

zugsweise beim Hesiod hervortritt, wie bei Pindar und Theognis. Ob und wie dieselbe sich mit der Idee einer unabwendbaren Vorherbestimmung beim Herodot und bei römischen Historikern (auch *Aesch. Choeph.* 910. und *Soph. Trach.* 840. steht in Beziehung zur *μοῖρα*) wirklich so eng verbinde, wie der Verf. annimmt, und ob nicht noch wieder unter sich diese Ansichten verschieden sein möchten, wäre eine andere Frage. Gewiss war die Vorstellung von Anfang an von der Annahme einer sittlichen Einwirkung nicht vollkommen getrennt, die Götter können nicht einmal die Bethörung wirken, wenn nicht die Menschen sich irgendwie dafür empfänglich zeigen. So erschien es denn, namentlich bei den Tragikern, besonders Aeschylos, als eine Wirkung der göttlichen, das Gesetz bewachenden Strafgerechtigkeit, mithin als eine Schuld des Menschen; es wurde die äussere Erscheinung der Täuschung und des Unheils mit der sittlichen Idee der selbstverschuldeten Sinnesbethörung und dem religiösen Momente der darin vollzogenen göttlichen Strafe nach innerlichem Zusammenhange verbunden. Je überwältigender aber solche Macht des Bösen im Leben erscheinen muss, desto stärker tritt sie auch in der Litteratur hervor, wie bei den griechischen Rednern. Endlich erscheint sie bei den Römern in der Gestalt der zu neuem Vergehen forttreibenden Macht des Schuldbewusstseins, so dass dieselbe von einem ursprünglich Aeusseren allmählich immer mehr zu einem Innerlichen im Menschen selber wird. — Die Arbeit ist sehr umsichtig und sorgsam ausgeführt und gibt über diese beiden Puncte eine sehr lesenswerthe Erörterung; die Bemerkungen über die Ate von *Lehrs* im Rheinischen Museum, 1842. I. 4. und von *Märcker* in s. Schrift: *Das Princip des Bösen nach den Begriffen der Griechen* S. 67 ff. scheinen dem Verf. entgangen zu sein.

Ich darf diese Uebersicht aber nicht schliessen, ohne einer vortrefflichen Darstellung noch zu gedenken, die in einem Buche erschienen, das gewiss bald allgemeine Anerkennung finden und in seiner anderweitigen Leistung auch gebührend von Andern gewürdigt werden wird, für das Ganze manche höchst beherzigungswerthe Gesichtspuncte beigebracht, besonders auch das so wenig dafür beachtete Leben mit hineingezogen hat; ich meine einen Abschnitt: Der Geist des Christenthums und der Geist des Heldenthums; in: *Die Lehre vom heiligen Geiste*, von Lic. *K.*

A. Kahnis, Prof. der Theol. in der evang. theol. Fac. zu Breslau. Ir. Theil (Halle 1847), Is. Buch, 4s. Kap. S. 94—146.

Die allgemeine Stellung des Heidenthums zum Judenthum und Heidenthum hat der Verf. schon an einer früheren Stelle seines Buchs S. 86 ff. berücksichtigt und dadurch der weiteren Auseinandersetzung eine feste Grundlage bereitet. Das Heidenthum ist ihm darnach der Bereich des natürlichen Lebens, der Sünde; es dient nicht nur nichtigen Göttern, sondern in diesen Wahngebilden dem Fürsten dieser Welt. Gott hat die Heiden ihre Wege gehen lassen, sie haben keinen Anspruch auf das Reich Gottes. Ein solches Nationalrecht darauf haben dagegen die Juden; aber nicht die Söhne des Fleisches sind die Söhne der Verheissung, nur den Glaubenden helfen die Weissagungen. Daher hilft die positive Stellung der Substanz des Reiches Gottes im alten Bunde zu Christo dem Einzelnen nur dann, wenn er die Substanz in persönliches Leben verwandelt hat. Der neue Bund aber besteht eben darin, dass der Einzelne in dem Bewusstsein, in sich die Gerechtigkeit nicht zu haben, somit ein Sünder zu sein, den Tod Christi zur Gerechtigkeit im Glauben ergreift. Ist nun Christus in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, dann ist er auch zu den Heiden gekommen, dem Reiche der Sünde. Denn ein Bewusstsein der Wahrheit wird von der Schrift auch den Heiden zugestanden, damit aber Erkenntniss der Sünde und Durst nach Gerechtigkeit. Gott ist zwar nicht die bewegende Macht ihres Völkerlebens (A. G. 14, 16), aber er hat sich ihnen nicht unbezeugt gelassen in den Segnungen der Natur, ihnen Obrigkeiten gegeben (R. 13, 1), ihren Staaten Grenzen und Zeiten gesetzt (A. G. 17, 26.), ihrem weltgeschichtlichen Leben ein göttlich Ziel vorgesteckt, nämlich Gott zu suchen. Die Zeit dieses Suchens ist erfüllt in Christo; dass die Heiden relativer Wahrheit fähig sind, bezeugen die Weisen des Morgenlandes, aber auch ihre relative Gerechtigkeit durch Befolgung des Naturgesetzes (Römer 2, 26) gilt dem Petrus als ein Zeugniss für Christi Geist, wenn er auffordert, ohne Wort durch den Wandel die Heiden zu gewinnen 1. P. 3, 1. 16.). Nur aber, wenn sie, losgelöst von den objectiven Grundlagen des Heidenthums, von persönlichem Bedürfnisse nach subjectivem Heile sich leiten liessen, konnten sie zu Christo kommen. Beide also, Juden und Heiden, treten als Einzelne in das Reich Christi, nur mit

dem Unterschiede, dass der Jude die Blüthe seines Volksthums findet, der Heide eine neue Welt, in welcher seine ganze Vergangenheit erlischt (R. 11, 16 ff.). — Es bedürfte wohl nur einer genaueren Begriffsbestimmung über die vorangehenden Sätze, um denselben allgemeine Billigung zu verschaffen. Mindestens sind die letzten Resultate durchaus annehmbar und richtiger angegeben, als man es gewöhnlich findet; besonders ist auch, hier wie anderswo (S. 100), die Stellung des Judenthums zu dem Heidenthum in sehr treffender Weise bezeichnet. Die Hauptsache aber hat der Verf. in dem vierten Capitel gegeben; dabei ist die Durchführung der leitenden Ideen an allen heidnischen Culturvölkern des Orients, durch die erst die hellenische Auffassung recht vorbereitet und wahrhaft verständlich wird, allerdings von wesentlicher Wichtigkeit, ohne dass wir in diesem Zusammenhange jedoch näher darauf eingehen können. Von S. 114 an entwickelt er den Geist des Hellenenthums, dem zwischen des Morgenlandes selbstlosem Verfallensein an obere Mächte und der selbstvoll um sich kreisenden Gemüthseinsamkeit der deutschen Völker die Mitte einer freien, aber substantiell erfüllten Persönlichkeit zugetheilt ist, die schöne Mitte einer gegenständlich auffassenden, Alles vermenschlichenden Anschauung. Das Höchste, was der Einzelne für sich erstrebte, war, das in der vaterländischen Sittlichkeit gebotene höchste *Gut* in seiner Person schön darzustellen (*καλοκἀγαθία*); und darin eben lag das Maass ihres Antheils an der Wahrheit, sie verbanden so das sittliche und das natürliche Element. Der Zug, welcher die Griechen zur *Natur* führte, hatte in ihr zu viel zu suchen, um sie in einen blossen Gegenschein des gemüthlichen Ich zu verwandeln, und doch im sittlichen Leben schon zu viel gefunden, um von der Macht der Natur verschlungen zu werden. Daraus ergibt sich denn auch, warum die Forderung des religiösen Geistes an sich schon nicht zu ihrem Rechte kommen konnte; die im Staate, Vaterlande verwirklichte sittliche Substanz ist es, an welcher Götter und Menschen gemeinsam wirken; die Götter sind aus rein menschlichem Stoffe gewoben und über ihnen steht die Nothwendigkeit, in welcher ihre Entwickelung vorschreitet, das *Schicksal*. Der Verf. zeigt im Verfolge seiner Darstellung die eigenthümliche Einwirkung der Stammverschiedenheiten auf das religiöse Leben und den mächtigen Umschwung im siebenten Jahrhunderte, der einem

subjectiven Geist erzeugte, aus dem die griechische Philosophie hervorgegangen ist. Es gibt kaum eine so lehrreiche und anziehende Parthie in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes als gerade diese, und wir bedauern es daher gar sehr, dass der Verf. mit seinen zwar schönen, aber sehr kurzen Erörterungen nicht näher auf die Sache eingegangen ist, was er doch füglich auch für seinen Zweck konnte. Die von ihm entworfenen Züge entsprechen dem Charakter des Gesammtbildes gar wohl: im Mythos hat der Geist des Schönen das Leben nach einer Idee, der sittlichen Substanz des Vaterlandes, gestaltet; die Philosophie geht keinen Schritt weiter, bleibt aber unbefriedigt mit dem, was ihm das Vaterland in seinen Gesetzen und seinem Glauben übergibt. So gehörte denn die Philosophie einer Richtung an, die *das griechische Leben auflöste.* Es kam eine Einseitigkeit in die Erkenntniss, deren Ueberwindung keiner heidnischen Religion möglich ist; denn ihrem vollen Begriffe nach ist sie die Entwickelung des religiösen Geistes ausserhalb des Reiches Gottes, welche ein aus dem Nationalbewusstsein subjectiv gesetztes Göttliche zum Gegenstande der Verehrung hat. Man hat oft, und nicht ohne Grund, dem Judenthum eine positive, dem Heidenthum eine negative Vorbereitung zum Christenthum vindicirt; der Verf. fasst diesen Gegenstand noch schärfer und eindringlicher auf, wornach mit der negativen Seite des Heidenthums, der gänzlichen Auflösung desselben als Totalität, doch auch noch wieder eine positive Seite auf's Innigste zusammenhängt. Denn wenn die substanziellen Bande des Heidenthums zersprengt waren, so gab es eben nur noch Atome, Einzelne; als solche aber konnten sie nur zu dem neuen Bunde kommen und um so mehr also ihr persönliches Unheil erkennen, nach persönlichem Heile aufsehen. Je höher daher jener, die griechische Welt auflösende, subjective Geist vorwärts drang, um so mehr führte er das persönliche Leben auch seiner Wahrheit entgegen. Dies hat der Verf. vortrefflich an dem Gange der späteren hellenischen Philosophie wie an dem öffentlichen Leben nachgewiesen; nur dass bei jenem Aristoteles schwerlich ganz zu seinem Rechte gelangt. Gerade darin, dass er die dem übrigen hellenischen Sinnen und Denken gegenüberstehende reale Seite hervorhob und die reiche, lebensvolle Welt des Concreten mit seiner aus sich selbst genommenen schöpferischen Kraft offenbarte, war er in einer allerdings verschiedenen

Richtung eine überaus günstige Vorbereitung auf die Erscheinung Christi im Fleisch. In die römische Welt ist der Verf. weniger eingegangen, schon deshalb, weil er mehr das höhere Bewusstsein in der Philosophie, als die dem gesammten Volke angemessenere Darstellung in der Litteratur vor Augen gehabt hat. Dies fehlt nicht am wenigsten bei der griechischen Litteratur, wo der ganze Reichthum in Dichtern, Geschichtschreibern und Rednern einen Stoff geliefert haben würde, dessen Behandlung in der ungemein tüchtigen Weise des Verfs., die auch so noch in wesentlichem Vorzuge steht, eine bedeutende Lücke in der bisherigen Erforschung des Alterthums ausgefüllt hätte.

V.

Zur Charakteristik des Horaz.

Die Geschichte der Litteratur ist überhaupt eine doppelte, nemlich eine äussere und eine innere; die äussere, durch eine mehr oder minder grosse Zahl von Notizen und Erinnerungen gefördert, ruht auf einer festeren Basis als die lediglich auf einer tieferen geistigen Anschauung der Erzeugnisse selbst begründete innere, und erfreuet sich daher seit früher Zeit einer rüstigeren Bearbeitung. Die wahrste und vollendetste Gestalt der Litteraturgeschichte aber ist die innige Verschmelzung und Durchdringung beider. Hat nun unsere Zeit die allseitige und organische Erfassung des gesammten Alterthums richtig als die Lösung ihrer Aufgabe in diesem Zweige der Wissenschaften erkannt: so ist dazu die innere Litteraturgeschichte noch weit fruchtbarer als die äussere. Die äussere nemlich gibt das historische Detail über alle irgendwie im Gebiete der Litteratur vorkommenden Namen nach einer treuen Ueberlieferung, nur mit kritischer Sichtung des Einzelnen; sie ergeht sich also in der bunten Reihe der Zufälligkeiten, in die nur eine chronologische Folge oder ein äusserliches Fachwerk Ordnung bringen kann. Das Wesen aber und den Geist gibt die *innere*, die daher auch nicht *neben*, sondern *in* jener besteht; jede äusserliche Absonderung kann also auch nur eine vorläufige sein, um jede der beiden Seiten desto genauer zu ergründen. Ist dieses durch die Bemühungen vieler Einzelnen an den einzelnen Schriftstellern erreicht worden, dann wird ihre Hineinbildung in die äussere Geschichte und somit die Vollendung des Ganzen nicht mehr fern sein. Ein neues, wesentlich förderndes Element wird aus ihr erwachsen einmal für die Wissenschaft, anderen Theils in gleichem Maasse für alle philologische Praxis und Interpretation. Denn indem sie uns das innere Leben der Litteratur entwickelt, zeigt sie uns, wie das Volk den allgemeinen Geist erfasst und sich angeeignet, und, wie diesen also national gewordenen Geist

wiederum die Repräsentanten der Nation, die Schriftsteller und besonders die Dichter, ausgeprägt haben. Die sittliche Idee in ihren vielen und mannichfaltigen Erscheinungen lässt das Leben keines Volks unberührt; sie spiegelt sich in demselben und das davon zurückgeworfene Bild zeigt das richtigste Gepräge des individuellen Volkscharakters. Ein kaum übersehbarer Stoff dazu liegt in des Volks Geschichte und Sitte, Sprache und Litteratur, Kunst und Wissenschaft, in den Instituten seines Staats- und Privat-Lebens; hier sähe man, *wie* alle höheren Interessen, die die Welt bewegen, das Alterthum durchdrungen haben, und die Vollendung dieser Aufgabe würde ein neuer und wesentlicher Theil der Alterthumswissenschaft, eine Ethik des Alterthums, sein [1]. Wiederum: kein Schriftsteller, er sei Prosaiker oder Dichter, kann den Einfluss seiner Zeit und Nationalität verleugnen, am wenigsten die Alten, auf die das öffentliche Leben so grossartig einwirkte; in der Wissenschaft kann einer seiner Zeit *vorausgeeilt* sein, als Mensch steht er *in* seiner Zeit; je weniger aber vor dem behandelten Objecte die Subjectivität des Schriftstellers zurücktritt, wie bei dem Dichter, desto stärker athmet aus seiner Schöpfung, dieselbe mag auch daneben noch so viele Spuren seiner Persönlichkeit an sich tragen, der ganze Geist der Zeit.

Horaz war weniger ein Günstling seiner, als aller folgenden Zeiten; mit dem Zeitalter, in das ihn die Natur gestellt hatte, harmonirte er wie viele seiner edleren Zeitgenossen nicht. Aber er hat das wahre Wesen seiner Zeit durchschaut, und indem er über ihr steht und gegen sie in die Schranken tritt, bildet sich zum Theil schon die Aufgabe und der Inhalt seiner Poësie. In dem Horaz haben sich offenbar zwei verschiedene Naturen verbunden, die satirische und die epische; oder gab ihm der Einfluss von aussen vielleicht ursprünglich eine noch viel unruhigere satirische

1) Zu diesen schönen Unternehmungen liegen immer nur noch einzelne, wenn auch unschätzbare Baustücke vor. Die Arbeit von *F. A. Nüsslin: Erklärung der Homerischen Gesänge nach ihrem sittlichen Elemente*, wovon mehrere Gesänge der Odyssee als Probe, Mannheim 1834 ff. erschienen sind, weckt lebhafte Wünsche nach Vollendung des Ganzen. Nicht minder würde eine Fortsetzung von *K. Hoffmeisters Beiträgen zur wissenschaftlichen Kenntniss des Geistes der Alten*, Essen 1831 und 32, zum Frommen der Wissenschaft heilsam gewesen sein.

rische Richtung, so glich sich solches doch allmählich zu einer grösseren und fast epischen Ruhe aus; in dem umfassenden Stadium seines dichterischen Lebens von dem 24sten bis zum 57sten Jahre (nach der richtigeren Annahme Kirchners: *quaestiones Horatianae* p. 40 f.) konnte sich dieses bequem fortschreitend entwickeln, in der Mitte aber stand er dann auf mehr lyrischem, aber niemals völlig ungemischtem Standpuncte. Hieraus lässt es sich denn wenigstens andeutungsweise erklären, dass der Fortgang seiner dichterischen Production von den Satiren und Epoden zu den drei ersten Büchern der Oden, in denen noch manche und zum Theil die frühesten von einem satirischen Zuge die deutlichsten Spuren tragen, und endlich zu dem ersten Buche Episteln, dem letzten Buche Oden und dem letzten Buche Episteln ein ganz naturgemässer, kein zufälliger ist; aber auch begreiflich machen, dass der Unterschied zwischen den Satiren und den Episteln ein viel grösserer und tiefer liegender ist, als es auf den ersten Anblick erscheint, selbst als hie und da noch angenommen wird. Allein hier drängen sich nun unzählige Fragen dem weiter in das Einzelne Eingehenden auf, wie er sich dem religiösen Glauben, dem wissenschaftlichen Sinne, dem philosophischen Streben, selbst der Kunst seiner Zeit angeschlossen oder entgegengestellt habe; ob er nicht vielmehr in diesen und vielen andern Richtungen völlig ein Zögling und Nachahmer der Griechen gewesen sei. Blicken wir zunächst auf eine dieser Richtungen. Der Dichter ist in seinem philosophischen Treiben kein Anhänger eines bestimmten einzelnen Systemes, weder des stoischen noch des epikureischen, ja er darf ohne genauere Bestimmung nicht einmal als Eklektiker gelten: in seinem klaren, praktisch tüchtigen und regsamen Sinne verdrängte der schöne goldene Baum des Lebens leicht jede graue Theorie. Das war es eben, warum ihm der auf die Spitze getriebene Stoicismus so lächerlich wie verächtlich war, je mehr in demselben das Ideal des Weisen zu seinem Abbilde im Leben in schroffen Gegensatz trat. Diess wenigstens galt von den Stoikern der Wirklichkeit, wenn gleich ihre Philosophie mit dem praktischen Leben in der engsten und genauesten Verbindung stehen sollte, und sie sogar gegen die musse- und betrachtungsvolle Lebensweise eiferten, die Aristoteles empfahl (*Heinr. Ritter*, *Geschichte der Philosophie* III. 517.). Zuvor wendet Horaz sich mit seinem ganzen Eifer zu *einem* Theile der

Philosophie hin, nemlich zur Betrachtung des sittlichen Lebens: *Epist.* I, 1, 11. quid verum atque decens curo et rogo et omnis in hoc sum; aber er verlacht in demselben Augenblicke die vor lauter Philosophie nie zur That kommenden Weisen, eben weil es ihm stets um eine lebendige und tüchtige Reproduction des als Aufgabe des Lebens und Handelns Erkannten zu thun ist. Das. 12. condo et compono quae mox depromere possim. Sein Geist lässt sich fortwährend von einer Schule zu der andern tragen, nirgend lange verweilend, um die Gelegenheit zu der That nicht zu verlieren, denn ihn quält die Zeit, die dafür verloren geht. Das. V. 23—26. Dabei geht er in das öffentliche Leben (civiles undae, v. 16) nur als strenger Hüter der wahren Tugend: Das. 16—17.

Nunc agilis fio et *versor* civilibus undis,
virtutis verae custos rigidusque satelles.

Diese Verse sind hier vollständig angeführt, um zu sehen, ob darin vielleicht nach dem Zusammenhange dieser allgemeinern Untersuchung die LA. der ältesten Handschriften *versor* gegen das so bestechende *mersor* vieler Handschriften und älteren Ausgaben sich schützen liesse. Zuvörderst nun bezeichnen die civiles undae nicht das eigentliche Staatsleben, so dass der Dichter dadurch seinen Antheil an den Geschäften der Staatsverwaltung zu erkennen gebe; sondern das Gewoge des bürgerlichen Lebens, wo sich die entgegengesetzten Gestalten der Sittlichkeit in unzähligen Beispielen offenbaren. Eine active Bedeutung, die nicht zugleich passiv wäre, erhellt für *agilis* auch aus Seneca de tranquill. animi c. 2 nicht; vielmehr heisst es: beweglich, rege und daher nach aussen thätig. Nun ist allerdings keine Frage, dass *mersor* zu dem Bilde der Wellen an und für sich sehr gut passt (wozu ja auch Catull. 63, 13. *mersor fortunae fluctibus* ein Analogon bietet), aber daraus folgt keine Nothwendigkeit für die Beibehaltung desselben, da der ganze Zusammenhang entscheiden muss, und es kann das sogar noch zur Verdächtigung beitragen. Was ist nun aber passender: dass der strenge Beobachter und Tugendhüter sich in die Fluthen des bürgerlichen Lebens *versenkt*, *vertieft*, oder dass er sich von denselben *tragen*, im Kreise herum bewegen lässt? Und es lag doch wohl nicht in des Dichters Absicht, den Abgrund sittlichen Verderbens damit bezeichnen zu wollen? Läge dann nicht zugleich auch darin, dass er sich vertieft und verliert, dass ihn kein flüchtiger Drang, sondern

eine anhaltende, tiefeindringende Theilnahme dahin führte? Vielmehr kann, wer sich von diesem Auf und Ab (undae), diesem Hin und Her (versor) des Lebens der Menschen eine Weile hat fortführen lassen, leicht wieder von diesem Meere in behender Thätigkeit sich entfernen und unvermerkt auf den festen, trockenen Boden eines ruhigen, behaglichen Lebensgenusses bei Aristipp zurückgleiten; und der Blick für eine richtige Beobachtung der Menschen wird dabei sich weit ungetrübter erhalten. Auf jeden Fall aber liegt wohl keine unmittelbare Hindeutung auf seine Theilnahme am Stoicimus darin, so wie auch im folgenden Verse der Name Aristipps nur dazu dient, um diejenige durch das eigene Gemüth gewonnene Lebensansicht kenntlich zu machen, deren Wesen sich in dieser Schule concentrirt. Im Ganzen stand nemlich Horaz seinem wahren Geiste nach mehr auf dem Standpuncte des seiner Zeit mit sittlicher Kraft entgegen arbeitenden Stoikers als des mit dem Strome schwimmenden Epikureers. Aber in vielen Stücken lagen die Kreise ihres Lebens und Denkens ganz ausser einander. In dem Streben nach Tugend und dem Glücke einer leidenschaftslosen Ruhe begegnete Horaz wieder den Stoikern, wiewohl beide von ganz verschiedenen Standpuncten, des Lebens und der Erkenntniss, ausgegangen waren, und auch am Ende ihre Wege wieder weit aus einander liefen. Denn der stoischen Strenge in ihrer formalen Beziehung auf die Gegenstände des Lebens, die sich selbst zum Theil an dem starren Widerspruche mit edleren Naturen und einem reineren Leben bald brechen musste, war der Dichter abhold; er erstrebte selbst und forderte bei Anderen die wahre virtus nach ihrer ganzen Tiefe und Reinheit, liess alles Uebrige in seinem Werthe dahingestellt sein oder bestehen, ohne dadurch in den Conflict zwischen Gutem, Vorgezogenem (προηγμένον) und Gleichgültigem (ἀδιάφορον) zu gerathen. *Ritter*, *Gesch. d. Phil.* III, 499. 625. 27 ff. So näherte er sich freilich von der anderen Seite dem Epikur, weil nur ein von Leidenschaften freies Gemüth der Tugend und des Glückes fähig schien. Wenn dieser nemlich (*Ritter* III, 494) das höchste Gut eigentlich in die Unempfänglichkeit des Weisen für körperliche Unlust setzte, und demgemäss die Erinnerung an das vergangene, das Gefühl der gegenwärtigen und die Furcht vor dem zukünftigen Uebel ganz aus der Seele entfernen wollte; so also, dass weder (objectiv) das Uebel zerstört, noch (subjectiv) die Mittel gegen dieselbe geschärft werden, folglich nur ein passives, gefühlloses

Ertragen des Uebels erzeugt und gewonnen wird: so sind das die Grundsätze, zu denen der Dichter die Mittel, es ist die Theorie, zu der er die Praxis leiht [2]). Belege hiezu sind: *Od.* I, 7, 17. 31. II, 6. 18, 4. 26, 1. II, 11, 17. u. s. f. Hierbei muss Horaz, weil wir denselben darin nicht ganz consequent finden, entweder die seiner Nation eigenthümliche strenge Scheidung zwischen dem Allgemeinen und Individuellen im Leben des Staats (publicus - privatus) angenommen und also zwischen den allgemeinen Leiden der Zeit und den besonderen Schicksalen des Einzelnen, oder er muss auch, vielleicht noch mehr, zwischen den ihrem Ursprunge nach an sich verschiedenen Leiden geschieden haben. Seine, mehr stoischen Geist athmende Ausrüstung des Weisen mit den Waffen ruhigen Muthes und leidenschaftsloser Standhaftigkeit ist eben gegen die Leidenschaft masslosen Begehrens und die daraus folgenden Leiden gerichtet, wodurch in immer gesteigertem Masse der Seele Unruhe und Qual bereitet wird. *Epist.* I, 3, 26. Dagegen ist er bei den von aussen kommenden, unabänderlichen Fügungen des Schicksals ein Epikureer, ohne Sehnsucht nach dem höheren Haltpunct, dessen lebendiges Bedürfniss damals doch auch schon, nahe vor seiner Erfüllung, theilweise die römische Welt durchdrungen hatte. — Diese Berührungspuncte des Dichters mit der Philosophie seiner Zeit stammten aber weniger aus dem Studium derselben, als aus seiner eignen Natur. Denn er schöpfte überall mehr aus dem Leben als aus der Schule; er blickt mit Missbehagen auf den Zwiespalt zwischen beiden, den sein Zeitalter hervorgerufen hatte, er missbilligt die leeren Rednerkünste und ihre zeitraubenden Uebungen und weist dagegen auf die einfach wahrste Quelle der Sitte und des Lebens in dem Homer hin: so Brief I, 2 an den jungen Lollius. Das ist denn also auch seine Nachahmung der Griechen, die aber kein Vorwurf, sondern des Dichters Ruhm ist; von einer charakterlosen Nachbetung ist bei ihm keine Spur vorhanden, zum Uebersetzer hatte er, um Jean Pauls Ausdruck auf ihn anzuwenden, nicht weibliches Genie genug, wie

2) Wohl mag man Bitterkeit und Schmerz, ja Verzweifelung darin finden, wie es bei *P. E. de Lasaulx de mortis dominatu in veteres.* Monach. 1835. S. 27. ausgesprochen ist. Auf die weitere Lebensanschauung unseres Dichters geht diese interessante Arbeit, so nahe es ihr auch lag, leider nicht ein.

die des Dichters Selbständigkeit immer nicht ganz verleugnende Nachbildung des Anfangs der Odyssee schon verräth. Also im Grossen und Ganzen nur schloss sich der Dichter an solche griechische Vor- und Urbilder unvergänglicher Schönheit und Wahrheit an, theils überhaupt nach der leicht begreiflichen Vorliebe und Sehnsucht, womit ein edles Gemüth aus einer wirren, bodenlosen Zeit in die Vergangenheit und in die Ferne flieht, theils auch mit Rücksicht auf Form und Charakter der hellenischen Nation und Litteratur, die ihm so unendlich viel mehr bot, als sein geistig erst so spät wach und mündig gewordenes Volk, das dazu in prosaischem Thätigsein nach Aussen des Geistes und Sinnes für Dichtkunst sich zu entschlagen schien. Wie wenig daher auch die Annahme ausdrücklicher Nachahmungen in den einzelnen Fällen zu rechtfertigen ist, wird sich noch näher zeigen.

Diese Nachahmung galt aber nicht bloss vom Horaz, sondern mehr oder weniger von dem ganzen Volke; nicht sowohl von seiner poëtischen Form als vielmehr von seinem ganzen Wesen. Der römische Göttercultus, ob er gleich in sich die verschiedenartigsten Elemente vereinigte, und unzählige, auch den einsichtsvollsten Römern unverständliche Formen begriff, war doch in so fern dem Volkscharakter angemessen, als das ganze Ceremonial derselben dem Streben des Volks nach dem relativ Vollkommenen entsprach, auf das Bedürfniss und die Zweckmässigkeit eingerichtet war. Aber in einem solchen Götterglauben konnte nichts als die endlose Personificirung abstracter Eigenschaften, die in Tempeln, Statuen, Säulen u. s. w. bis zur unsinnigsten Vereinzelung und Zerspaltung einer patricischen und plebejischen pudicitia verehrt wurden, Stoff oder Form für dichterische Behandlung bieten. *J. A. Hartung*, *Religion der Römer* I, 246. 249 ff. Die redende Kunst musste hier — wir können freilich nicht angeben, wie weit [3]) — der bildenden folgen; war diese nun auch schon in manchem unverächtlichen Werke nach Italien hinübergesiedelt, so war es doch das Princip der Kunst nach der griechischen Auffassung als

3) Die Geschichtschreiber der bildenden Künste (*H. Meyers Gesch. d. bild. Künste b. d. Griechen u. Römern. Zeit ihres Abnehmens.* Dresden, 1836. S. 136 ff. 151 ff.) haben weniger diesen Punct als die Einflüsse auf politische und moralische Verhältnisse und auf das Allgemeine der Litteratur erörtert.

Schönheit, was dem römischen Dichter vorschweben musste. Die Feier des *Mercurius* finden wir theils anderswo, theils *Oden* I, 10. Bei derselben begegnet uns freilich wieder zunächst die alte, schon vom Porphyrion herstammende Annahme einer nachgeahmten oder gar übersetzten alcäischen Ode. Allein nach Allem, was wir aus den Mittheilungen und Fragmenten bei Pausanias, Hephästion, Athenäos und dem Rhetor Menander (*A. Matthiae Alcaei Mityl. fragm.* p. 24 f.) auf dieses griechische Vorbild des Horaz schliessen können, war in ihm entweder überhaupt ein anderer oder wenigstens ein viel speciellerer Stoff aus dem Sagenkreise des Hermes behandelt, von seiner Geburt, von dem Raube der Rinder des Apollo, von seinem Amte als Mundschenk der Götter u. s. w. Mag nun ursprünglich die Idee des Hermes wohl nur die eines in jeder Art anstelligen und gewandten Boten zur Vermittelung des Götterwillens gewesen sein (vgl. *Nitzsch zu Hom. Od.* I, 84), wenn wir nicht die Verschmelzung der altpelasgischen Naturgottheit mit dem thessalischen Götterdiener annehmen wollen (s. *K. O. Müller Prolegomena zu e. wissensch. Myth.* S. 355; *K. G. Haupt quaestiones Aeschyleae* 2, 90); so wurde doch offenbar bald, indem Zeus als oberster Gott die höchste Intelligenz ist, Hermes als Bote des Zeus „der die höchste Intelligenz als Diener vertretende Gott, welcher im Auftrag des Allwaltenden die Weltharmonie und das Weltregiment thätig ausführt;“ in sofern muss er aber auch „selbst ein Gott der Intelligenz sein, Denken, Rede, Zählen, und die Kunst und Bildung, wie alles geistig Geordnete, müssen unter seine Functionen gehören und seinem Wesen anhaften.“ *K. Schwenk*, *mythologische Skizzen*. Frankf. a. M. 1836. S. 32; vgl. *R. H. Klausen in Berl. Jahrbb.* 1836. Nr. 98, und *Lasaulx de mortis dominatu in veteres* p. 44, not. 1. Jene Bedeutung des Gottes musste sich aber noch um so viel eher dem Römer aufdrängen, als derselbe in seinem Glauben an den obersten der Götter den von griechischen Schriftstellern überkommenen, seltsamen Wust mythologischer Vorstellungen fahren lassend (*Hartung*, *Relig. d. Röm.* I, 248), mehr ein Abstractum der Idee unter mancherlei Nuancirung als Gott der Natur, Lenker der Schicksale, Rächer des Verbrechens u. s. w. in ihm festhielt. Demgemäss preist auch Horaz in dem Merkur die weltkluge Weisheit, die die Gabe der Rede im Verkehre der Menschen zu Gutem und Bösem zu nutzen weiss; und, an keiner Stelle des Handelsgottes

gedenkend [4]), hat Horaz hier unfehlbar, der geistvolleren Auffassung griechischer Dichter sich anschliessend, einen andern Weg betreten, als worauf die römische Volksvorstellung zu gehen pflegte. Diese nemlich hielt in ausschliesslich praktischem Sinne den Gott des Handels, der Vermittelung und der Unterhändler fest, wie der Name desselben andeutet und seine Verehrung im römischen Cultus zeigt, man mag jenen nun auf merx zurückführen, oder von medicurrius, ähnlich dem internuncius, herleiten, wozu meridies, medius dies, etwas Analoges bieten würde. *Hartung*, *R. d. R.* 2, 260. In der alten hellenischen Fabel kam Hermes zwar auch als Gott des listigen Gewinns und gewandten Verkehrs (κερδῷος), als Geber jedes unverhofften Vortheils oder Vermittler eines zufälligen Fundes (ἐριούνιος, δώτωρ ἑάων) vor; allein ohne dass eine mercantilische Bedeutung desselben besonders hervorgetreten wäre. Was Horaz *Oden* III, 11 an dem Hermes λόγιος als Vorsteher der redenden Künste in schönen, individuellen Zügen ausführt, das ist in I, 10 nur ein einzelner, voranstehender Zug. Dieser aber und der unmittelbar darauf folgende Zug, die Ertheilung leiblicher Kraft in den vom Hermes vorgestandenen gymnastischen Uebungen waren auch neben seiner Darstellung als Vollstrecker der Befehle Jupiters die beiden vornehmsten Gegenstände für die Auffassung dieses Gottes von Seiten der bildenden Kunst. *K. O. Müller*, *Archäologie der Kunst*, S. 505. Diess hatten die Römer also mit der Kunst und ihren Werken von den Griechen überkommen; V. 7 u. 8 jener Ode weisen auf den κερδῷος hin; V. 9—12 enthalten einen bedeutsamen, nicht unwahrscheinlich dem Alcäus entlehnten Zug, was vielleicht der Scholiast auch nur hat sagen wollen, da er zu dieser Strophe seine frühere allge-

4) Etwas anderes ist es natürlich, wenn der Dichter in seinen Satiren Scenen aus dem Volksleben vorführt, in denen z. B. dem Damasippus sein Kaufmannsgenie bei den zahlreich besuchten Auctionen den Namen eines Lieblings des Mercur oder gar des Mercur selbst erworben hatte, *Sat.* II, 3, 25, oder wenn er den Stertinius im Gespräche mit einem Kaufmanne denselben gebrauchen lässt, das. 68. — Uebrigens bedienten sich auch andere Dichter dieser Freiheit, an die griechische Idee solcher Gottheit sich zu halten, da die römische für die Poësie unfähig war, wiewohl oft mit dem Bewusstsein einer durch das Alter schwach gewordenen Tradition, wie Virgil *Aen.* 8, 140 mit dem Beisatze: auditis si quidquam credimus, vgl. 4, 237 ff.

meine Bemerkung wiederholte; V. 13—16 weisen mit ihrem, eine bestimmte hellenische Sage verrathenden Inhalte wieder auf eine griechische Quelle hin, und der Schluss gibt in dem Seelengeleiter eine wesentliche Seite des hellenischen Mythos. In der ganzen Ode ist mithin keine rechte Spur von dem eigentlich römischen Cultus, und es ist daher in sich höchst unwahrscheinlich, dass Horaz diese Ode sollte für die Mercursfeier am 15. Mai gedichtet haben. In solchem Sinne Gelegenheitsdichter war Horaz überall nicht; und es mögte wohl fraglich sein, wie die Nachricht bei Sueton im Leben des Dichters zu fassen sei: August habe solchen Antheil an des Dichters Leistungen genommen, ut non modo *seculare carmen* componendum iniunxerit, sed et Vindelicam victoriam Tiberii Drusique privignorum, da der Dichter sich mehrfach gegen solche Zumuthungen oder Aufforderungen, im Gefühle der Unbehaglichkeit bei so von aussen gegebenem Stoffe, auflehnt; da von kritischer Seite überdiess die so vielfach verstümmelte Vita bei Sueton nicht die sicherste Gewähr gibt. *Kirchner*, *quaest. Horat.* p. 8, not.

In wie fern ist denn aber Mercur der Schutzgott der Dichter? Horaz sagt *Oden* 2, 7, 13 f., Mercur habe ihn aus der Schlacht getragen; das. 17, 29 ist Faunus der custos Mercurialium virorum; nicht anders ist auch *Sat.* 2, 6, 5, worin Heindorf mit Unrecht den gewinngebenden Mercur erkennen will, der Schutzgott der Dichter gemeint. Ferner aber stehen die Dichter auch unter dem Einflusse und der Obhut des Bacchus, *Od.* 2, 19. 3, 25. *Epist.* 2, 2, 78; man vgl. die weiteren Belege bei Th. Schmid zu *Epist.* 1, 19, 4. Endlich aber war auch Apollo's und der Musen Vorsteherschaft der Poësie dem Horaz keineswegs fremd. *Od.* I, 31, 20. 32, 13. III, 4, 30. IV, 3, 1; und es frägt sich also nur, in welchem Verhältnisse diese historisch zu einander standen, welche Beziehungen der Dichtkunst dieselben einzeln vertreten haben mögen. Nicht aus dem historischen Sagenkreise des Gottes arbeitete sich jedes Mal seine Einwirkung auf die Dichter hervor; vielmehr führten die römischen Dichter, als deren wahrster Repräsentant hierin Horaz gelten kann, ihre Abstractionen auf solche Götterwesen zurück. Dabei mögen wir die Einheit manchmal vermissen; sie gelangten zu demselben Bilde oft auf ganz verschiedenen Wegen, woher es denn leicht erklärbar wird, wenn die eine Stelle auf einen ganz anderen Ursprung zurückzuführen ist als die andere.

Im Wesentlichen war die Mercursidee eine Andeutung, dass zu der Poësie eine das gewöhnliche Maass überschreitende Klugheit, ein schlaues Ueberblicken des Lebens, eine listige Benutzung seiner Schattenseiten (und zwar nicht grade *ausschliesslich* in der Satire) gehöre, oder insofern daraus am ehesten der eigenthümliche Begriff des doctus für den Dichter (s. *die Ausleger zu Od.* 1, 1, 29) sich entfalten liess; an anderen Stellen mag er mehr als ländlicher Gott, wie er bei *Hesiod Theogon.* 444 ff. vorkommt, in Verbindung mit Faunus (s. oben und ausserdem III, 18), auf den, ländliche Ruhe und Einsamkeit suchenden Dichter bezogen worden sein, welche Vorliebe *Epist.* 2, 2, 77 ff. bestimmt ausgesprochen wird, s. das. auch die Anm. bei Th. Schmid. *Bacchus* ist ein Gott der Begeisterung; wann diese dem Dichter in die Seele fährt, sei es im eigentlichen Dithyrambos oder in verwandter Poësie, so regiert und schützt ihn Bacchus; aus der zuletzt angezogenen Stelle erhellt jedoch noch eine andere Beziehung der Dichter zu ihm als ländlichem Gotte. *Apollo* wird offenbar in mehr als Einer Beziehung genannt; in seinem unmittelbaren Einflusse auf die Dichter ist seine allgemeine Bedeutung, durch Musik das Gemüth zu beruhigen und durch Weissagungen auf eine höhere Ordnung der Dinge hinzuweisen (*K. O. Müller*, *Archäologie der Kunst* S. 462), in Oden, wie I, 31 am Schlusse, unverkennbar, während anderes, wie *Od.* III, 4, 64 ff., uns an den Gott erinnert, der das Gute in gemässigter Kraftanwendung fördert und schützt, aber jeden Uebermuth und Frevel bitter rächt. Unter dem Schutze der *Musen* endlich stand der Dichter in allen rein menschlichen Beziehungen, mitten unter den drohendsten Gefahren umschwebt den Dichter ihre wahre Fürsorge (*Od.* III, 4, 9 ff.), sie geben dem Dichter die Weihe schon bei der Geburt (IV, 3, 1 ff.), sie leiten seine Bestrebungen und sind ihm zu der Erreichung des vorschwebenden Musterbildes behülflich *Epist.* 1, 3, 13), sie sichern seinem Namen einen Platz im Tempel des Nachruhms (*Od.* III, 30), und verschaffen ihm Beifall und Gunst vor der neidischen Menge (IV, 3, 15, 16 u. s. f.).

Wir kommen hiermit von selbst auf die nächstverwandte Eigenschaft des Personificirens, die bei Horaz wie bei seinem ganzen Volke in einem sehr hohen Maasse vorhanden war. Wenn diess mit dem innersten Keime des Nationalcharakters so eng verwachsen ist, dass es die ganze Denk- und Redeweise durch-

drungen und gefärbt hat; so kann hier nur davon die Rede sein, wie der Dichter die nationale Richtung in Abstraction, Bild, Personification, Allegorie u. s. w. erfasst habe. Von den Bedingungen und Einflüssen des sinnlichen Erkennens auf das Reden und Denken eines Volkes trägt immer Eine Periode seiner Sprache die deutlichsten Spuren; erst allmählich streifen sich dieselben ab, die Abstraction bewegt sich freier und fesselloser von den sinnlichen Anschauungen, das Bild wird zum Begriffe. Die Römer sind, kann man sagen, den umgekehrten Weg von Begriffen zu Bildern gegangen; und hierin hat es seinen Grund, wenn die Sprache sich von bestimmten, concreten Zügen zu den allgemeinsten und unbestimmtesten erhob, oder vielmehr verflachte, so dass sie Alter und Jugend, Gesundheit und Krankheit, Glück und Unglück, Treue und Untreue in je Einem Worte zusammen befasst hat; daher kommt es aber auch, dass es dem Römer so schwer wird, innerhalb der Sphäre eines Bildes genau zu bleiben, und Bild und im Bilde dargestellte Sache richtig von einander zu scheiden (vgl. *Th. Schmid* zu *Epist.* 1, 3, 19). *Od.* I, 35 an die Fortuna zu Antium gibt hiezu treffende Belege. Auch diess ist keine Gelegenheitsode im gewöhnlichen Sinne; denn es ist verworrene Dichtererklärung, wenn man den Zweck der Ode in der drittletzten Strophe sucht, das Voraufgehende als eine Einleitung dazu betrachtet, oder sogar die sechs Strophen nach der Anrede in der ersten, also Vers 5—28, in Parenthese schliessen will; oder endlich noch verkehrter, wenn man am Schlusse der dritten Strophe ein Punctum setzt und das Folgende als den eigentlichen Zweck des Anrufs der Göttin betrachtet, ohne an die dann wahrhaft entstellende Unterbrechung V. 17—28 zu denken. Des Dichters gewöhnlicher Gang in seinen Oden (ein höchst beachtenswerther Gegenstand für eine ausführliche Darlegung!) ist der Fortschritt entweder von einem einzelnen Dinge, einer Thatsache u. s. w. zu einem allgemeinen (vgl. III, 13), von wo er dann nicht selten wieder zu einer Einzelheit zurückkehrt, gewissermassen in den sichern Hafen individueller Erfahrung wieder einläuft; oder von einer allgemeinen Gedankenreihe zu der daran von selbst sich anknüpfenden Anwendung auf nahe liegende Fälle. So ist innerhalb des Inhalts einer Ode eine lebendige Fortbewegung enthalten und die Möglichkeit eines anscheinenden Sprunges von selbst gegeben, der bei der Annahme

particulären oder ausser der Poësie selbst liegenden Zweckes
' natürlich noch statthaft wäre. Sehen wir aber nun näher
as Einzelne, so hat der Dichter die Fortuna zwar auf der
Seite so individuell als möglich gefasst, indem ihm bei der
mehr als eines Ausdrucks die Anschauung der bildenden Kunst
schwebt haben muss; auf der anderen Seite aber auch wie-
ls die umfassendste und allgemeinste Macht vorgestellt, der
e und Freunde, Sieger und Besiegte von den Enden der
her dienen. Die äusserliche, sichtbare Verehrung dieser
t ist dabei beständig mit dem inneren Gefühl der Abhängig-
ven ihr, ihr unsichtbares Wirken mit ihrer sichtbaren Gegen-
(praesentia) und mit dem davon hergeleiteten grösseren Ein-
auf die nächste Umgebung vertauscht oder verwechselt,
weil ihm jedes solches Aeussere nur um seines Inneren wil-
la war, und er also, bei der Unfähigkeit, ein Bild durch
seine Theile zum Ende hindurchzuführen, eilig zu dem reinen
nken zurückkehren musste. Weil dem Dichter ferner solche
m, Fortuna, Necessitas, Spes, Fides, die von Menschen
rten und als solche existirenden Abstracta sind, so läuft
Vorhandensein unter den Menschen mit ihrer Anerkennung
Verehrung bei denselben auf Eins hinaus, und er durfte
nigen näheren Bestimmungen, die eigentlich nur ihrer Ver-
ig und bildlichen Darstellung angehören, auf ihr abstractes
en als Eigenschaften, Zustände u. s. w. beziehen.

Te semper anteit *saeva Necessitas,*
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahena, nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum.
Te Spes et albo *rara Fides* colit
Velata panno.

Saevus ist nur die Eigenschaft belebter oder personificirter
en (*Döderl. Synon.* I, 40), die seltene Treue weist eben
wohl auf ihre seltene Verehrung bei den Menschen hin als
ihre daraus von selbst folgende Bewahrung und Beobach-
. Wenn nun aber Horaz das Bild der Nothwendigkeit, der
s in dem widerwärtigsten Gefüge der Umstände schonungslos
almenden äusseren Macht, die den Fügungen des Schicksals
ufgeht, so ausmalt, dass unsere grössten litterarischen Kunst-
er es als frostig und verfehlt mit Recht haben bezeichnen

dürfen, wobei Lessing (*Laokoon*, Berlin 1788, S. 118 f.) den Fehler aus der Wahl jener Attribute aus dem Bereiche des weniger Klarheit bietenden Gehörs herleitet, Herder dagegen in den kritischen Wäldern (*Werke zur sch. Lit. u. Kunst* XIII, 143 ff. 146.), mit Verwerfung der Lessing'schen Annahme, ihn in der Composition der Attribute zu einem blossen Symbole findet: so darf wohl nicht vergessen werden, einmal für die Form, wie wenig die sprachliche Darstellung geeignet ist, eine lebendig in ihren neben einander stehenden Einzelheiten angeschaute Gruppe, Situation, Scene u. s. w. befriedigend und rasch vorzuführen, und dass besonders dem römischen Dichter nach dem ganzen Standpuncte nationaler Denk- und Redeweise kein anderes Mittel gegeben war, aber auch für den Inhalt, eine wie furchtbare Macht dem ganzen Alterthume, das den Sieg und die unendliche Obmacht des Geistes über die Natur noch nicht kannte, die aus der Verkettung der Dinge und dem Drange äusserer, natürlicher Verhältnisse hervorgehende Nothwendigkeit war, gegen die weder dem menschlichen Willen noch auch selbst dem obersten, Alles nach höherer Einsicht leitenden Schicksale irgend eine Entscheidung übrig gelassen wurde. Bild und Gedanke laufen hier überall neben einander wie Text und Erklärung, so in der dritten, so in der sechsten Strophe jener Ode.

— — nec comitem abnegat,
Utcumque mutata potentes
Veste domos inimica linquis.
At vulgus infidum et meretrix retro
Periura cedit.

Beim Scheiden des Glücks bleibt auch die Treue nicht; nein — die gemeinen Seelen wie die Freunde aus den guten Tagen entfliehen dann. So nemlich steht *at* für ein scharf hervorgehobenes Nein bei voraufgegangener Inclination des Gedankens (nicht immer auch der sprachlichen Form) auf das zu erwartende oder zu wünschende Gegentheil. Dass aber bei solcher Auffassung keine Aenderungen, wie das Bentley'sche *vertis*, nöthig oder zulässig sind, wird sich leicht von selbst ergeben.

VI.

Horatiana.

Caput primum.

gitur de iis quae ex Graecis traxerit Horatius atque de poëtica eius indole er carminum libros paullatim exculta. Uter dictus Aiax sit I, 15, 17. uid duxerit ex Graecis exemplis ad formulas dicendi et constructiones. De indicativi usu in interrogatione obliqua.

Horatium nisi accurata graecorum poëtarum comparatione cte explicari posse quum iam patrum memoria multi fuissent qui garent tum hac nostra aetate multi denuo monuerunt. Unum ae ceteris nominabo huius rei auctorem et suasorem Bernharum (H. L. Z. 1837. p. 412.). Tot enim reperiuntur in hoc ëta graecae dictionis vestigia, tot alia quae utrum ex propria tini sermonis indole an aliunde repetenda sint vix dicere queas, t denique non dictionis solum sed sententiarum atque rerum ım graecis locis similitudines, ut ad iustam perfectamque huius ëtae intelligentiam perpetua graecae et dicendi et sentiendi ratios comparatio necessario requiri videatur. Quam viam ingredientis nobis in nullo carminum eius libro plura erunt obvia eius rei ocumenta quam in ipso primo, in quo hunc vere graecum colom traxere plura deinceps carmina, ut VI—VIII, X, XIV—VI, XVIII, ita ut facile tibi in mentem venire possit, in his rima deprehendi nascentis poëtae ingenii per varias deinceps cissitudines excolendi vestigia. Ac dubito quidem, quid iudient alii, ii maxime, quibus etiam nunc controversum sit, carmitm libros duosne an tres priores simul ediderit poëta et quando oc factum sit, mihi certe quidem sic videtur: Quum certum aliuid proponi non possit de aetate singulorum et carminum et brorum, quum externa nobis nulla in promtu sint eius rei testionia, internas magis anquirendas esse rerum, sententiarum, ngenii poëtici progressiones; qua si insistas via, non quidem omnium inter se carminum nexum eorumque iustum facilemque

progressum, at tamen librorum, quibus carmina complexus est sive poëta ipse sive posterior aetas, cursum quendam ac progressum reperies. Ac videntur poëtae ingenii progressiones et ex forma et ex materie ponderari posse, quamquam vere una eademque est, ita ut quae sint rerum atque argumenti vices atque mutationes, eadem habendae sint formae simulque totius poëticae facultatis. In primo libro argumentum suum maxima ex parte depromsit ex graecorum librorum lectione, imitatur poëtarum graecorum exempla, sententiam aliquam ex illis petitam propria quadam vi prosequitur, uberius nobis familiaritas demonstratur, quae Horatio intercesserit cum amicis. Hanc rem magis etiam complectitur secundus liber, unde vitae illius nanciscimur atque temporum illorum illustriumque aliquot hominum imagines; sententiae universales nondum proponuntur nisi aut ad certum hominem accommodatae aut ex una certaque re aptae. Longe ultra progreditur tertius isque haud scio an perfectissimus liber, in quo summam reperies sententiarum vim atque ardorem, vividam aetatis illius ingenii morumque imaginem, artem denique naturae legibus bene temperatam. Quam artem si magis etiam excultam velis, quartus liber tibi perfectissima exhibebit monumenta ex provectiore aetate poëtae. Quare facile accederemus ei qui singulos carminum libros deinceps esse evulgatos neque tres simul editos contenderet. Maxime autem ex Homero lyricisque poëtis in suos usus transtulisse videtur, sed quemadmodum hanc rem in singulis locis administraverit dictu nonnunquam paullo difficilius est. Num memoriter exhibuit res ex illis fontibus enarratas? an ipsi scriptores in promtu fuisse censendi sunt? an ea eius ingenii ratio fuit, ut quae ille historiarum omnium atque mythorum fons memoriae prodidisset, et immutare et suis usibus accommodare fas esse arbitraretur? Ut unum nunc proferam exemplum, in carm. I, 15, 17. ambigitur, uter dictus sit Aiax, Telamoniusne an Oilei filius; illum dicit Orellius, ipse tamen inter se permutata esse solemnia apud Homerum utriusque Aiacis epitheta statuens; secus nuper *Dillenburgerus* in *specimine quaestionum Horatianarum* p. 12—14. atque *Duentzerus* in *interpretatione carminum Horatii germanice scripta* p. 382. Quorum ille compluribus suae sententiae nititur argumentis: commemorare Oilei filium quum accommodatum videatur ad laudes huic ipsi ab Homero Il. 4, 285. impertitas atque ad eum quem obtinuerit inter

novem principes locum 7, 164, tum maxime commendari singulari celeritatis nomine quo insignis sit 14, 520.; neque omnino mirari licere ait, si etiam leviores atque minoris momenti homines commemorentur ab Horatio, quippe qui sic consueverit omnino, ita ut habeat Teucrum, Deïphobum, alios, in carm. IV, 9, 17 sqq. Ego vero vix crediderim accuratam animo poëtae obversatam fuisse singulorum imaginem, atque is maximum erroris periculum subibit, qui exprimere voluisse eum homerica verba dicat. Ubivis memoriae ope confisi sunt, sic certe videtur, scriptores antiqui, quae quoties lapsa fuerit, facili assequimur coniectura. Hinc Ciceronis aliorumque errores, quorum aliquot cum homericis locis collata loca vides apud Dillenburgerum, ut Cic. ad fam. 2, 39, 82. cum H. Il. 9, 236., eiusdem 2, 30. cum Il. 2, 299 sqq. Sed cur qui Cornelio, qui Ovidio vitio verti possint errores in Horatio coarguendi non sint, me non videre fateor; poëtae multa condonabuntur, quae cum fide historicorum pugnatura sint. Ut concedamus Horatium ingeniis homericis eorumque cognitioni diligentem et assiduam operam navasse, quidni aliam viam ut in universis sic in singulis rebus ingredi ei licuit? Accurate ad vitae veritatem et necessitatem pinxit Homerus, ad suam voluntatem atque consilium singulare accommodavit omnia Horatius; res ex graecis fontibus haustae non sunt apud hunc nisi exemplorum gratia, num id quod dictum est prorsus cadat in eum qualis vere fuit vix quidquam interest. Quodsi aliquando verbum verbo reddere voluisse videtur, non felicissime ipsi successit, et quae universa eius fuit singulatim verba reddendi sive imbecillitas sive incuria, ea interdum effecit, ut quae alio sensu graece dicerentur, alio sensu, si ipsius vocis propriam teneas significationem, suo sermone exhiberet. Tydides superis par I, 6, 16. utrum est θεοῖσιν ἐναλίγκιος, ἀτάλαντος Ἄρηϊ, an vere iudicamus de certamine cum Venere (Il. 5, 335 sqq.) et cum Marte (Il. 5, 858 sqq.) inito cogitasse poëtam?

Multa de argumento ex graecis fontibus ducto apud Horatium disputari possunt, qua in re eam antiquorum mythorum firmissime tenuit formam, quae ad ipsius voluntatem atque consilium maxime erat accommodata; maxime id cadere videtur in lyricos poëtas aut eorum fontes, qui abundabant mythis fabellisque maiore etiam quam quales apud Homerum sunt vi poëtica insignibus. Sed alia exstat eaque haud levior quaestio, quid ad enunciationum compositionem,

ad totius orationis formam, ad modorum denique casuumque usum ex graecis duxerit romanae fidicen lyrae. Unum nunc in medium proferam de modorum usu locum; nihil enim est, quod magis pertineat ad declarandam ingenii studio graecorum poëtarum exculti mutationem, nisi ea, quae in universa sentiendi cogitandique ratione versantur. Casus enim modique formae sunt, quarum ope mens humana res sub ipsius potestatem missas adspicit cogitatve. Eius rei ansam praebet locus in carm. I, 14, 6., in quo dudum quaesitum est, utrum indicativus an coniunctivus locum habeat in eiusmodi interrogationibus, quae non per se positae, sed aliunde nexae sunt, quas obliquas grammatici fere dicunt.

Uberrime hunc usum exemplis ex pedestri oratione sumtis illustravit *Ramshornius* in *gramm. lat.* p. 712 sq., additis quidem aliquot locis ex comicorum sermone petitis. Quo in genere vereor ne nominentur quae nominanda non sunt; nam potest interrogandi triplex exsistere ratio: aut enim per se interrogatio exhibeatur neque apta aliunde, aut potest apta esse a reliqua cogitatione, ita ut non suapte vi efferatur ex animo humano, aut denique medium quoddam et anceps genus est, ita ut sua quidem potestate ac gravitate fruatur, sed pendeat e tota sententia indeque prodeat aliquo modo. Hoc iis indicatur particulis, quae non interrogando duntaxat inserviunt, ut *quomodo*, *qua ratione*, al.; saepe etiam admonemur praemissa voce quasi praeparatrice quadam, ut sunt pronomina demonstrativa eiusdemque generis adverbia; idem denique fit, ubicumque ante relativum verbum id quod huic respondet subaudiri potest, ut *Cic. Rosc. Am.* 30. *Off.* 1, 7. 2, 7. Id factum vides in *Cic. Cat.* 4. *nihil est admirabilius quam quomodo tulit* (quasi dictum sit: *quam is modus quo* etc.) cf. *Cic. Agr.* 3, 4. Praeparatur autem, itaque utrumque enunciati membrum suapte vi praeditum est, in *Cic. Rosc. Am.* 43. *primum hoc videamus*, *qua ratione venierunt* etc. Consentaneum est eandem formam induere quaecumque interrogatio non ut respondeatur illi, sed exclamationis instar rhetorica quadam vi efferri solet, ut *Cic. Mil.* 18. *videte*, *quantae res his testimoniis confectae sunt.* His igitur a ceteris seiunctis illud ipsum restat, in quo coalescere prorsus et in unum coire vides utramque interrogationis formam; sed in eo triplex iterum dignoscitur ratio: nam aut negligentiae cuiusdam est atque facilitatis loquendi qua uti consuevimus in quotidiana vita, quare in comicorum usu maxime frequentatur, transit autem inde ad ser-

sermonem qualis in scribendis epistolis est (*Cic. ad Att.* 7, 12. 14, 13. utroque tamen loco Orellius coniunctivum recepit); aut oratoriam exhibet vim atque non universam loquendi normam, sed singulare scribentis consilium sequitur, haec autem ea ratio est, ex qua huiusmodi exempla in pedestri sermone obvia expedias (vid. *Cic. Verr.* 3, 26. *de fin.* 2, 5. ap. *Ramsh.*; *Rut. Lup.* 2, 6. *quid animi estis habituri, quaero?* ubi recte docuit F. Jacob indicativum esse positum, quum quaestio iam finiatur); aut poëtarum est. Horum, ut ad propositum revertamur, morem paullo accuratius videbimus. Ipsa primum exhibere iuvat exempla, ex Virgilio: *Ecl.* 4, 52. *adspice laetantur ut omnia.* 5, 7. *adspice ut sparsit. Georg.* 1, 56. *nonne vides ut mittit.* 3, 250. *nonne vides ut pertentat. Aen.* 2, 740. *fatone substitit erravitne seu resedit.* 6, 780. *viden' ut geminae stant vertice cristae.* 8, 352. *quis deus, incertum est, habitat deus.* 10, 20. *cernis ut insultant*, alii *insultent*, sequitur enim *feratur, ruat*; *Cul.* 215. *viden' ut collucent.* Ex Ovidio nulla afferri possunt exempla praeter Met. 10, 637. *quid facit ignorans*, quae enim alia solent huc trahi, in iis constanter obtinet coniunctivus modus, *Met.* 11, 79. *Am.* 1, 6, 18. *Fast.* 1, 75. 2, 57; ex Lucano: 1, 126. *quis iustius induit arma scire nefas.* 6, 592. *liceat mihi noscere finem, quem belli fortuna parat*, utroque loco inter coni. et ind. modum fluctuante scriptura; ex Iuvenale: 7, 106 sq. *dic igitur, quid praestant officia.* 14, 211 sq. *dic, quis te festinare iubet?* cum vivida illa quotidiani usus formula, quae utrumque membrum per se emittit; ex Catullo: 59 (61), 77 sq. *viden' ut faces splendidas quatiunt comas.* 60 (62), 12, *adspicite ut requirunt;* ex Calpurnio: 6, 37. *adspicis ut fruticat et lucent.* Apud Horatium non esse videtur nisi unus locus, qui indicativum admittat; nam in *sat.* I, 4, 109. II, 2, 76. *Epod.* 4, 7—9. coniunctivi modi leguntur non discrepante scriptura; neque in carm. I. 9, 1—4. a codicibus omnibus non servatur coniunctivus, ut iure miremur ibi Cuninghamum primo quartoque versu ind. scribi male iubentem, quum in secundo versu coni. modus necessario relinqui debeat. Quare solus restat de quo ambigi possit locus in *carm.* I, 14, 3 sqq. *nonne vides, ut nudum remigio latus et malus celeri saucius Africo antennaeque gemunt, ac — vix durare carinae possunt* etc.? Offerunt libri utrumque modum aequo, ut videtur, pretio, quamquam ob antiquissimorum codicum auctoritatem coniunctivum

recipiendum statuit Orellius, recte monens etiam indicativum dere a verbo *vides*, neque distinguendum maiore signo post intellecto verbo *sit*; idem fecerunt Bentleius, Iani, Mitsche Doering. (etiam in nova Regelii editione), indicativum tuentur Iahn, Meineck. codicum fide nisi. Similiter etiam Tibullus tantum, II. 4, 18. indicativum admisit in hac constructione, quin coni. retinens ut II, 1, 26. I, 7, 22. (discrepante q librorum scriptura). Prop. I, 2, 9—12. quater, quamquam loco ind. est in aliquot codd. III, 33 (II, 34), 55—57. Si 12, 713 [2]). Ultra quam par est progressi videntur, qui que modum G. E. Weberus in corpore poëtarum latinorum in om fere locis, interdum etiam invitis codicibus, ita exarandum c (ablegant ad eius censorem, *I. L. Z.* 1832. p. 444.), ind vum modum ubique tamquam poëtis necessarium exhibent, ne consilio quidem scribentis sic bene consulatur. Quae no nus abiicienda ratio est quam altera, quae ad amussim omni ctando legitimum coniunctivi usum etiam poëtis obtrudere In eorum qui ita fieri iubent numero videtur esse Iani in art. p. 171., qui hunc dicendi modum pro formula accusativi et nitivi usitatum esse existimat. Videntur autem eum usum alii mare, alii respuere; sunt vero etiam qui non admittunt nisi et caute, atque ex his est utique Horatius, quum aliud pr hoc indicativi exemplum apud eum desit. Unde tibi huic ce que de quibus ambigitur locis certam quaerenti normam facile in mentem veniet, exordiri fere eiusmodi enunciata per par lam *ut*, quippe quae minime certam habeat significationem ut nihil paene nisi res ipsa indicetur, particula autem rati doceat, quae intercedat inter utrumque enunciati membrum. Q enim dico: *non ignoratis*, *ut revertantur* (*Cic. pr. Cluen.* init.), vix differt aliquid ab eo: *non ignoratis eos reverti*, quod illud ex condicione quadam aptum est; ne haec quidem i si indicativum posueris. Rescribe: *quomodo revertantur*, e dicativo non erit locus, quoniam nunc non ipsum illud *re*

---

2) Desiderantibus plura suppeditabunt: *Ruddim.* II, p. 347. not. *Billroth* §. 306. not. 1., *Reisig. lat. Spr. Wiss.* §. 329. not. 504., *Bac* *Ov. Met.* 10, 637., *Burm. et Cort. ad Lucan.* 1, 126., *Ochsner. ad Cic* p. 28., *Forbiger. ad Virg. Ecl.* 4, 52., *Sillig. ad Cat.* 61 (59), 77., *L* *ad Ov. Her.* 10, 86., *Wopkens. lectt. Tull.* 2, 5. p. 145. cf. 312.

gnoramus, sed *modum revertendi*, hoc igitur minime per se positum est, sed certo fine et consilio. Si altera igitur antecesserit quaestio, ut in loco Horatii: *nonne vides*, quae est admirantis, aliquid latere aut fugere quod sole clarius sit, facile vides iam non tam agi posse de ratione qua fiat id quod lateat, quam de re ipsa quae adspectum fugiat; sed per indicativum affirmatur, vere aliquid esse, quamvis id lateat alterum, per coniunctivum non sola res sensibus nostris subiecta exprimitur, sed etiam internus inter videndi facultatem et rem ad videndum facile paratam nexus indicatur. Illustrabo rem ita: *nonne vides ut saucius est* hoc sibi vult: *saucius est, videsne?* at contra: *nonne vides ut saucius sit*, hoc significat: *tu non vides saucium esse*, *quum tam aperte saucius sit?* Erit igitur fortasse caussa, ob quam retineamus hoc quoque loco coniunctivum, quum non sit quaestio quae responsum ferre vult, sed admirabundi exclamatio et reprehendentis querela, quod patet ex iis quae antecedunt: *o quid agis* etc. et ex eorum quae sequuntur indole universa.

Caput secundum.

Ironiae usus frequentissimus apud Horatium. De carmine in Archytam scripto I, 28. Irridet etiam sui temporis astrologiam. Spurii habendi non sunt carm. II, 17, 13—32.

Admirabilis est usus ironiae apud Horatium, quam quum saepe neglexerint interpretes, poëtam ipsum, ridendo dicere verum nihil vetare, monuisse immemores, mirum quantum in quorundam carminum explicatione a vero eorum sensu aberraverunt. Quamobrem de compluribus locis egregie meruisse censendus est Eichstadius, qui in decem paradoxis Horatianis summae et iudicii et orationis elegantiae plenis simulationem quandam et ironiam primus aliquoties aperuit et explicavit. Et haut scio an eadem ratio amplectenda sit etiam in *carmine* I, 28., in quo quum sermones nautae atque Archytae Tarentini nuper defuncti inducantur, de iis quae ad utrumque pertineant multum dubitatur, quum ne Buttmanni quidem sententia, versum 21 Archytae orationis exordium facere, omnes superarit difficultates. Alio loco uberius agam de ea re; at pa-tumne recte videmur idcirco nautae illa verba tribuere, quia is ita loqui potuisse neutiquam videtur? Poëta ipse certe leniter

irrisurus philosophorum ex Pythagorae disciplina commenta atque placita, non vitam moresque spectantia, sed ultra quam homini fas est divinas humanasque res perscrutari conantia. Nonne id ipsum apparet ex orationis quadam simulata iactantia, ut in v. 1 et quod opponitur v. 3, item v. 5, denique ex eo quod narratur v. 10—13 et additis verbis: *non sordidus auctor* etc.? Poteratne aliter accidere Horatio non scholae, sed vitae philosophanti? Sed mittamus nunc ea et videamus eademne fuerit causa, ob quam *carmen* II, 17. tantas Peerlkampio moverit dubitationes. Satis enim subtiliter in hoc carmine subridens illusit Maecenati, quem verisimillimum est astrologiae, quam illa aetate sat multi iique in ceteris rebus egregii viri amabant, paullo studiosiorem fuisse. Haec enim Chaldaeorum ars erat, quo nomine non ex artis quidem, sed ex gentis vocabulo appellati sunt; erant autem ab initio sacerdotes Iovis Beli Babylone (*Herodot.* 1, 181.), cuius in templo siderum situs rite observari soliti sunt, neque absurdum est putare, gregum pastores in amplis Mesopotamiae campis primos astrologiae operam dedisse, ita ut eorum qui artem primi profitebantur nomen ad ipsam artem transiret. Hi diuturna, ut Cicero ait *de div.* 1, 1., observatione siderum scientiam putantur effecisse, ut praedici posset, quid cuique eventurum et quo quis fato natus esset; hinc *chaldaicae rationes*, Cic. de div. 2, 47., hinc *numeri Babylonii*, Hor. carm. I, 11, 2 sq., dicebantur [3]. Secundum Romanorum religiones quaevis colebantur coelestia signa, tamquam Iovis optimi maximi non minus coeli quam fatorum moderatoris; praetereaque avium cantus volatusque, exta animalium, prodigia atque omina accuratissime observabantur; hinc consentaneum erat iudicare, suam cuique homini certissimam neque ullo pacto mutabilem

3) Exposuerunt de astrologis inprimis Lipsius in exc. ad *Tac. Ann.* 2, 32., Fabricius ad *Dion. Cass.* 49, 43. 56, 25., Ruperti ad *Tac. Ann.* 2, 27., G. E. Weber ad *Iuvenal.* 6, 553 sqq. p. 424 sqq. Minus quam par est potestati eius in hac certe aetate tribuisse videtur I. Rubino, *Untersuchungen über röm. Verfassung und Gesch.* I, p. 39: Die Römer betrachteten Sterndeuterei, Stellung von Nativitäten und alle Zahlenkünste der Chaldäer als eine ihren Sitten fremde und gefährliche Neuerung; sie achteten nur selten auf Träume, nur hie und da einmal auf begeisterte Seher und Orakel. Apposite ad ea quae mox disputavi I. A. Hartung *Relig. d. Röm.* I, p. 11.: Nahe daran (den meteorologischen Erscheinungen) liegt die Astrologie, die, wo sie herrscht, auf Fatalitätsglauben deutet.

sortem ante ipsam originem esse paratam. Erant quidem qui ea omnia parvi facerent, quemadmodum testatur Ennium *Cic. de div.* 1, 58. dixisse: *non habeo nauci Marsum augurem, non vicanos haruspices, non de circo astrologos*, sed id ipsum docere mihi videtur, multos praeclarosque homines, id quod omni tempore factum esse constat, huic rei paulo cupidius se dedisse. Horatium vero in contemtu habuisse eam patet etiam ex *carm.* I, 11. Iam vero laudatne eam in hoc carmine ad Maecenatem dato? Etiam hic certissime destinati fati cogitatio subest; in eam accurate cadit siderum contemplatio. Quis igitur scrupulus est qui tam acriter pupugerit Peerlkampium? — Hic enim tres priores strophas agnoscens reliquas omnes prorsus abiicit. Primum Chimaerae atque Gygis, anilium fabularum in gravissima re, locum hic omnino non esse; desumtas insuper videri ex *Virg. Aen.* 6, 286., nisi quod pro Briareo a metrica lege abhorrente Gygem sumserit. Iustitiae, quae etiam Astraea dicatur, hic aptum locum concedi non posse; neque quomodo ea Horatio suam sortem destinaverit intelligi posse. Sed vehementius etiam increpat sequentia, quamquam ea iam testimonio Servii ad *Virg. Georg.* 1, 336. *Aen.* 4, 180., *schol. Pers.* 5, 45 et Prisciani confirmata sunt, alterutrum nominandum fuisse poëtae putat, aut Libram aut Scorpium, non utrumque; bene enim cognitum habuisse Romanos, quo sidere singuli nati fuerint. Finge igitur Horatium parum aut curasse aut novisse res astrologorum, non tamen ideo eum in repugnantiae vitium incidisse culpabis. Nam si amici thema bene novit, suum ipse non item; quomodo utrumque egregie consentire dicat? An iocose haec omnia exhibuit inter tot seria et ad amicum aegrotantem? Denique sidus non *adspicit* hominem semper et per totam vitam, sed nascentem *adspexit*, quod quo minus diceret obstabat versus. At nonne vides posse cum vero intimoque amore bene conspirare irrisionem quandam cuiusvis ingenii et imaginationis lusus, cui indulgent amici; astrum autem ut proprie dictum esse non potest, sic translate dictum esse ad indicandum animi sensum atque voluntatis communionem facile docemur adiuncto consentiendi vocabulo. Quare quid est cur tantopere offendatur in eo quod legimus *utrumque nostrum astrum* et *incredibili modo*, hic enim nova quaedam incipit sententiarum progressio; antea quid ex astrologiae rationibus capere utilitatis et commodi posset, quum perstringendo eam monuisset, nunc quae vera et animorum et

fortunae utriusque videatur similitudo esse profert. Astrum hoc sensu bene dici posse altiorem illam, quam ignotum quoddam numen in vitam nostram exercet vim et potestatem, facile patet, incredibili modo autem consentire utrumque idcirco dictum est, ut, quod de rebus levissimis atque ad veram vitae humanae condicionem ac felicitatem prorsus nihil pertinentibus serio dicatur ac sentiatur a quibusdam, id multo magis atque supra fidem humanam cadere sentiant in admirabilem illam atque certissime conspicuam numinum tutelam atque custodiam, quam etsi praesentissimam et dilucide apparentem vulgo tamen negligunt ac despiciunt. Hoc, quod cernimus oculis, vix credimus; illud, quod cogitatione vix comprehendere possumus, quasi verissimum sit amplectimur. Tu morbo mortem acceleranti ereptus es non sine civium laetissima acclamatione; ego cadentis arboris periculum subterfugi: tu illud stellae tuae, ego numini poëtas custodienti eiusque quos habet ministris tribuo; uterque salvus atque incolumis gratissima mente venerabimur, quorum in nobis tam apertissima posita cura est. Haec si recte disputata sunt, nae tu genuinam astrologiae rationem non desiderabis; si utrumque astrum consentit, non uno et eodem temporis puncto, in eodem omnino siderum situ nati sunt (accuratam eius rei administrandae viam delineavit *Cic. de div.* 2, 42). Quam absonum foret hoc loco de diversitate utriusque viri cogitare, de ignobilitate, paupertate ac bona valetudine Horatii, de nobilitate, divitiis atque tenui valetudine Maecenatis! Nihil est cur petamus ea quae sequuntur ex Persio, nihil commune habet cum allato huius poëtae loco, nisi quod illic de conspiratione astrorum sermo est, qualem hic ne cogitavit quidem Horatius. Sed ne ultra progrediaris, fines enim migranti errare pronum est, paucis addam Duentzeri explicationem, quae nimium affectans, ut fit, parum proficit. Is enim, quum Libra sub Venere, Scorpius sub Marte, Capricornus sub Saturno oriatur, Augustus autem, ut Cruquius docuit, sub Capricorno natus sit, hic sibi symbolicam aliquam vim deprehendere visus est, ita quidem, ut amoris cupiditas, bellum Horatio paene periculosum, certe laboriosum, denique salus per Augustum (hinc sub Saturno natus Iovis personam suscipit poëtae gratia) impetrata per imaginem descripta sit. Haec tria, inquit, conspirant in utroque viro. Vix puto momenti aliquid in eo inesse, quod uno eodemque tempore vitae periculo liberi extiterint. Illum ter repetitum sonum non ex tribus spectatorum ordinibus, neque

ex imitatione *Propertii* III, 8, 3., sed de re ipsa atque natura communis laetitiae in uno impulsu minime acquiescentis facile recta ratione explicabimus. Levandi et notionem et vocabulum satis iam vindicavit Orellius; Fauni mentionem inicere non modo huic loco aptum sed etiam necessarium quodammodo erat; quamquam enim Mercurius atque Bacchus sua uterque vi et significatione poëtarum fautor et custos dicitur ab Horatio, tamen vates nemora amans urbesque fugiens, solitudinis atque naturae rerum studiosus, inprimis Fauni praesidio utitur ut I, 17. III, 18., alius vero cuiusquam custodia vix nominari poterat in agris, in quibus Mercurium adfuisse vix verisimiliter iudicabis; hinc Faunus Mercurii minister nominatus. Grati denique animi testificationi egregie hic locum concedi posse ex iis quae monuimus satis patere videtur. — Occupavit autem has loci suspiciosi vindicias ante nos *Wiss* in *quaestionum* quas dicit *Horatiarum* libello octavo p. 23—25., quamquam paullo diversis utitur argumentis et pluribus cedit, quibus concedendum nescio an non sit. Nam fabellas istas introducere non ex re erat, ubi verum graviterque affectum animi sensum proferre volebat, neque laudandi fuerunt poëtae antiqui, si cupide arriperent imagines ex mythologia promendi occasionem; mythorum fides diu evanuerat cordato ac prudenti cuique inter Romanos; at ubi ludit atque ridet poëta, ibi adeo resurgenti Gygi locus est. *Utrumque astrum* poësim non dedecet, nisi forte statuas tritum quodque ac vulgare sermonis pedestris esse, hic vero etiam altior vocabuli notio antiquam poësim egregie decet.

Caput tertium.

De eo ironiae genere quo alludit poëta aliorum scriptorum verbis. Epodum secundum non posse ad Tibulli carmina isto modo referri contenditur contra Gruppium. Num abesse debeant aliquot huius carminis versiculi (37 sq. 52 sq.).

Unum sive ironiae sive licentiae iocularis genus Horatio proprium est, quippe qui suae aetatis scriptorum, maxime poëtarum verba atque sententias ita respiciat, ut interdum alludendo ipsorum verbis utatur (vid. *C. Kirchner. ad Sat.* I, p. 166). Quamquam in ea re summa cautio adhibenda esse videtur, ne, quae aut forte quadam conspirent aliquo modo aut quae minime ipsi poëtae ante oculos versari potuisse videantur, cum ironia quadam hinc illinc desumta esse dicantur. Hoc moneo propter *O. F.*

Gruppium, qui in libro praeclarissimo eleganterque scripto *elegiae romanae* I, p. 391 — 96. in epodo II. similem rationem sibi primus reperisse visus est, in hunc fere modum disputans. Quae ratio intercesserit inter Horatium atque Tibullum ex paucis quibusdam argumentis colligi potest; habemus Horatii unam epistolam I, 4. ad Tibullum scriptam, in qua Epicureorum rationem amici vitae opponit, unum carmen I, 33., in quo ob amoris curas ac lamentationes nimia animi commotione excitatas leniter irridet amicum. At vero aliud est praeterea — hoc nimirum dicit: *Beatus ille qui procul negotiis* etc. *Epod.* II. — quod necessario ex eodem fonte rationis Tibulli habitae derivandum sit. Quod proposuit in epistola illa, *Di tibi divitias dederunt* etc. cui omnia suppetant, etiam mundus victus, non deficiente crumena, id maiore etiam sentiendi alacritate hoc carmine exhibet, ita quidem ut doceat, quantopere vita qualem agat Tibullus ab indole carminum ipsius abhorreat. Tu (sic poëtam facit ad amicum loquentem) temporum priscorum simplicitatem praedicas et victum moderatum, ipse autem lautis atque urbanis gaudes epulis; tu laudas sinceram prisci aevi condicionem, at ipse tranquillus Romae foeneratorem agis. — Unde hoc colligam? inquies. Ex ipso carmine, in quo tot obvia verba, tot dicendi formulae dictorum Tibulli memoriam aperte revocantes non casu nescio quo ortae esse possunt. Uter igitur alterum secutus est? Facile poterat Horatius Tibullum, at contra non item; Horatius enim nisi aliunde depromsisset vix diceret, quamvis arcessita longius atque certis rebus destituta ratione dixerit. Ironice dictum esse, ipse docet finis; quo autem spectet, facilius noscas, nisi impediat metrica indoles. Haec autem consentiunt: V. 2. cum toto Tibullo; V. 5. cum I, 1, 4. 10, 11.; V. 6. cum I, 3, 37. 1, 50.; V. 9 et 19 cum 1, 7. 8.; V. 23 sq. cum 1, 27. 28.; *gramen* cum I, 2, 74.; V. 27 cum I, 1, 48. 2, 78.

Haec est Gruppii argumentatio, cui primum illud obstat, quod quum hoc carmen vix possit post annum 724 scriptum esse, id quod consensu suo comprobarunt Kirchnerus, Frankius, alii, Tibullus tum aetate minor fuisse videtur, quam ut in eum haec omnia apte cadere possint. Ipse Gruppius p. 151. 254. natalem annum Tibulli 705 aut 700 accipiendum esse statuit; dicit eum anno ante (723) imperitissimum omnium fuisse et vitae et civitatis condicionum; fortasse puerilem institutionem paullo ante reliquerat, atque hunc eundem poëta eo quem videmus modo allocutus

est? Iam vero si singula spectamus, carmen libri primi primum, secundum, tertium, decimum inprimis ante oculos habuisse Horatium censet Gruppius; haec vero aut omnia aut certe plurima post illum demum, quo epodum scriptum vidimus, annum facta esse possunt. Haec quum ipse concesserit Gruppius p. 168 sq., suorum ipse argumentorum vim ac potestatem infregisse videtur, docens non singulis oblatis occasionibus nata esse Tibulli carmina, sed uno atque integro consilio totum quoddam corpus absolvisse poëtam, multumque abesse, ut iudicare liceat variis temporibus locisque Tibullum sua carmina scripsisse p. 194. Denique quam reperisse sibi visus est singulorum verborum similitudinem, ea neque per se insignis est et tam vulgaribus in rebus atque sententiis versatur, ut eorum exempla simillima sexcenta proferre possis ex omnibus scriptoribus. — At tua, Gruppius inquit, explicatio minime ferenda est; expedi, amabo te, versiculos illos 37. 38., quam inepte atque mire dicti ab homine qualis vulgo erat foenerator. En adstipulantem illinc ultro Peerlkampium. Turbant, inquit, rectum ordinem sententiarum; quid hic sibi vult amor, quid foeneratori cum amore, foenerator non amare solet, quia magni constaret; postremo offendit, quod dictum est neque *malarum curarum quas amor habet*, neque per attractionem quandam *quas malas curas amor habet*, sed *malarum quas amor curas habet*, ita ut commisceatur quodam modo utrumque. Quam difficultatem si non removisset Kruegerus in libello de attractione in lingua latina p. 201 sq., varia huius rei genera his demonstrans exemplis: *Hor. Sat.* 1, 10, 16. 4, 2. *Virg. Aen.* 5, 728. *Plaut. Aul.* 2, 2, 19. *Ter. Hec.* 3, 1, 31.; ego quidem sic dicerem: Attributivi duplex potestas est, altera amplificandi, altera definiendi notionem habet; iam vero quum per attractionis formam una efficiatur notio, non potest addito adiectivo in ipsam recepto definiri accuratius atque pars quaedam ex notionis ambitu excludi; id igitur si fieri oportet, non in attractione, sed praeter eam atque cum primario enunciato coniunctim collocari solet. Ita est in nostro loco. — At item Peerlkampius etiam alios damnat versus 51. 52., et id quidem non minus ut videtur ob vocabulum *intonata* sine exemplo dictum, quam quod tanta tempestate neque opus esset, ut Romani nanciscerentur scaros, neque consentaneum esset eos has delicias expectasse a ventis, quorum vehementes illi impetus rari erant, ita ut in rerum annalibus annotarentur. Quam-

quam quod nobis ex Sallustii fragmento servatum est exemplum, inde de gravitate huius rei vix quidquam colligi poterit, ubi totius orationis progressus absit. Sed neque utriusque viri sententia alterum confirmat; hic supervacuos, ille, si ipsius sequaris interpretationem, etiam necessarios esse iudicat.

Iam si nimium sibi sumsisse hi duumviri videntur, rectam fortasse viam ingressus est Frankius in fastis Horatianis p. 2[illegible] sq. Is enim quum expressisse putet Horatium in satira prima finem libri I. Georgicon, eam autem observantiam Virgilium vicissim imitatione sua in loco Georg. 2, 458 sqq. compensavisse, illum rursus aemulando effinxisse statuit Virgilianum locum in *Epod.* 2., quippe quum ad illud Virgilii *sua si bona norint* aptissime respondeat et exemplo Alfii egregie doceat, etiamsi nossent sua bona homines, tamen eos plura conquirendi furore quodam abripi. Haec sane multo magis et cum re ipsa et cum aetate conveniunt, neque hoc non aptum est, quod Hor. aliorum poëtarum verba aliquo modo aut repetens aut exprimens non simul sive argumentum orationis ipsorum sive eorum sentiendi et cogitandi rationem respexisse censeri debeat.

Caput quartum.

Agitur de epodo decimo sexto deque eius integritate et sententiarum progressu; genuinos esse vv. 19. 20. ostenditur, quaeritur contra an insertus sit de reditu diris prohibendo locus communis v. 25—38. Explicantur versus 15 et 16.

Veterum poëtarum Romanorum omnino ea condicio fuit, ut minus rei quam tractabant ipsius indolem atque naturam sequentes, quam consilium finemque orationis suae accurate prementes multa scriberent, quae non ex re sed ex sensu rei sive ea potestate, quam exerceri vellent in audientium legentiumve animos, oriretur. Hoc quemadmodum in plurimis Horatii locis explanari atque ad eum rectius interpretandum prosperrime adhiberi potest, ita ne nunc quidem primum observatum est, sed egregie ante viginti annos I. C. F. Manso in libello commentariorum et opusculorum variorum p. 43 sqq. de ea re exposuit. Horatio igitur saepissime id accidit, ac videtur haec maxime eius voluntas fuisse, singulis semper carminibus quem sibi proposuerat finem acriter persequi. Hinc aliquot ortae dubitationes, hinc complures tautologiae sive inaniter repetitorum reprehensiones, hinc imprimis acris Peerl-

kampii notatio. Ita factum est, ut immerito suspectos ac parum genuinos iudicaret I, 3, 15—20., *epod.* 16, 19. 20. Potest quidem priore loco facilius credi fieri potuisse, ut ab hominibus quibusdam carmina pangentibus versiculi ad explicanda cetera apti inculcarentur, verum accuratius intuenti non persuadebitur; verum quod altero loco factum esse dicitur, vix credibile est. Tam arcte enim cohaerent cum reliquis, structura eorum quae antecedunt tam plene continuatur, ut qui haec insereret, ita ut postea ne ullum quidem appareret depravationis levissimum vestigium, summa ille admiratione dignus esset. Et quid tandem accusat P.? Male repetitam ex prioribus sententiam, fugae notionem nimis exaggeratam, remedium quod in his inest non incitandi sed deterrendi Romanos a simili consilio, denique moram afferentem celeremque progressum impedientem orationem. Quid tandem adducere poterat, ut intersereret aliquis hos versiculos; ego non video. Quodsi exercitationes eiusmodi in scholis habebantur, vix tamen quidquam excogitari poterit, cur adeo subtiliter sarcirent et quomodo ex ipso argumento accuratoque eius progressu ansam repeterent. Longe aliter res cecidit, ubi aliquid in carmine quodam inest, quod ad communes quasdam sententias, quibus veteres abundabant, pertinet; huiusmodi enim ad exemplum allati poëtarum loci proponebantur discentibus, ut similia inde effingerent. Hoc accidit in eodem carmine, in quo idem P. versus 27—38 spurios esse iudicavit; Orellius autem poëtam iuvenili ardore abreptum fortasse nimis in his imaginibus cumulandis luxuriatum esse largitus est. Est ex genere locorum communium et quidem ex schemate *τοῦ ἀδυνάτου*, de quo iam *Hesychius: παροιμία ἐπὶ τῶν ἐπ' ἐναντία γενομένων, κέχρηνται καὶ Αἰσχύλος καὶ Εὐριπίδης.* Eur. Med. 410. *ἄνω ποταμῶν ἱερῶν χωροῦσι παγαί, καὶ δίκα καὶ πάντα πάλιν στρέφεται.* Suppl. 520. *ἄνω γὰρ ἂν ῥέοι τά πράγμαθ' οὕτως, εἰ 'πιταξόμεσθα δή.* Afferunt alii praeterea *Lucian. dial. mort.* 6, 2., *pr. merc. cond.* §. 1., *Diog. L.* VI, 36., *Alciphron. Ep.* 3, 33.; Orellius autem praeter Archilochi locum ab ipso allatum iuramentum confert Achillis apud *Hom. Il.* 1, 234: *ναὶ μὰ τ'όδε σκῆπτρον, τὸ μὲν οὔποτε φύλλα καὶ ὄζους φύσει, ἐπεὶ δὴ πρῶτα τομὴν ἐν ὄρεσσι λέλοιπεν οὐδ' ἀναθηλήσει. Hor. carm.* I, 29, 10—12. *quis neget arduis pronos relabi posse rivos montibus et Tiberim reverti, cum tu* etc. *Prop.* I, 15, 29. *Muta prius vasto labantur flumina ponto, Annus et inver-*

sas duxerit ante vices etc. (Alterum qui nominari solet Propertii locum II, 12, 33. reperire non contigit). *Sil.* 5, 253. *Trasimenus in altos Adscendet citius colles. Claud. Eutr.* 1, 353. *Prona petunt retro fluvii iuga. Ov. Her.* 5, 30. *Cum Paris Oenone poterit spirare relicta, Ad fontem Xanthi versa recurret aqua.* Hoc quum suspiciosum per se sit, quoniam poterant etiam invito scriptore ciusmodi carmina arte elaborata exemplis, ad quae efformabantur, facile immisceri, tum dubitationem auget, atque efficit ut, quae alioquin poëtae ipsi vitio verteremus, vere ab eo profecta esse negemus, si aut sententiarum ordo totiusque carminis consilium turbatur aut singula quaedam deprehendi possunt quae cum poëtae dicendi sentiendique ratione conciliari nequeant. Neglexit paene ea omnia Peerlkampius neque quod maioris momenti esset quidquam in medium protulit. Sententiarum autem decursus hic est: Postquam intestinorum bellorum calamitates tantasque eorum clades, quantas externi hostes non fecere, v. 1—14. adumbravit, ad meliorem salutis capessendae viam cohortatur, quae posita est in relinquendo patrio solo et eligendis novis, qualescumque fors offerat, sedibus v. 15—22. Quod consilium, si nemo est qui melius suadeat, quidni sequemur illico? v. 23—24. O abiecto inani luctu statim rem aggredimini; meliora longe nos exspectant regna, v. 39 sqq., quorum accurata et uberrima nunc sequitur descriptio, unde facile videas obversatam vatis ingenio fuisse aetatis qualem vulgo fingebant aureae imaginem (cf. *Tibull.* I, 3, 35 sqq., cuius aliquot versus, ut 45. 46., expressi in nostro carmine videntur v. 49—50.). Vides haec bene ita procedere, neque necessarium modo, sed ne aptum quidem aliquid inseri posse medium. Post illud *quid moramur* neutiquam exspectabis: *sed non redeundum est*, praesertim quum infra v. 39, quasi nondum de novis sedibus loquutus esset, abiiciendum muliebrem luctum et navigationem nunc suscipiendam esse moneat. Amitteretne plane omnem vim, si iuramentum illud, se non relicturos esse, quas nondum petiverant, regiones, tam levibus atque ridiculis paene condicionibus adstringeretur? Quae deinde oppositorum ratio efficitur particula *sed*: Statim quaeso abeamus bonis ominibus atque auspiciis; sed ne *redeamus; exeamus!* Ita certe non solet Horatius. Ergo si quid subditicium habendum est, non modo expelle ea quae inserviunt ad amplificandam primam sententiam, sed hanc ipsam in

fronte positam atque progressum conturbantem simul. Accedit quod eadem quae in v. 25 sq., licet plane diverso modo, insint in v. 17 sq.; vide, quae tradat Herodotus, apud Orellium; alia quum similitudo non sit cum Phocaeorum fuga quam ipsa haec patriae exsecratio v. 18., aut Phocaeorum aut iuramenti mentio facienda non erat. Denique sunt, in quibus displiceat ipsa oratio; paucis indicabo: *iuremus in haec; renarint vadis* (eane ima dicas?) *levata, ne sit nefas; seu — procurrerit;* repetitio inanis quae est in: *Eamus omnis exsecrata civitas, aut pars indocili melior grege;* denique ultima illa verba: *inominata perprimat cubilia.* Ceterum exemplis supra collocatis apparet τοῦ ἀδυνάτου documenta non solere peti ex animantium natura, sed ex rebus inanimatis firmissimisque harum legibus; inter illas enim vix quidquam tam longinquum et alienum est, quod non aliquando praeter exspectationem et consuetudinem accidat, hae vero sincerrimo naturae aeternarumque legum imperio obsequuntur.

Verum sat multa praeter haec insunt in hoc carmine, difficilia ad explicandum; quod quidem eo minus admirandum est, quod ne nunc quidem inter omnes constat interpretes, utrum vere ac simpliciter an allegorico quodam modo intelligendum universum carmen sit, quamobrem disceptatur etiam multum de ea aetate, qua ortum sit. Novissimae de hac re Duentzeri atque Frankii curae plane inter se contrariae sunt. Ille enim cum Grotefendo annum 722 huius carminis natalem esse vult, hic cum Kirchnero, cuius in partes cedit Orellius, anno 713 sub initium belli Perusini ortum esse censet; ille allegorice, hic historice interpretatur. Sed multa quae ille attulit interpretationis causa artificiosiora quam vera sunt. Non negamus aliquam esse huius carminis cum III, 6. et 24. similitudinem, verumtamen qua ratione rem suam administraverit poëta, ea prorsus diversa est, et quaecumque in hoc carmine uno quasi obtutu comprehendit neque umquam addito singularis adiumenti consilio proponit, ea in illis suam habent indolem atque formam, id quod ipsa extrema utriusque (III, 6. et Ep. 16.) carminis pars satis docet. Non insunt hic universales quaedam sententiae, quas siderum instar habet illud carmen; non est gnomicum, sed mythicum potius, non ipsa temporum condicio disertum facit vatem, sed, singula magis curans quam totius vim, complura quae ad summam carminis leviora sunt uberrime ac luxuriose ingenio suo exornavit. Horatium ceteris fere in

locis ad emendandam rem publicam excitasse non video; mitti potius iubet *civiles super urbe curas;* si qua apud ipsum exhortatio invenitur, ea in moribus eorumque tunc satis necessaria emendatione posita, neque vero ex eorum bellorum civilium calamitate profecta est. Denique carpit simul leniter eos, qui hunc, quoniam eos praesens qui erat rerum status penitus pigeret, ad gnavum aliquod consilium capiendum haud parati essent. — *Forte quid expediat* etc. vexatissimus locus, in quo multi periclitati sunt. Explicant cum hoc modo iungentes verba, Orellius: *quid expediat carere;* alii: *forte* id est *fortasse aliquid expediat;* Ferd. Hand., *Tursell.* II, p. 740.: *communiter aut pars melior malis carere laboribus quaeritis*, *quid forte expediat*, quamquam *melior* ea notione posse coniungi cum verbo quod dicunt intransitivo negavit Orellius (habet quidem eius rei duo exempla *Hand*, ex *Pers.* 4, 16. *melior sorbere*, *Val. Fl.* 1, 424. *melior contundere*, sed non qualia recte desiderat Orell.), etiam *forte* pro *fortasse* positum excusare difficilius ei videtur, de quo mox videbimus; displicet Rutgersi sententia Bentleio probata *Forte* (*quod expediat!*) legentis, in qua notione verbum *expedire* exemplis caret, tota oratio friget. Admirabilius etiam, quod Duentz. p. 346. nota subiecta affert, *forte quid* esse aliquid quod sit forte, fortis animi (*Fuss carm. lat.* p. 185., non aliter Wagnerus ap. Hand.); Duentzerus: *Fortasse quaeritis communiter quid expediat (faciendum sit)*, *aut melior pars quaeritis m. carere lab.*; ita ut *quaeritis* duplici significatione positum sit. En difficultates ne in simplicissima quidem interpretatione evitatas! *Forte* transit in notionem quam habere non potest nisi in condicionalibus enuntiatis: *fortasse.* Infinitivus utcumque iunxeris poëtico more positus est, sed quaeritur num ferri possit eo modo qui ad sensum melior sit, altera enim cum v. *quaeritis* coniunctio etiam apud Horatium usitatissima est, sed quemadmodum quod Bentleius in carm. I, 1, 6. legendum statuit: *nobilis evehere* i. e. *ad evehendum*, id ferri posse ullo modo ex legibus sermonis fortiter negamus, ita cavendum est ne hoc quoque loco admittamus quod alienum sit aut ab lingua aut ab usu. Videtur sane duplicem ferre structuram, similiter atque voluit Duentzerus et ut videmus factum esse in carm. II, 18, 38—40, ubi infinitivus *levare* et a *vocatus* et a v. *audit* pendere potest. Non secus *malis carere lab.* interpretaberis *ut malis careatis laboribus*, id autem trahi potest

ad *expediat* et ad *quaeritis.* — Latinorum *forte* simile est ecorum particulae *ἄν*, quamquam origo longe diversa est. s enim quemadmodum consilio opposita est (v. Fabr. ad Liv. 49, 14.), sic quod forte fit, causam id quidem habet sed m neque exspectavimus neque voluimus; ergo etiam illud, quod ex dicta quadam causa, sed aliunde pendeat, non igitur per sed condicionibus quibusdam adstrictum est. Solet quidem fieri praemissis particulis condicionalibus: *si*, *nisi*, *sin;* potest en etiam post particulam finalem *ne* eodem vocabulo vernacule di, etsi non necessario; nam condicionale enunciatum aliquid ibet quale a nobis cogitatum est, *ne* autem est prohibentis, minus aliquid fiat quod fieri potest; in omnibus his non aliquid vel fit, sed fieri potest. Contra in particulam *ut* non cadit, e quum enuntiatum afferat, in quo certum aliquid efficere lemus, non apta esse ex alia quadam re potest. Condicio-m autem naturam induunt etiám relativa (ut *Virg. Aen.* 5, . *qui forte velint)* atque interrogativa et verba et enunciata, iescio cur interrogativo eadem notione postponi posse v. *forte* ra Krebsium firmiter negaverit Handius p. 740. (Praeceptum mmaticorum fluctuat inter utrumque, plerumque tamen addunt m *num*, v. *Zumpt* §. 728., *Grotefend* §. 131., *Weissenb.* 138., 4., cf. *Herbst ad Plin* I. *Ep.* p. 90 sq.). Qui quae exem-negat esse, tamen exstant, ut *Quint.* 7, 3, 20. *num forte ervacua an ambigua sit finitio.* 5, 10, 122. *an forte respon-nt.* *Ulp. Dig.* 4, 4, 16. *num forte aliqua actio possit petere*, nam quod in *Cic. Acad.* I, 1, 12. *ecquid forte Roma* i legitur, a librorum auctoritate non plane firmum est, recepit en Orellius. Relativis pronominibus, quae maxime condicio-m et indefinitam vim habent, maxime adiungi solet; ex eo ere est pronomen interrogationis, ut *quid*, quod in nostro est. Coniungunt igitur Romani in hac notione et quod ipsa condicione fieri potest et nobis verisimile videtur, ita ut, d nos ad subiectivam quam dicunt et obiectivam vim deno-lam duobus fere exprimimus verbis, latinus sermo uno emque verbo exhibeat. Cur *forte* hic priore loco positum ne quaeras, id consulto factum esse statuimus, quia magis rei, ecumque est *(quid)*, quam verbi *expediat* notio efferenda erat.

VII.

De usu infinitivi Plautino commentatio [1]).

Vix quidquam videtur suscipi posse et ad cognosc antiquarum linguarum veram propriamque naturam fructuos ad constituendam legitimam rei grammaticae normam utilius accurata singulorum scriptorum pervestigatio, qua quum eruantur, de quibus vel propter lectionis varietatem vel con tionis ambiguitatem in utramque partem disputari potest, t plenam absolutamque per varias temporum vicissitudines et quaedam interni progressus vestigia et signa totius linguae riam perveniatur. Quare nunc de Plauto eiusque usu inf ac ceteris huic rei proxime cognatis dicendi formulis mihi rendum statui. Duo vero commoda maxime sunt, quae hoc conciliari posse confido; primum enim de multis rebus etiam fluctuare videmus eruditorum iudicium, neque imprimis qu usu infinitivi cognatorumque dicendi modorum praecepta in gra ticis, quibus uti consuevimus, libris proposita sunt aut o eius rei ambitum complecti aut certis quibusdam et quasi a stirpe ac radicibus repetitis rationibus obsequi cernimus veniuntur haud pauca veterum scriptorum usu comprobata, vulgares et acceptissimas leges grammaticas migrare vid colligenda ea accuratissime censeo ex gravissimis quibusque monis vere latini auctoribus, ut omnibus si fieri potest co vatis opibus vera et legitima sermonis latini ratio exhib deinde vero non minus de ipsa modorum, imprimis infinitivi,

---

1) Haec commentatio ante hos novem annos scripta est ad co brandam solemnitatem fundatae ante tria saecula scholae Vismariens qua ipse antiquas literas docere coeperam, non quidem amplius typis repetita et inter amicos dispertita. Cuius quum rationem ha satis diligentem vir exquisitae doctrinae et subtilis iudicii, W. Weisse in egregia comment. *de gerundio et gerundivo latinae linguae* Isenaci eam hoc loco paucis immutatis repetere, ad rem ipsam vero denuo lustrandam alio tempore recurrere visum est.

inter eruditissimos linguarum indagatores ortum neque ad exitum perductum certamen est, quod ita demum componere licebit, ut ad universae linguae eiusque singulorum scriptorum accuratam et subtilem perlustrationem acerrimo te studio accingas. Utraque quaestio divelli nequit; haec tamen prius videtur exponenda et uberius, ut quid rei agatur perspicuum sit.

Natura infinitivi quae sit, et qui cum reliquis verbi formis, inprimis cum verbo finito atque participiis, nexus illi intercedat, iam Stoicorum doctrina quaesitum est. Qui quum quinque orationis partes constituerent, *ῥῆμα* autem verbum per se spectatum, neque temporis agentisve personae notatione determinatum, neque omnino in orationis structuram receptum [*ἀσύνθετον κατηγόρημα*] [2]) esse iudicarent: infinitivo similem formam etsi significarunt, universam tamen rei notionem potius quam certam formam spectasse videntur; non enim inde difficilius verbi finiti formae (*κατηγόρημα* s. *σύμβαμα*) derivantur quam ex ipso infinitivo. Verum sive ita sive secus rem animo suo informarunt Stoici, qui philosophiae viam rationemque sequentes proprietatis linguarum fere incuriosi fuisse videntur: rectius atque ita propemodum ut in iis plane acquiescere possis rem instituerunt posteriores grammatici, e quibus Apollonius Dyscolus [3]) ad veritatem proxime accessit. Is enim generis atque temporis notionem infinitivo adiungens id magis respexit, quod non in eius natura per se latere, sed ad usum et veritatem pertinere videtur. Nostris temporibus eam rem novis curis egregie expedivit Guilielmus Humboldtius; immortalis memoriae vir [4]); cuius quanto rectius veriusque instituta

---

2) *Diog.* L. VII, 58. *ῥῆμα ἐστὶ μέρος λόγου σημαῖνον ἀσύνθετον κατηγόρημα, ἢ στοιχεῖον λόγου ἄπτωτον σημαῖνόν τι συντακτὸν περί τινος ἢ τινῶν.* Quamquam grammaticarum denominationum apud veteres atque ipsos Stoicos parum certa et constans ratio est (vid. *I. Classen. de gramm. gr. primord.* p. 51), rectius tamen de Stoicorum doctrina iudicasse videtur *Rud. Schmidt* in *Stoicorum grammatica* p. 44 sq. quam alii, in quorum numero sunt etiam *Laur. Lersch, die Sprachphilosophie der Alten* II, p. 31. 36. 204., *S. Stern, Lehrbuch der allgemeinen Grammatik* p. 125. atque *Geppert, Darst. d. gramm. Kateg.* p. 53.

3) *De construct. orat.* III. 13. p. 230. *Bekk.* *ἴδιον αὖ ῥήματός ἐστιν ἐν ἰδίοις μετασχηματισμοῖς διάφορος χρόνος διάθεσίς τε ἡ ἐνεργητική, ἡ παθητικὴ καὶ ἔτι ἡ μέση· ὧν πάντων μετέλαβε τὸ γενικώτατον ῥῆμα, λέγω τὸ ἀπαρέμφατον.* cf. *Lersch* p. 128.

4) *A. W. v. Schlegels Indische Bibliothek* II, p. 71—99.

disputatio videtur, tanto magis nobis vestigiis insistendum erit, tantoque magis miramur, quomodo factum sit, ut recentiores grammatici ab hac via rursus aberrarent [5]). Ad hunc igitur omnis fere nostra disputatio redibit.

Primum igitur quaeritur infinitivus nomen sit necne; potest enim ita sane videri, ac vulgo fit, ut eiusdem nominis primus casus dicatur, reliqui autem gerundio tribuantur. At multae obstant quo minus ita censeas difficultates. Primum enim omnino aliam prorsus vim exhibet verbum cum nomine atque cum infinitivo iunctum; hic, ut Humboldtius docuit, cum verbo suo finito arctissime cohaeret et in unam quasi coalescit notionem, nomen vero e verbo pendens plane seiunctam ab illo habet rationem et per se valentem. Atque ubicumque in graeco sermone usum infinitivi eiusdemque articulo addito comparandi opportunitas data est, haud levem utriusque formae differentiam deprehendes. Deinde consentaneum hinc foret, infinitivum in latino sermone omnes et obiecti quod grammatici dicunt et subiecti vices sustinere; quod nisi fit, nomen esse nequit. Ac revera gerundii accusativum non habemus, nisi cum praepositionibus coniunctum; per se poni atque obiecti ipsius naturam induere eum vix uno probatur exemplo. Accuratius igitur infinitivi notionem assequeris, si et cum verbo finito et cum participiis eam contuleris: illud fecerunt veteres grammatici, hoc imprimis inter nostrates Humboldtius. Participium enim et adiectivum attributivorum partes sunt, illud autem ab altero ita distat, ut efficaciae, motus, actionis notionem habeat propriam; unde si detraxeris id, quod attributivum efficit, meram infinitivi indolem nancisceris. Medium igitur

---

5) K. E. Geppert, *Darstellung der gramm. Kategorien* p. 53.: *Das ῥῆμα ist in dieser Form wieder ein ὄνομα, es hat nicht mehr den Ausdruck der bestimmten Person, sondern nur Persönlichkeit, es hat nicht die Unterschiede des Geschlechts, aber es ist ein Neutrum — als Neutrum aber, als dritte Person, als Darstellung der Handlung an und für sich, ohne alle Rücksicht auf irgend einen Unterschied, der nicht in dem Begriff selbst läge, ist es eben so nothwendig ein Adverbium, und enthält den Begriff der reinen Substantialität.* Contra ea vide quae disserit Humboldt. p. 84.: *die Abstraction kann, indem sie den Begriff des Attributivs zurückstösst, auch den der Substantialität entfernt halten, und muss es, wenn sie rein das auffassen will, was das Wesen des Verbum ausmacht. Wie sie die Substantialität einmischt, geht dies Wesen nothwendig verloren.*

locum obtinet infinitivus inter participium et nomen, non ut utriusque formae naturam in se complectatur, sed ab illo proficiscens ad hoc tam prope accedat, ut facillime transire in eius et vim et formam possit [6]). Verum sunt qui infinitivum propria substantivi quod dicunt verbalis indole praeditum esse moneant ideoque nominis naturam ei vindicare studeant; at quod in substantivum universum, etiam in hoc eius genus cadit, ac recurrunt ita difficultates quas contra illud moveri vidimus. Substantivum verbale autem nascitur tum demum, quum ab ea, quam posuimus, infinitivi origine paullo ulterius progredimur, ita ut, non omissa actionis et potestatis in aliquam rem transeuntis significatione, substantivi virtutes quaedam, quae verbi naturae non repugnant, huic novae verbi formae adhaereant. Verum fluctuat huius rei et nomen et notio; etenim Bernhardius infinitivum ipsum, Trypho, vetus grammaticus, inf. graecum addito articulo, Humboldtius non gerundium, verum a verbo derivatum subst., quod verbi vim et naturam prorsus exuit, nomine subst. verb. ornat; ex Plauti sermone vero singularis eiusmodi formae usus afferendus est, qui hoc nomen necessario postulat, sed verbalem naturam minime abiecit ideoque arctioribus continetur legibus. Ex quibus rebus quum diversam ab usu linguae per se necessario viam iniri in singulis linguis appareat, neque quam Humboldtius illius appellationis caussam protulit neque quam gerundio tamquam necessariae omniumque linguarum communi formae tribuit laudem, ea facile nobis probabitur.

Ne longi simus in exponenda egregii viri argumentatione, subsistamus paullulum, ut eam, de qua nunc maxime agitur, rem antea componamus, deinde ad alia transeamus. Illius quem modo dixi usus haec ratio est: primum substantiva verbalia, ut *amatio*, *factio*, ibi leguntur, ubi posteriores scriptores ipso infinitivo

6) *W. v. Humboldt* in *Ind. Bibl.* II. p. 81.: *Da dem Infinitiv, nach der ersten der hier versuchten Herleitungen, der Ausdruck des bestimmten Seins mangelt, und er nach der zweiten weder inhärent, wie ein Attributivum, noch selbständig, wie eine Substanz ist, so kann er sich nur in einem Zustande der Abhängigkeit befinden, und das Verhältniss dieser Abhängigkeit muss dasjenige sein, in welchem ein Handeln zu dem handelnden Subjecte steht. An sich bezeichnet er, nach Bernhardi's sehr gelungenem Ausdruck, nichts als ein blosses ununterscheidbares Fliessen der Handlung.*

utuntur: *acerba amatio est*, *Poen.* 5, 2, 136., vel addito genitivo, tamquam vi vere substantivi nominis, *odiosa eius amatio est*, *Rud.* 4, 5, 14, vel ita, ut ad gèrundivi naturam et necessitatis notionem proxime accedat: *cautio est*, *Poen.* 1, 3, 36., *istaec magis tua curatio est*, ib. 1, 2, 141., vel ita ut notio inter infinitivi et partcp. pf. pass. naturam media exsistat; *quae haec factio est*, *Rud.* 5, 3, 15.; tum etiam aliae substantivorum a verbis derivatorum formae cum eo quem verbum habet casu coniungi pergunt, velut satis frequenti usu voc. *usus* [7]) cum ablativo (exemplo vocabuli *opus*), denique miro quodam modo, quem posteriores scriptores antiquae simplicitatis aemuli imitati sunt, vulgaris illa subst. verbalis forma eaque solo nominativo casu et addito verbo *esse* ita ponitur, ut et casus a verbo requiri solitus et brevia enunciatorum relativorum membra inde apta sint, neque aliud quidquam fiat, nisi ut certa verbi finiti forma exprimatur [8]). Singulari profecto casu accidit, ut ex hac re nascentis linguae primordia et successus nobis appareant, in qua infinitivus neque a nominis natura et forma iam liberatus ad suam propriamque normam pervenit neque verbi finiti forma clare expressa est. Verumtamen adeo exculta ea forma est eiusque usus tam arctis circumscribitur finibus, ut, qui antiquiorem infinitivo formam indeque demum infinitivum et participialia nata esse docere vellet, nulla fide dignus haberetur. Est potius imitatio nativae cuiusdam simplicitatis, quae in poëtarum comicorum sermonem magis cadit et quotidiano usui accommodatiorem et arcessita quadam negligentia

---

7) *Men.* 5, 2, 1. *Pers.* 2, 5, 27. *Rud.* 1, 2, 12. 2. 3, 67. 4. 4, 39. *Stich.* 1, 1, 56. cf. *Virg. Aen.* 8, 441. ibique Forbiger.

8) Exempla afferam haec: *quid tibi hanc curatio est rem?* *Amph.* 1, 3, 21. *quid tibi huc receptio ad te est meum virum?* *Asin.* 5, 2, 70. *quid tibi ergo meam me invito tactio est?* *Aul.* 4, 10, 14. *quid tibi istunc tactio est?* *Cas.* 2, 6, 55. 57. *Curc.* 5, 2, 27. *nihil in ea re captio est*, *Epid.* 2, 2, 112. *quid me vobis tactio est?* *Men.* 5, 7, 27. *quid tibi clamitatio est?* *Most.* 1, 1, 6. *quid tibi me aut quid ego agam curatio est?* ib. 33. *quid illi reditio etiam huc fuit?* ib. 2, 1, 30. *quid mihi scelesto tibi érat auscultatio? quidve hinc abitio; quidve in navem inscensio?* *Rud.* 2, 6, 18. 19. *quid tibi interpellatio aut in concilium huc accessio est?* *Trin.* 3, 2, 86. *quid tibi huc ventio est? quid tibi hanc aditio est? quid tibi hanc notio est?* *Truc* 2, 7, 62. De aliis vide *C. G. Herzog.* ad *Caes. bell. gall.* p. 629 sqq. et *Reisig. schol. gramm. lat.* ed. *Haase* §. 340.

saepe commendatum; neque utitur ea formula Plautus aut, multo etiam infrequentius, Terentius nisi in interrogationibus cum admiratione quadam et indignatione interdum expressis, quae negantis responsionem expectari iubent, ideoque semel etiam in ipso enunciato per negationem expresso.

Videmur nobis id nacti esse disputatione nostra, ut peculiarem hanc formam, etsi illo nomine substantivi verbalis dignissima sit, tamen neque nudae verbo expressae actionis significationem habere neque infinitivi vices satis sustinere appareat; quippe quum ex nominis natura iam plus sibi assumserit quam cum merae actionis notione conciliari queat, eamque ob causam abiecta paene verbi natura mox in perfectam substantivi potestatem abierit. Videamus igitur id quod quaerimus, num forte gerundio et gerundivo ipsove infinitivo adepta esse lingua latina merito videri possit. Verum ibi quoque nova occurrunt impedimenta. Primum enim carent gerundii forma aliae linguae, graeca praesertim; quam vero haec habet adiectivi verbalis formam, ea exigua tantum parte gerundivi Latinorum notioni respondet. Per se igitur parum probabile est, ea forma contineri universam et ab omni rationum nexu abstractam verbi formam, quae unius tantum linguae est. Deinde ambigi iterum poterit, gerundivi an gerundii prior forma fuerit et utra ex altera prodierit; utrum necessitatis notio ipsi antiquitus adhaerere eaque quum infinitivi imperio subiiceretur sensim evanuisse, an nuda actionis notio prima fuisse atque ex infinitivi demum natura necessitatis significatio derivata esse censenda sit [9]). Quamquam vero notiones necessitatis et rei futurae inter se proxime cognatae sunt, non idcirco

---

9) Ex universa rei contemplatione magis descendisse ad peculiarem linguae latinae formam quam hinc ad summam totius rei expositionem pervenisse videtur *Humboldtius* p. 91: *Man bediente sich also des Neutrum des Singulars jenes part. fut. pass. und in bestimmten Wortstellungen aller Casus desselben, um die Umwandlung des Infinitivs in ein Nomen zu bezeichnen, und so mischt sich in dem lateinischen Gerundium der Begriff des Infinitivs mit dem dieser, eine Nothwendigkeit bezeichnenden Verbalien.* Atque p. 93: *Das Gerundium, der Form nach das Neutr. sing. jenes Particips, wird von ihnen (den lat. Grammatikern) wie ein Verbum, ein Infinitiv, in einiger Rücksicht auch wie ein Adverbium behandelt, das Participium nach Art der Nomina. Dort liegt dieser Unterschied nur in der Construction und der gramm. Behandlung.*

tamen duplicem illius significationem statuendam esse puto, eam maxime ob caussam, quia non modo illius natura adeo anceps est, ut utra notio prior potiorque sit cognosci nequeat, verum etiam quia utraque non omni ex parte ita expleri hac forma videtur, ut aliis ad eam exprimendam formulis carere possimus. Si quid video, hic deprehendimus unum ex illis sat memorabilibus et obnixa attentione dignis in universa linguarum et rei grammaticae contemplatione locis, in quibus formae notionesque non sibi plane respondent et secum congruunt, sed animi cogitationisque ea vis ac gravitas est, ut — si licet imagines adhibere molli teneraeque ingenii naturae — uberem plenumque fructum hoc tamquam putamen capere non possit. Quamobrem cave ne nimis sollicite quaeras, quomodo ortae formae atque quatenus iis notiones aptae sint, hae enim illarum ambitum saepe peragrant, ambae se invicem pervagantur; noli nimis anxie perpendere quae origines formarum sint quove temporum ordine sese exceperint: exstant eodem tempore, nascuntur et vigent simul, progressus et incrementa rarissime reperies. Gerundium et gerundivum simul fuerunt, et si ipsam gerendi agendique notionem tenes, illa forma potior habenda erit, nisi forte sermonem latinum universum magis ad patiendi quam agendi significationem inclinasse probaveris [10]. Opus fuit sermoni latino meram actionis notionem infinitivo expressam dupliciter in nominis naturam transferre, ut quomodo et ei qui agit et rei quae agitur inhaereat dilucide perspiciatur; haec igitur

---

10) Magis id evenisse videtur posteriore sermonis latini aetate, quamquam multa iam apud Plautum reperiuntur commutati ac plane permixti utriusque generis documenta. Spectat hoc simul ad illam quae infra diligentius explananda erit nudi infinitivi eiusdemque addito accusativo frequentiam; passivi enim generis infinitivus vim accusativi et infinitivi ple[illegible] aequat. Interdum ne poterat quidem sine gravi sententiae detrimento in[illegible] act. poni: *longum est triconem maleficum exornarier.* *Bacch.* 2. 4, [illegible] *facinus indignum herum meum deripier*, *Men.* 5. 7, 17. *quibus [illegible] saluti fuit*, Capt. 3. 4, 23.; in aliis locis vix quidquam interesset activ[illegible] poneres an passivum: *concedi optimum est*, ib. 25. Et amantissimus interdum Pl. huius passivi dicendi generis est: *desitum est esse et bibi*, *Most.* 4. 2, 40. *haud intermissum est esse et bibi*, ib. 41. Notanda autem [illegible] loco etiam singularis vocabuli *posse* apud Plautum significatio, quae [illegible] vulgarem et intransitivam fluctuat: *video non potesse quin tibi eius [illegible] eloquar*, *Bacch.* 3. 6, 30. cf. *Most.* 2. 1, 49. *Pers.* 1. 3, 62. *Poen.* 3. [illegible] 64. et sexcentos illos locos ubi legitur: *potin ut* sim.

adiectiva illius forma partim agentis erat partim patientis [11]), illam participium quod praesentis activi temporis dici solet, hanc quum eadem passivi generis forma exhibere deberet gerundivi quod dicimus sive part. fut. passivi, quemadmodum parum apto sane vocabulo nuncupatur, forma expressit, cui participii praes. pass. nomen tribuendum esse propterea non viderunt veteres grammatici, quia nullam prorsus temporis notationem in participiis inesse parum respexerunt. Etymologorum est diiudicare ipsaene his quae diximus formae consentaneae sint et num quid ex aliarum linguarum comparatione adminiculum huic sententiae accedat; nobis satis erit cognovisse, non posse alia via rei difficultatem planius expediri. His autem formis praeter gerundium infinitivus quasi sui iuris esse desiit, actio quae inest in illo non cognoscitur nisi in ea re in quam eius potestas transit; restat gerundium ipsum, in quo eius efficacitas, afficiendi rem obiectam et in eam transeundi potestas, cernitur. Hinc factum est, ut gerundium agendi notionem qualis infinitivi est et verbi terminos numquam migrasse dicere liceat; et, quamquam non ii sumus, qui largam huius formae vim stabilemque naturam satis ita comprehendi et exprimi posse putemus, dici tamen probabiliter potest, verbi quoddam adverbium esse, imprimis casu ablativo. Etenim actio, quae neque temporis, personae, modi rationibus plene determinata verbo finito, neque actioni cuidam per se aliqua ex parte mancae acclinans infinitivo exprimitur, non potest nisi aut cum nomine aut cum verbo coniungi, idque aut arctissimo nexu aut laxiore cui media quaedam notio interposita est. Ergo actio aut inest in homine agente (part. pr. act.) aut in ea re quae actione ipsa maxime afficitur (gerundiv. s. part. pr. pass.) aut in ipso agendi motu conspicitur (gerund.); hinc simul colligitur, participium primum condicionis durantis et in ipsum illud quo quis agit tempus incidentis, alterum perfectae et quum id accideret quod primaria actio est praeterlapsae, tertium (idque ut videtur posteriore sermonis usu magis magisque excultum) instantis et exspectatae tum, quum altera actio fieret.

---

11) Quamquam ne hoc quidem disertius dici fas est, si attendimus ad eum usum, qualis est *pereunda est puppis*, *Epid.* 1, 1, 69. *placenda dos quoque est*, *Trin.* 5, 2, 35. quam cave ad comici sermonis licentiam referas, quum vestigia potius eius aetatis agnoscas, in qua verbi activi et passivi neutriusve notio nondum satis exculta et distincta est.

Viam denuo muniendam curavimus, in qua tuto insistere ac progredi omnis nostra disputatio possit, ut et universa quaestio et peculiaris huius scriptoris sermo mutuam praebeant et accipiant inde lucem. Accedimus autem, postquam haec fecimus disputationis fundamenta, ad singulas quae de Plauti usu loquendi nobis proponuntur quaestiones. Solemus enim primum fere rem ita instituere, ut gerundium hac lege in gerundivi formam commutari doceamus, si casus quem verbum adsciscit accusativus est; utra autem harum forma magis primitiva censenda est? Quamquam hic quoque tempus ullum fuisse nego, ubi alterutra forma sola exsisteret, tamen gerundium, quod et notione sua et nexu cum reliquis verbis inito infinitivi naturam et activam vim fortius retinet, prima illa aetate frequentiore quam postea usu adhibitum esse videtur, ita ut optimo latinitatis aevo cum accusativo verbi non fere legeretur, nisi ubi perspicuitatis aut gravitatis ratio postularet, extremis denique litterarum romanarum temporibus, teste Prisciano, hic usus evanesceret; gerundivum autem ibi in usu esset, ubi non tam actio quam res quae ea afficitur spectanda est. Sic habet Plautus: *spatium ei dabo exquirendi meum factum*, *Aul.* 4, 10, 76. *rem perdendi gratia*, *Curc.* 5, 3, 28. *Epidicum operam quaerendo dabo*, *Ep.* 4, 2, 35. *te deprudandi causa*, *Men.* 4, 3, 13. *dolent manendo medicum*, ib. 5, 4, 2. *hominem investigando operam dare* [12]), *Mil.* 2, 2, 105. *exorando, haud adversando sumendam operam censeo*, *Stich.* 1, 2, 22. *rei agendae isti solent operam dare*, *Merc.* 5, 4, 27. *nos lavando operam dederunt*, *Poen.* 1, 2, 13. *potestas est adipiscendi gloriam*, *Stich.* 2, 1, 8. neque tamen rarius gerundivo per omnes eius formas usus est, adeoque in genitivorum aut dativorum cumulatorum usu et perspicuitatis et aurium ac numeri paene negligen-

12) Hinc restituendum etiam *Trin.* 4, 2, 27. videtur: *agitandum st vigilias*, cum Grutero, quem subsequutus Lindemannus est. — Ceterum, quae est huius scriptoris summa in variandis formis ac dicendi generibus ubertas, aliis locis hanc dicendi formulam cum infinitivo (*Men.* 2, 1, 19.) de qua re infra agetur, aliis cum praepositione *ad* hoc verbum coniungit, ut *Merc.* 5, 2, 94. *operam sumam ad pervestigandum, ubi sit illaec*; eandemque particulam etiam substantivis adiungit: *ad advortendum benignitas*, *Merc.* I, 1, 15. *comitas ad enarrandum*, *ad auscultandum benignitas*, *Mil.* 2, 1, 1 sq. *tanta ad narrandum benignitas*, *Men.* *prol.* 16.; neque aliter adiectivis: *ad perdundum magis quam ad scribendum citus*, *Bacch.* 4, 4, 86.

fuit: *hero te carendum est optimo*, *Mil.* 4, 5, 11. *linguae moderandum est mihi*, *Curc.* 4, 1, 25. *armamentis complicandis et componendis studuimus*, *Merc.* 1, 2, 80. *lectis sternendis studuimus munditiisque apparandis*, *Stich.* 5, 3, 5. *habeo linguam natam gratiae referundae*, *Pers.* 3, 3, 23. *centuplex murus rebus servandis parum est*, ib. 4, 4, 11. *has opesque spesque vostrûm cognóscendûm condidi* (quas formas non puto Plautum ob soni insuavitatem contraxisse, ut censet Reisigius p. 775. sed metri causa, cf. *Cas.* 2, 6, 66.) *Rud.* 4, 4, 101. Etiam ablativo gerundii casu frequentissime et ita quidem usus est, ut non primarium verbum accuratius tantummodo et adverbii instar definiatur, sed ut ratio, causa, remedium exhibeantur, quibus ipsa primaria actio efficitur; *pugnis memorandis meis eradicabam hominum aures*, *Epid.* 3, 4, 22. *lucro faciundo auspicavi*, *Pers.* 4, 6, 7. *cor retunsum est oppugnando pectore*, *Pseud.* 4, 4, 8. *reapse experiundo iis datur acerbum*, *Rud.* 1, 3, 2. Nonnumquam etiam adiectis voculis *in*, *inter* sim. nihil nisi verbi finiti forma cum temporis particula exprimi videtur, quibus in locis quam apte gerundivum participium praes. pass. dicatur clare elucet: *in cogitando maerore augeor*, *Stich.* 1, 1, 54. *inter rem agendam istam*, *Cist.* 4, 2, 55. Hoc denique modo fieri potuisse demonstratur, ut gerundium aliquando plenam perfectamque infinitivi naturam retineret assumta modo declinationis forma, ita ut accusativus cum infinitivo iunctus, licet inf. e nomine subst. pendens in gerundii genitivum transiret, tamen locum suum obtineret: *nos detis loquendi locum*, Capt. 2, 1, 21. (vide notam Lindemanni ad eum locum) ubi *nos* non obiecti quod dicimus, sed subiecti accusativus est: *detis locum nos loqui.* Quum autem hic ne accusativo quidem et infinitivo solemnis locus sit, hinc simul probatum ire licebit, infinitivum omnino posse accusativum illum sibi explicationis causa assumere.

Sed iam altera adest quaestio: quaenam intercedat ratio inter infinitivum et gerundium; id autem maxime evenit casu genitivo, praeterea etiam accusativo cum praepositione coniuncto, neque saepius quam has a posterioris aevi poëtis confundi vides ullas formas. Noli tamen inde colligere Plauti usum veriorem huius rei normam exhibere; expectares enim ita antiquiorem formam necessario apud antiquiorem scriptorem magis tritam fuisse, atqui prior necessario infinitivi si non forma at certe notio est. Et ita

vere accidit; quum gerundium forma infinitivi aeque necessaria erat, haec non minus amplo ab initio valebat usu, ita ut infinitivus postea adeo frequenter in eum quem dicimus modum abhibitus nunc et rarius et cautius ponatur, etsi certi inter utrumque discriminis lex nondum appareat. Sic legitur saepissime *nec mihi ius meum obtinendi optio est*, *Cas.* 2, 2, 16. *adipiscendi potestas*, *Ep.* 1, 1, 12. *cunctandi copia est*, ib. 1, 2, 59. *occasio est faciundi*, ib. 2, 2, 86. *conveniendi copiam*, *Capt.* 4, 5, 90. *Merc.* 5, 2, 9. *tempus non est introeundi*, ib. 5, 2, 75. *locus loquendi*, *Mil.* 3, 1, 8. *exemplum experiundi*, ib. 42. *conveniendi potestas*, ib. 4, 2, 19. *copia adeundi atque impetrandi*, ib. 4, 5, 11. *id erit adeundi tempus*, *Pers.* 4, 2, 8. *ut tibi conciliandi facerem copiam*, *Pers.* 4. 3, 69. *in capite tuo conflandi copia est*, *Rud.* 3, 4, 60. *tempus adeundi est*, *Trin.* 2, 3, 31. *illius inspectandi maior copia*, *Bacch.* 3, 3, 83. *tacendi tempus est*, *Poen.* 3, 4, 31. *est mihi adeundi ad hominem tempus*, *Bacch.* 4, 6, 4. *malefaciendi potestas*, *Stich.* 1, 2, 60. *potestas adipiscendi*, ib. 2, 1, 8. *redeundi principium placet*, *Stich.* 5, 2, 23.; inveniuntur tamen etiam loci, in quibus infinitivus eiusmodi substantivis appositus est: *facinus postulare*, *Rud.* 2, 3, 63. *est libido homini suo animo obsequi*, *Bacch.* 3, 3, 12. *qui tibi libido est male loqui*, *Epid.* 1, 1, 87. *id lubido est scire*, ib. 2, 2, 56. *Men.* 1, 1, 7. *lubido extemplo coepere est convivium*, *Pers.* 1, 3, 41. *lubido est perdere*, ib. 2, 2, 6. *hunc irridere lenonem lubido est*, *Pers.* 5, 2, 27. *est lubido orationem audire*, *Trin.* 3, 1, 26. *magis lubido 'st observare*, ib. 4, 2, 23. *certum consilium est oppugnare*, *Ep.* 1, 2, 68. *consilium est ita facere*, *Mil.* 2, 3, 73. *occasio tempusque abire datur*, *Men.* 3, 3, 29. *tempus est senem alloqui*, *Most.* 3, 2, 25. *nunc adest occasio benefacta cumulare*, *Capt.* 2, 3, 64. *ut quaeque occasio est surripere se ad me*, *Curc.* 1, 1, 60. *nunc est occasio ulcisci*, *Pers.* 4, 7, 15. *agere tuam rem occasio est*, *Poen.* 3. 3. 46. *facere occ. est*, ib. 5, 4, 42. Alia vero verba dicendique genera cum part. *ut* a Plauto coniungi infra demonstrabitur. Etiam cum aliis gerundii casibus commutatur infinitivus: *sum defessus quaeritando*, *Amph.* 4, 1, 6. *aggerunda aqua defessi*, *Poen.* 1, 2, 14. *pultando*, *Stich.* 2, 1, 41. at contra: *sum defessus quaerere*, *Ep.* 2, 2, 13. 5, 2, 54. *pervenarier*, *Merc.* 4, 5, 3. Atque cuius vocabuli *(dare)* propria cum infinitivo coniunctio a poëtis postea

frequentatur, eius vix unum in Plauti fabulis, praeter locum in *Pers.* 5, 2, 40. *bibere da usque plenis cantharis*, exemplum, saepe vero cum gerundivo apud illum est [13]) (ut *Pers.* 1, 3, 38. 47 sq. 50. 3, 3, 35. *Mil.* 3, 1, 10. *Poen.* 1, 2, 125). Hoc loco autem idoneum videtur verbulum addere de eo infinitivi usu, quo cum supino proxime conspirat, et cuius aliquot in fabulis Plautinis exempla exstant, quamquam supini usus apud hunc adeo excultus et frequens est, ut non possit apud alios maior esse. Neque spernenda eorum sententia est, qui (*Humb.* p. 97) hanc formam ex indica lingua infinitivi loco in latinum sermonem pervenisse ac primo quidem ampliorem fuisse et ibi quoque usitatum esse indicant, ubi suus postea infinitivo locus erat. Et habet apud Plautum eundem, atque verbum, casum: *tibi supplicatum venio*, *Aul.* 4, 10, 22. *id adeo te oratum advenio ut ignoscas*, ib. 9. *eam veni quaesitum*, *Mil.* 2, 5, 32. *ire amanti operam datum*, *Poen.* 3, 1, 9. *quum patrem adeas postulatum*, *Bacch.* 3, 3, 38. *exquaesitum mores venis*, *Stich.* 1, 2, 50. *salutatum deos devortor*, ib. 4, 1, 29, *quam arcessitum missa sum*, ib. 1, 3, 42. Verum omnino tam longa exemplorum copia est, in quibus Plautus utraque supini forma utitur, alii scriptores ad alias formulas confugiunt, ut de antiquitate et necessitate, quoad quidem latinitatis ratio postulat, dubitare nequeas; idque ad veritatem eo propius accedere videbitur, quo magis in propriam supini naturam et originem inquisiveris. Sensit latinae linguae ingenium, duas sibi formas esse necessarias [14]), quibus infinitivi cum nomine coniunctio

13) Non difficile erit utriusque formae notionem accurate dignoscere: gerundivum enim omnem actionis (*dare*) vim transfert in illam quae certo aliquo consilio datur rem, infinitivus paullulum immutato saepius vocabuli sensu ipsi actioni plurimum momenti tribuit atque tum necessario requiritur, quum certa quaedam res omnino non est quae adiiciatur: exprimendum autem erat per ipsum gerundii accusativum, cuius vices quum sumat infinitivus ipse, haec res legitima potius quam praeter normam facta existimanda est; id quod monendum erat inprimis propter Humboldtium, qui p. 94. in fin. pro acc. gerundii habendum esse negat. Vulgaris usus exempla praebent etiam *Bach. ad Ov. Met.* 7, 405 sq. et *Hess ad Tac. Or.* 7. p. 42.

14) Aliter indicare videtur Humboldt, p. 97, quamquam necessitas illa nihil aliud est quam studium illud linguae suam propriamque indolem omnibus numeris explendi et progignendi: *Von mehreren Verben waren keine Supina üblich, deren man, streng genommen, da man Infinitive und Gerundien hatte, entbehren konnte. Doch ist nicht zu läugnen, dass sie, ener-*

exprimeretur; alteram nascentis et mere cogitatae, alteram perfectae et vere actae conditionis, illa inest in verbali substantivo, de quo supra diximus, haec in supino; illa tertiae, haec quartae declinationis forma est, atque prout necessitas loquendi postulabat magis minusve in veri substantivi naturam transiit, ita ut certos fines constituere non liceat. Quum autem id quod in supini notione inest non adhibeatur nisi ab agentis consilio suspensum, unice finem denotare debebat quem actio ipsa spectaret. Id autem duplici modo fit, aut propinquiori aut remotiori; si efficitur ipsa res, accusativus, si per aliud quoddam quod quasi medium interpositum est res afficitur, dativus casus requiritur. Atque hi casus sunt, si quid video, ambae illae supini formae; ita quidem ut dativus, quum antiquiori tantum forma uteretur quae cum ablativo conspirat, mox pro ipso ablativo et, suborta originis oblivione, promiscue cum illo haberetur; quamquam habeo, qua alia ratione dativum supini cum formula *opus est* al. coniunctum explanandum putem, quippe quum agendi consilium et remotior quidam finis in ea agnoscatur. Quod si ita est, habet supinum quandam cogitatae perfectionis (en propriam aoristi Graecorum potestatem) significationem, minus quidam gravem, ubi proxime instat actio ipsa (*is dormitum*, *Curc.* I, 3, 27), graviorem vero, ubi longius quodammodo in futurum tempus removetur (*facilia factu facta*, *Pers.* 5, 1, 9. *pessimum aggressu*, *Pers.* 4, 4, 10. *inventu pessimas*, *Merc.* 5, 2, 6.). Quae notio quum neque universo infinitivo neque praesenti aut praeterito eius tempore contineretur, hinc causam suspicari licet, cur apud Plautum minus quam postea, quum infinitivi latior quidam ambitus ac vis orta esse videtur,

gischer als jene beiden Formen, die Bewegung des Entschlusses andeuten, und dem Lateinischen Ausdruck dadurch nicht nur eine schöne Mannichfaltigkeit geben, sondern auch die ihm ganz eigenthümliche Festigkeit, Würde und Kraft nicht wenig befördern. — Quamobrem si iudicium sibi constat, etiam ibi, ubi supini usus cum gerundio et infinitivo commutari potest, erit cur haud levem inter illas formas discrepantiam esse contendas; etenim acc. ger. cum praep. *ad* et magis universa dictio est et minus arctiore consequentiae nexu cum primario verbo cohaeret quam prior supini forma. Secus visum Humboldtio p. 98: *In dem Supinum in u findet sich daher noch mehr, als in dem in* um, *die Natur des Infinitivs, und es entfernt sich stärker vom Gerundium, da es nicht eben so durch das Gerundium in do, mit der Präposition in, wie das Supinum in um durch das Gerundium in dum, mit der Präposition ad, vertreten werden kann.*

inprimis postquam graecarum litterarum maxima exstitit in romanas litteras linguamque latinam potestas, commutationis supini et infinitivi exempla deprehendantur. Sunt fere haec: *ibit arcessere*, *Bacch.* 3, 1, 120. *venerat petere*, ib. 4, 3, 18. *abivit visere*, ib. 4, 8, 59. *missa sum ludere*, *Cas.* 3, 5, 50. *eximus visere*, ib. 5, 1, 2. *misi petere*, *Curc.* 1, 3, 51. *venio visere*, *Rud.* 1, 2, 6. *ire profectus es*, ib. 3, 6, 9. *ire volo parare*, *Most.* 1, 1, 64. *visere venit*, *Poen.* 5, 4, 2. *recurre petere*, *Trin.* 4, 4, 8.

Verum satis videtur expositum esse de infinitivo, quatenus cum gerundio et supino proxime usu et notione consentit; veniendum iam erit ad eum huius formae peculiarem usum, quo et clarissime et gravissime eius natura illustratur, atque ubi, si de paucis quibusdam exemplis recesseris, aliud dicendi genus omnino adhiberi nequit. Infinitivus aliis verbis ex propria ipsorum natura actionem quamquam non plene exprimentibus adiicitur, ut quod ipsis ad integram et nulla ex parte mancam significationem deest suppleri et in unam cum altero verbo notionem coire possit. Quo in genere diversa ratio esse potest, qua ambo verba ad se invicem referuntur; aut subiecti aut obiecti vices tenet infinitivus, sed sive hoc sive illud est, non tamen eo commutatur ipsa infinitivi potestas. Verum assumit in notissima illa *accusativi et infinitivi* coniunctione accusativum casum, qui a verbi quod infinitivo subest potestate requiri non potest, quem aut propter ipsius infinitivi vim aut libero absolutoque modo (id autem non fit, nisi quum suapte vi fertur, tum vero notionem habere potest cum alterius formae potestate conspirantem) positum esse necesse est. Si quis vero hunc accusativum ab eo verbo adscisci putaret, a quo etiam infinitivus pendet; is quidem non haberet, quo vel proprium usum Plautinum expediret, qui non modo multis locis ponit accusativum, ubi alii scriptores omittunt, verum etiam saepenumero omittit, ubi ceteris omittere non visum est. Haec autem ponendi aut omittendi licentia unice in pronominibus evenit, quae, quum ex eorum qui inter se confabulantur sermonibus facile subintelligi possint, sine magno incommodo omittuntur; id autem quum in neminem magis quam in fabularum auctorem cadat, hinc causa patet, cur in eo genere excellat Plautus [15]). Sed redeamus ad ex-

15) Longa afferri potest exemplorum huius rei copia: *Bacch.* 4, 9. 10. 115. *Cas.* 3, 3, 20. 5, 31. 39. 57. *Cist.* 2, 3, 63. 4, 2, 5. 75. *Curc.*

pediendam accusativi necessitatem. Subtiliter nuper de ea re *Fr. Haasius* commentatus est in adnotationibus ad Reisigii schol. gramm. lat. scriptis (§. 601, 6), sed in impeditissima re parum dilucide [16]): vereor ne idem mihi accidat. Internae cuiusdam cognationis lege accusativus et infinitivus secum coniungendi sunt, nam accusativus in nomine eadem utitur condicione, ut sit plane non sui iuris verum omnino alicunde nexus et suspensus, qua in verbo infinitivus; quid igitur fieri potest aptius et magis necessarium quam ut ibi ambae formae coniungantur, ubi enunciatis mere cogitatis ea res submittenda est quae in ipsa cogitatione observatur? Haud contemnenda igitur videtur hac ex parte eorum explicatio esse, qui, ut olim praecipi solitum est, utramque formam (et acc. et inf.) per se cum verbo primario coniungendam esse monerent, quamquam externa haec magis rei species est, per quam vera eius natura cognosci et ex altioribus mentis humanae legibus repeti non potest. Neque vero id observasse sufficit ad explanandum usum Plautinum; multa enim in hoc et verba et dicendi genera cum acc. et inf. componuntur, quae minime ea potestate sunt, ut accusativum poscant. Primum enim complura substantiva sunt, quae addito verbo *esse* illam formulam secum ducunt; praedicatur autem aliquid de ea cogitatione quae quia cogitatio est illa acc. et inf. forma aptissime exhibetur, minime vero subiecti loco est aut actionis inde profectae, ex quo vis quaedam transeat in eam rem, quae acc. et inf. expressa et. Afferam singula: *audacia est*, *Pseud.* 5, 2, 8. *confidentia est*, *Mil.* 2, 2, 75. *scelus videtur*, *Merc.* 1, 2, 96. *miseria est*, *Mil.* 1, 1, 68. et omisso accusativo *Pers.* 2, 2, 56. *Poen.* 4, 1, 4. *facetiae*

2, 1, 11. 4, 3, 44. 5, 3, 32. *Ep.* 1, 1, 65. 2, 2, 88. 4, 2, 33. *Men.* 4, 2, 17. 4, 2, 70. 5, 1, 50. 5, 5, 41. *Merc.* 2, 2, 51. 2, 3, 8. 3, 4, 45, 50. 4, 1, 2. 5, 2, 104. *Mil.* 2, 3, 75. *Most.* 4, 2, 36. 3, 30. 5, 1, 31. 36, 38. 5, 2, 18. *Pers.* 2, 2, 40. 4, 4, 52. 89. 8, 4. *Poen.* *pr.* 101. 3, 5, 98. 5, 2, 62. *Rud.* 5, 3, 43.

16) „*Ich nehme es als zugegeben, dass das Prädicat im Accusativ das Object des* esse *ist; nun soll aber durch die Verbindung mittelst der Copula die Identität des Prädicats mit seinem Subject ausgesagt werden; folglich ist auch das Subject hier das Object des* esse, *welches eben nicht blos das Prädicat producirt, sondern dessen Identität mit dem Subject, oder welches das Subject zu dem macht, was das Prädicat aussagt; es ist also dasselbe Verhältniss, wie wenn man mit dem Factitivum von esse sagt: facio me militem.*"

est, *Stick.* 5, 4, 47. *officium est*, *Trin.* 1, 2, 137. *stultitia est*, *Cas.* 2, 4, 4. 3, 3, 1. *Cist.* 1, 1, 63. *Ep.* 3, 4, 20. *Mil.* 3, 3, 6. *Pers.* 5, 2, 20. *Poen. prol.* 10. omisso acc. *Stich.* 1, 2, 82. *periculum est*, *Rud.* 1, 2, 56. *laus est*, *Mil.* 3, 1, 109. *molestia est*, *Rud.* 3, 5, 51. Et solet his omnibus pronomen demonstrativum addi, quo fit ut acc. et inf. magis appositionis quam subiecti indolem habeat. Pertinet huc etiam *tempus est*, cuius duplicem supra vidimus, quartam infra videbimus structuram: *nos tempus est malas peiores fieri*, *Mil.* 4, 6, 3. Transitum denique faciamus ad adiectivorum genus, haec duo memorantes: *ius est*, *Pers.* 1, 3, 26. et *opus est*, *Merc.* 5, 2, 76. *Most.* 1, 3, 129. *Pseud*, 5, 1, 10. et omisso acc. Pers. 4, 4, 35. — At enim formularum cum adiectivis compositarum maior etiam copia huc pertinet: *certum est*, *Cist.* 5, 8. *Curc.* 4, 2, 46. *Men.* 5, 8, 9. *Merc.* 3, 4, 57. *Trin.* 2, 4, 184. et *certa res est*, *Merc.* 5, 2, 17. sed multo saepius omisso accusativo: *Bacch.* 4, 9, 73. Capt. 3, 5, 98. 4, 2, 14. *Cas.* 1, 4. 2, 4, 15. 3, 1, 8. *Cist.* 3, 16. *Curc.* 2, 1, 1. 5, 3, 8. *Ep.* 5, 1, 57. *Men.* 5, 6, 13. *Merc.* 1, 1, 39. 3, 1, 7. 4, 76. 5, 2, 93. *Mil.* 2, 3, 31. 6, 5, 42. 91. *Pers.* 2, 2, 39. *Poen.* 3, 3, 17. *Rud.* 3, 5, 58. atque *Mil.* 2, 2, 112. *Most.* 3, 2, 17. neque aliter *persuasum est*, *Bacch.* 4, 9, 93. et *decretum est*, cum solo inf. coniungitur *Aul.* 3, 6, 36. *Bacch.* 3, 5, 18. *Cas.* 1, 6. *Cist.* 3, 17. *Merc.* 1, 1, 1. *Mil.* 1, 1, 77. At accusativum simul aut poscunt aut admittunt: *curatum est*, *Bacch.* 4, 9, 144. *consentaneum est*, *Curc.* 1, 3, 9. *ferox est*, *Asin.* 2, 4, 62. *maestus sum* et *m. abeo*, *Curc.* 2, 3, 57. *Most.* 3, 2, 109. *Rud.* 2, 3, 67. (similiter, sed sine accusativo *aegrotus sum*, *Trin.* 1, 2, 39). *aequum est*, *Aul.* 2, 1, 11. (om. inf. ib. 3.) *Bacch.* 3, 5, 29. 4, 3, 7. 9, 99. 5, 2, 46. *Cas.* 2, 3, 47. *Cist.* 1, 1, 116. *Ep.* 2, 2, 72. 4, 1, 25. 2, 16. *Men.* 4, 2, 96. 5, 7, 21. *Merc.* 2, 3, 117. 3, 2, 6. 3, 8. 5, 2, 57. 4, 11. 66. *Mil.* 3, 1, 129. 132. *Pers.* 4, 4, 94. *Rud.* 4, 7, 20. et si infinitivum repetere libet ib. 2, 2, 7. *Poen.* 1, 1, 13. 1, 2, 43. 3, 6, 5. 5, 2, 121. omisso autem accusativo ter tantum, si bene vidi: *Bacch.* 4, 8, 84. *Mil.* 2, 6, 35 sq. *Poen.* 1, 2, 20. *par est* *Bacch.* 4, 3, 8. *Curc.* 2, 17. *Pers.* 5, 2, 21. *Poen.* 3, 1, 19. et si infinitivum suppleveris *Pers.* 5, 2, 53, *satis* et *satius est*, *Merc.* 3, 4, 69. sine acc. *Bacch.* 2, 1, 43. *Cist.* 4, 1, 10. (sed *satius est satis habitu*,

Poen. 1, 2, 75.) *palam est*, *Mil.* 2, 5, 65. *melius est*, *Men.* 5, 9, 32. *Merc.* 2, 3. 125. *Pers.* 3, 1, 41. *Poen.* 3, 1, 43. 65. 3, 3, 64. 66. neque vero minus frequenter omisso accusativo: *Mem.* 5, 2, 51. *Mil.* 2, 3, 21. 3, 3, 8. 4, 8, 63. *Most.* 5, 1, 20. *Pers.* 3, 1, 18. (at contra *optimum est factu*, *Aul.* 3, 6, 46. *habitu*, *Poen.* 1, 2, 29). *suavius est*, *Pers.* 4, 3, 70. *decorum est*, *Asin*, 3, 1, 5. *aegre est*, Capt. 3, 5, 43. *Cas.* 2, 7, 6. *stabile est*, *Bacch.* 3, 5, 25. *necesse* et *necessum est*, *Cas.* 2, 5, 36. *Pseud.* 4, 2, 38. omisso acc. *Cist.* 2, 3, 82. *Mil.* 4, 3, 25. *Stich.* 1, 3, 66. et addito etiam dativo personae agentis: *Men.* 1, 2, 9. *acceptum est* (*habeo*), *Most.* 1, 3, 67. 90. *dignum est*, *Mil.* 3, 1, 126. *Pers.* 3, 1, 43. *Trin.* 4, 4, 38. *volupe est*, *Rud.* 4, 1, 1. omisso autem acc. *Mil.* 2, 3, 6. denique *nihil est*, *Cas.* 2, 4, 7. *vestrum*, *tuum est*, *Stich.* 5, 4, 36. et sine acc. *Poen.* 3, 1, 69 sq., *rectum est*-autem cum solo inf. *Most.* 3, 1, 134. Neque secus fit, ut, ubi consuetudinis et universae cuiusdam condicionis notio exhibetur, quasi subiecti locum teneat, infinitivus in locum particulae *ut* succedat: *petere more fit*, *Trin.* 4, 4, 28 sq. — Denique pauca quaedam verba aut verbis efficta dicendi genera, sive personae notationem habent sive carent ea, in hunc censum veniunt; hic autem non dicimus nisi de inf. cui acc. accedit, solius enim infinitivi cum aliis verbis coniunctio aliam sequitur rationem: *desiderare*, *Merc.* 1, 2, 37. *Stich.* 4, 1, 10. *studere*, *Amph.* 3, 2, 4. *Stich.* 1, 1, 51. *postulare*, *Capt.* 3, 5, 60. 81. *Cas.* 1, 39. 2, 2, 23. *Men.* 2, 2, 88. 5, 2, 17. 44. *Mil.* 2, 3, 31. *Poen.* 1, 2, 187. 3, 5, 31. *Pseud.* 1, 3, 144. 3, 2, 64. *Rud.* 2, 6, 59. 4, 3, 51. 5, 3, 30. *Stich.* 3, 2, 32. *Trin.* 2, 1, 15. 4, 4, 15. se[illegible] hic tamen etiam omittitur saepissime acc.: *Aul.* 4, 1, 3. *Cas.* 1, 53. 5, 4, 1. *Men.* 5, 2, 43. 9, 21. *Mil.* 2, 5, 27. *Most.* 1, 3, 102. 3, 1, 82. 4, 3, 29. *Poen.* 3, 1, 41. *Pseud.* 3, 2, 62. *Rud. pr.* 17. 2, 3, 63. 3, 4, 4. *Trin.* 2, 4, 40.) *invidere*, *Bacch.* 3, 6, 14. *vereri*, *Mil.* 4, 7, 3. *videri*, *Aul.* 5, 4. *participere*, *Most.* 3, 2, 39. *cruciari* et *discruciari*, *Mil.* 4, 8, 11. *Bacch.* 3, 3, 31. 5, 1, 14. *decet*, *condecet* et *addecet*; *Asin.* 2, 4, 64. 5, 1, 6. *Merc.* 5, 4, 23. *Mil.* 1, 1, 40. 3, 1, 2[illegible] 139. 167. *Most.* 1, 1, 50. 4, 2, 19. *Pers.* 5, 2, 26. 55. *Poen.* 1, 2, 91 sq. 115. 3, 3, 61. cum solo inf. *Merc.* 5, 4, 21. *Au*[illegible]

4, 1, 4. *oportet*, *Most.* 1, 3, 106. 126. 3, 2, 115, (om. acc. ib. 114.) 4, 2, 51. *Pers.* 4, 13. *Poen.* (om. acc. 1, 2. 128.) 3, 1, 9. 17. 23. 3, 3, 15. *licet*, *Asin.* 2, 4, 15. *Cas.* 1, 1. 3, 5, 63. *Pers.* 5, 1, 21. *Rud.* 2, 4, 12. praeter quam insolentiorem etiam vulgaris (*Poen.* 1, 3, 3. ac saepius) et elegantior illa, qua id quod praedicatur in formam agentis personae transgreditur, structura invenitur: *quieto tibi licet esse*, *Ep.* 3, 2, 2. *tibi incoenato esse hodie licet*, *Stich.* 4, 2, 31. *refert*, *Curc.* 4, 3, 23. *attinet*, *Pers.* 4, 6, 19. Denique formulae aliquot dicendi sunt: *nihil morari*, *Bacch.* 2, 1, 45. *Cist.* 5, 5. *Mil.* 2, 5, 37. *Most.* 3, 2, 157. *bonum animum habere*, *Pers.* 1, 3, 87. *animum inducere*, *Pers.* 1, 2, 14. *Rud. pr.* 22. *confido fore*, Capt. 1, 2, 62.

Unum est, in quo haec structura, quamquam ab usu coniunctivi differt, nihilominus ad hunc modum adiecta particula *ut* proxime accedat. Etenim si quid quod aut nego aut nolo esse, ardore quodam animi sive obstupefacti sive irati profero; id non aliunde suspensum est, verum ex solo meo animo proficiscitur et pendet. Neque igitur grammaticus quidam membrorum enunciati nexus est; quare si in sola cogitatione consistit, quam menti meae obversantem addubito et admiror et fieri omnino posse diffido, acc. et inf., sin quod quis alius postulat expectatve, ego vero et nolo neque a me postulari recte posse existimo, coni. cum part. *ut* utendum est. Habet eius rei multa exempla Pl., maxime ubi interrogatur cum admiratione quadam aut indignatione (huic autem generi interrogationum inprimis accommodata part. *ne* est): *cum istacine te oratione huc ad me adire ausum*, *impudens?* *Aul.* 4, 10, 16. *magistrone quemquam discipulum minitarier?* *Bacch.* 2, 1, 44. *adeone me fuisse fungum ut qui illi crederem?* ib. 2, 4, 49. *crimininе me habuisse fidem?* ib. 4, 3, 15. *hoccine me aetatis ludos bis factum esse indigne?* ib. 5, 1, 4. *non mihi licere meam rem me solum — loqui atque cogitare?* *Cas.* 1, 1. *hoccine fieri?* *Curc.* 1, 3, 44. *hanccine aetatem exercere me mei amoris gratia?* *Mil.* 3, 1, 31. *siccine hoc te mihi facere?* *Pers.* 1, 1, 43. Haec autem loquendi ratio etiam aliorum scriptorum, oratorum maxime, est; neque tamen desunt enunciata sine interrogatione expressa, in quibus in acc. et inf. similis quaedam vis inest. Quum enim verbo finito ea exhibeantur, quae vere sunt neque in cogitatione modo versantur, non est, quo, quae quidem sunt, at nolimus esse sive ea infecta non reddi sive commutari poterunt,

aptius eloqui possimus quam ipso infinitivo; hinc saepissime cum irrisione quadam et ironia: *quid hoc sit negoti? neminem meum dictum magnifacere.* *Asin.* 2, 4, 1. *hariolare; edepol senem — lepidum fuisse nobis.* ib. 3, 2, 34. *immo edepol sic ludos factum caro capite — miserum me auro esse emunctum.* ib. 14 sq. *ad illum modum sublitum os esse hodie mihi.* Capt. 4, 2, 3 [17]).

De infinitivi natura quod supra quaerere omisimus, num subiecti obiectique quod dicimus vices rite sustinere possit; id nunc accuratius et de obiecto imprimis repetendum est. Etenim quamquam infinitivi cum gerundio permutationis non tam multa apud Plautum quam apud posteriores poëtas exempla sunt, alia tamen eaque non minus larga verborum copia est, quae cum infinitivo nude componi solent. Iam quaeritur quae sit ea ratio, qua infinitivus ad verbum finitum referatur; utrum accusativi loco ponatur, itaque obiectum alterius verbi sit, an alio potius modo eoque haud sane perspicuo cum illo cohaereat. Quorum prius illud in perpaucis modo exemplis certo affirmare, in aliis quibusdam dubitanter proponere, in plurimis prorsus negare licebit, quippe quae soleant omnino non cum accusativo rei coniungi; neque vero quidquam expedietur ea ratione quae ipsa rursus explicatione egeat. *Primum* igitur in hunc numerum referenda ea sunt, quae, quum soleant apud optimos scriptores cum acc. et inf. coniungi; apud Plautum quia utrique verbo subiecta persona eadem est accusativum illum omittunt; sunt igitur fere verba existimandi et dicendi atque pronum est hunc usum conferre cum Graecorum nominativo et infinitivo. *Alterum* genus eorum est, quae nascentem aliquam actionem eamque agentis condicionem nobis demonstrent, qua ipsa actio fieri ac perfici nondum coepta in eius animo ac voluntate versatur (verba consilii et voluntatis, animi propensi aut aversantis, cohortationis et dehortationis; congruunt cum iis enunciata

17) Quo certius possit discriminari utrumque genus pauca hic submittam exempla, in quibus *ut* cum coni. locum obtinet: *egone ut opem mihi ferre putem posse inopem te?* *Bacch.* 4, 3, 24. *ego illam anum irridere me ut sinam?* *Cist.* 4, 1, 10. *egone ut ad te ab libertina esse auderem internuncius*, *Mil.* 4, 1, 16. *mecum ut illa hic gesserit, dum tu hinc abes, negoti quidquam?* *Most.* 4, 3, 25.: qui locus tenerrimo tamquam filo seiungitur ab infinitivo: magis tamen se numquom id passum fuisse quam alteri sic censendi idoneam caussam non esse moniturus est; similiter: *meane ancilla libera ut sit?* *Curc.* 5, 2, 18. Oratorum sermo alia suppeditat exempla.

particulis *ut*, *ne*, *quominus*, *quin* exhibita). In quibus quum verbum finitum poni non posset, neque per se staret omnino ac suapte vi sustineretur actio, sed ex altera plane penderet, fieri non potuisse consentaneum est, quin soli infinitivo locus esset. Eademque ratio in omnibus linguis eorum verborum est, quae per se non plena, sed aliunde supplenda notione in omni sermonis genere infinitivum poscunt. *Tertium* denique genus est, in quo obiecti vera indoles sub infinitivo latere videatur. Horum trium generum exempla nunc colligam; non est autem, quod fines inter singula genera interdum dignosci aut vix aut non posse moneam.

I. *arbitrari*, *Amph.* 2, 2, 43. *optare*, *Aul. prol.* 11. *existimare*, *Bacch.* 3, 6, 19. *meminisse*, ib. 2, 4, 94. *Ep.* 5, 1, 52. *Mil.* 3, 1, 49. *Stich.* 1, 2, 2, 4. *scire*, *Asin.* 4, 1, 48. *Merc.* 3, 1, 24. 4, 1, 20. *Pers.* 1, 1, 6. 4, 4. 92. 5, 1, 10. 2. 71. *oblivisci*, *Most.* 2, 2, 56. *Pers.* 4, 7, 12. *Poen. prol.* 118. *immemorem esse*, *Pseud.* 4, 7, 3 [18]). *affectare*, *Bacch.* 3, 1, 10. *dicere et negare* *Bacch.* 4, 9, 115. *Cas.* 3, 3, 20. 5, 57. *Pers.* 3, 3, 27. *Stich.* 2, 2, 68. *Most.* 3, 1, 100. *polliceri*, *Men.* 2, 2, 37. *Most.* 5, 1, 36. 38. *promittere*, *Bacch.* 4, 8, 79. *Cas.* 2, 4, 9. *Cist.* 2, 2, 7. *Rud.* 3, 4, 73. *minari et minitari*, *Men.* 5, 2, 89. 5, 36. *Stich.* 1, 1, 21. *credere*, *Cas.* 2, 3, 53. *fateri*, *Bacch.* 4, 9, 90. *sperare*, *Stich.* 1, 2, 23. *aio*, *Cas.* 3, 5, 31. *Cist.* 2, 3, 63. *iurare*, *Cas.* 3, 5, 39. (paulo aliter adiecto infinitivo fut. temp. sine *esse*). *Pers.* 3, 2, 2. *Poen.* 1, 2, 148. *Rud.* 5, 3, 20. 23. *assimulare*, *Cist.* 1, 1, 98. *annuere*, *Curc.* 2, 3, 63. et cum inf. fut. *Bacch.* 2, 3, 9. *asserere*, *Curc.* 5, 2, 68. *affirmare*, *Pers.* 2, 2, 40.

II. *agitare* *Rud.* 4, 2, 31. *cogitare*, *Merc.* 2, 2, 45. *parare*, *Cas.* 5, 4, 14. *apparare*, *Asin.* 2, 4, 28. *paritare*, *Merc.* 3, 4, 62. *adornare*, *Ep.* 5, 2, 25. *animum inducere* [19]),

---

18) Haec verba, *meminisse, scire, oblivisci*, alia significatione sunt, si solum infinitivum et si praeterea acc. adsiscunt; hoc ad aliquid pertinet quod in memoria et cognitione iam adest, illud vero rem recordationi demum submittit. Quapropter aut in eum censum in quo sunt *tenere* sim. aut ad secundum genus referre praestat. In aliis verbis, ut *dicere, promittere*, sim., simul praes. inf. pro fut. positum infra diserte monebitur.

19) Neque tamen, licet haec verba alias cum part. *ut* iungi solita apud Pl. ea careant, Plautus idcirco huius particulae non amantissimus est. Omnia enumerare longum est; pauca deligam: *id unum ut*, *Most.* 1, 3,

Rud. 5, 2, 73. *om. animum*, *Amph.* 3, 2, 35. *exsequi*, *Merc.* 5, 2, 72. *persequi*, *Rud.* 3, 3, 4. *instituere*, *Bacch.* 4, 10, 7. *insistere*, *Capt.* 3, 4, 52. *persistere*, *Cist.* 2, 3, 39. *accuratum habere*, *Bacch.* 3, 6, 21. *occupare*, *Most.* 3, 1, 36. *Poen.* 1, 2, 107. *Pseud.* 4, 1, 15. *Rud.* 1, 4, 28. *Stich.* 1, 2, 32. *occupatum esse*, *Merc.* 2, 2, 17. *iubere*, *Asin.* 5, 2, 40. *experiri*, Capt. 2, 3, 65. *expetere*, *Cist.* 2, 3, 12. *Curc.* 1, 2, 11. *Mil.* 4, 6, 43. *Most.* 1, 2, 47. 3, 1, 97. *Poen.* 5, 3, 12. *Rud.* 1, 4, 20. 4, 2, 12. *gestire*, *Cas.* 2, 8, 35. *Men.* 3, 2, 21. *Mil.* 1, 1, 8. 5, 5. *abstinere*, *Curc.* 1, 3, 24. *Mil.* 4, 7, 26. *desistere*, *Rud.* 3, 3, 20. *mittere* et *omittere*, *Aul.* 4, 4, 24. *Pers.* 2, 2, 25. 3, 3, 26. 4, 4, 89. *praeterire*, *Merc.* 2, 3, 68. *eximere*, *Cas.* 3, 1, 3. *perdere*, *Bacch.* 2, 1, 50. *parcere* et *compercere*, *Bacch.* 4, 8, 69. *Ep.* 3, 4, 32. *Pers.* 2, 5, 11. *Poen.* 1, 2, 137. *quiescere*, *Most.* 5, 2, 51. *cessare*, *Curc.* 5, 2, 72. *Pers.* 1, 3, 32. 2, 2, 15. 4, 4, 3. 9, 6. *metuere*, *Pers.* 3, 3, 36. *vereri*, *Epid.* 1, 1, 39. *Mil.* 4, 4, 32. *temperare*, *Poen. pr.* 22. 33. 5, 2, 76. *odisse*, *Amph.* 3, 2, 19. *oblivisci*, *Poen. pr.* 118. *negligere*, et *negligentem esse*, *Merc.* 1, 1, 85. *Most.* 1, 2, 61. *occultare*, *Pers.* 4, 3, 23. *morari*, *Cas.* 3, 6. 19. *compescere*, *Bacch.* 3, 3, 59. *prohibere* [20]), *Curc.* 1, 1, 35.

---

121. *optimum esse ut*, *Trin.* 2, 3, 85. *tempus est ut*, *Mil.* 1, 1, 72. *ex re est ut*, *Ps.* 1, 3, 102. *sententia est ut*, ib. 145. *occasio est ut*, ib. 51. *hoc obtinere ut*, *Most.* 3, 2, 102. *paratum est ut*, *Mil.* 2, 3, 24. *officium ut*, *Most.* 1, 1, 27. *volo dicere ut*, ib. 1, 2, 38. *delatum et datum ut*, *Mil.* 3, 1, 202. *venit in mentem ut*, *Mil.* 4, 8, 48. *Curc.* 4, 4, 2. *nec verisimile loquere nec verum ut*, *Most.* 1, 1, 13. *cogere et subigere*, *Men.* 5, 3, 2. *Mil.* 4, 2, 15. *Most.* 3, 3, 14. 4, 2, 10. 5, 2, 52. *Pers.* 2, 2, 2, 12. *poenitet*. *Poen.* 1, 2, 72. *Bacch.* 5, 2, 63. *mereo*, ib. 65. *animum induco*, *Poen.* 4, 2, 55. *Stich.* 2, 2, 22. *promittere*, *Rud.* 4, 6, 13. *nuntiare*, *Poen.* 5, 2, 158. *laborare*, *Stich.* 1, 3, 52. *aequum*, *Rud.* 4, 7, 4. *si ita est ut tu sis*, *Poen.* 5, 2, 112. *censere*, *Merc.* 2, 4, 15. *studere*, *Poen.* 3, 1, 72. (Non in eundem censum referri potest: *exspectare*, *Trin.* 3, 3, 6. quoniam hoc verbum, quod vix opineris, etiam apud alios scriptores eandem sequitur structuram: *Cic. Cat.* 2, 12, 27. *Rosc. Am.* 29, 82. *Liv.* 9, 32. cf. *Doederl. lat. Syn. u. Etym.* 3, 57. *Reisig lat. Sprachw.* v. *Haase* p. 789). Interdum utitur in his etiam particula *si*: *Poen. pr.* 12. 4, 2, 99. *Mil.* 3, 1, 18. 99. *Most.* 1, 1, 13.

20) Quae hoc verbum subsequi solet particula *quo minus*, rarissime legitur apud Plautum. Contra particulae *quin* amantissimus est: *veto quin*, *Curc.* 1, 1, 33. *non possum quin*, *Trin.* 3, 2, 82. *nequeo quin*, *Mil.* 4,

III. *tenere*, *Bacch.* 4, 4, 10. *Merc.* 1, 1, 52. *facere*, *Ep.* 3, 3, 31. *Pers.* 2, 2, 42. Verum tamen paucissima sunt, et, quum *tenere* eandem, quam supra posui, normam sequi possit, omnia ad notionem faciendi redeunt; eiusdem exempla sunt quae apud Horatium (*Ep.* 1, 7, 28.) et Virgilium (*Aen.* 2, 538.) leguntur, plura et alia apud Ovidium, de quibus vide *Bach.* *ad Met.* 10, 200, Pertinent huc etiam hi loci: *tuum conferto amare semper*, *Curc.* 1, 1, 28. *totum insanum amare*, *hoc est*, *quod meus herus facit*, ib. 1, 3, 21.

8, 32. *Men.* 1, 3, 8. *Pers.* 5, 2, 43. cf. 4, 4, 59. *Stich.* 2, 1, 30. *non amittam quin*, *Stich.* 1, 3, 33. *non depellor quin*, *Trin.* 3, 2, 14. *nequeo continere*, *retineri*, *abstinere*, *durare quin*, *Rud.* 4, 4, 28. *Trin.* 3, 2, 15. *Men.* 2, 1, 28. 5, 9, 65. *Pers.* 1, 1, 12. *Mil.* 4, 6, 35. *haud causa est quin*, *Most.* 2, 2, 5. *Rud.* 5, 3, 41. *neque potest quin*, *Mil.* 3, 1, 6. 100. 2, 2, 107. *numquam fiet quin*, *Stich.* 5, 5, 13. *numquam me vinces quin*, ib. 15. *non faciam quin*, *Mil.* 2, 3, 12. 5, 63. *non desistam quin*, *Rud.* 1, 4, 9. *numquam deterrebor quin*, ib. 2, 4, 16. *vix reprimor quin*, *Mil.* 4, 8, 58. *Most.* 1, 3, 46.

VIII.

Synonymorum libellus.

Magna fruimur aetatis nostrae felicitate, qua omnia litterarum genera in dies magis ab externa variarum rerum collectione ad plenam iustaeque mensurae artem perveniant, atque, quae olim nullo interno nexu copulata videbantur nunc ratione et arte composita et nexa appareant. Verumtamen in amplissimo litterarum omnium spatio multa etiamnunc restant, quae quamvis pertineant ad colendas litteras neque ullo modo abesse possint, tamen ipsarum arte atque doctrina complecti non liceat. Est quidem, ut de hoc nunc dicam, linguae ratio quaedam atque disciplina, quae suo ordine tradi potest; verum immensa illa copia ac praestantissima, quae est linguae humanae materies, in qua summa omnium cogitationum atque sententiarum vis inest atque ubertas, non comprehendere potuit quisquam umquam nisi externo quodam eoque satis debili et manco litterarum ac syllabarum ordine. Hinc exstitere, qui ad etymorum rationes acute quidem inventas satque expensas, tamen valde dubias et incertas, meliore utique via lexica struerent. His autem condendis propinqua sunt eorum studia, qui in eruendis verborum propriis significationibus diversitatem potius sequerentur quam consensum. Neque potest vero quicquam ad indolem generis humani populorumque ingenia penitus cognoscenda maius atque gravius excogitari aut inveniri, nisi linguarum perscrutatio atque intima eius quid cuique proprium quid alienum sit investigatio. Ea autem omnino duplex est. Altera pertinet ad formas verborum, altera ad materiem; illa continetur ars grammatica, quae habet duas quidem partes, quarum illa verborum formas, qualia per se sunt, haec qualia sunt secum iuncta atque nexa contemplatur; utramque tamen ita demum diversam, ut neque altera sine altera esse, neque haec cum illa non arctissime coniungi queat; id quod hodieque desiderari magis quam fieri videmus. Verum altera illa quae ad materiem spectat vix habet disciplinae formam eamque propemodum respuere videtur, itaque

in variis variae doctrinae libris satis utilibus ac necessariis comprehensum est. Possumus autem in hac parte iterum duplicem ingredi viam; aut enim verba quid per se sint atque significent videbis; haec est lexicographorum opera; aut quam habeant inter se cognationem atque affinitatem notionum et sententiarum docebis, unde quicquid animo ingeniove complexi sint populi, qua vel copia vel inopia fruantur verborum atque sententiarum, quam denique habuerint animi universam condicionem, nobis patefieri possit. Longe maior itaque atque fructuosior haec opera est quam eius qui alienae linguae vocabula sui sermonis aptissimis reddere atque unam vocem alia quadam, numquam vero prorsus eadem, resarcire conatur. Reperies enim, quemadmodum neque duo folia prorsus aequalia monstrabis, vix duo esse duarum linguarum vocabula prorsus et notione et ambitu secum conspirantia; quare qui synonyma diversarum linguarum esse omnino verbis reddenda iudicant, parum recte illi quidem faciunt. Hoc vero non ita dictum volumus esse, quasi non multa unius linguae verba cum iisdem alterius in oratione ipsa apte componi atque istis reddi possint. Verum saepe accidit singulis locis, ut in hac lingua pluribus verbis aut alia verborum forma exprimenda sint quam in illa; in hac autem re maxime omnis verae interpretationis virtus versatur. Itaque fit, quod unum prae ceteris moneam, in latino sermone ut eae notiones quae alias uno verbo dici possunt pluribus [1]) exhibeantur; neque paene umquam in ulla lingua maior sit figurae ἓν διὰ δυοῖν atque synonymorum cumulatorum usus quam in latina. Exemplum huius rei affero insigne quoddam, quod est in Ciceronis pro Murena cap. primo: *Quae deprecatus a diis immortalibus sum — eadem precor — ob eiusdem hominis consulatum una cum salute obtinendum et ut vestrae mentes atque sententiae cum populi Romani voluntatibus suffragiisque consentiant, eaque res vobis, populoque Romano pacem, tranquillitatem, otium concordiamque afferat.* Non id solius oratoris proprium est cumulare eiusdem notionis verba; est potius universa

1) Nihil melius in hanc rem afferri potest quam ipsum Ciceronis testimonium in *Tusc. Disp.* 2, 20, 46 : *Nihil enim habet praestantius, nihil quod magis expetat, quam honestatem, quam laudem, quam dignitatem, quam decus. Hisce ego pluribus nominibus unam rem declarari volo, sed utor, ut quam maxime significem, pluribus.*

latini sermonis indoles, quae quidem oratoris naturae ipsa per se maxime favere videtur. Neque tamen rhetorica illa vis extremis quae ibi leguntur verbis inest, qualis inesset nostro, si adeo cumulare vellet, sermoni; est haec latinitatis proprietas, ut quum abstracta et nudata magis potestate sint quam plena atque ubere, duae modo voces unam notionem penitus exprimere possint. *Pacem* igitur externam esse rem patet, *tranquillitatem* imagine a mari ducta in nobis sitam, *otium* redundare vides ex pace, *concordiam*, utroque firmatam adiutamque, esse conspirationem omnium ordinum ad defendendam libertatem, ut habet Cicero ad familiares 12, 15. Quodsi latino sermoni verba quaedam essent propria satisque rem significantia, nulla talis foret cumulandi necessitas. Verum quum ex usu verborum peculiari vi praeditorum ad communes notiones universasque sententias ventum esset, hae translatae non eandem habebant et propriam potestatem, atque cumulatis demum pluribus simillimis verbis vera exhibebatur notio. *Pax* autem constituta factaque est, convenit de ea inter homines, exstat per hominum voluntates atque decreta, non per se, non suapte vi orta; *tranquillus* is animi status est, qui non prodit ullam turbatam speciem, in quo non cernitur motus quidam et cupiditas, quae non integrum placidumque admittunt vultum; *otium* eius est, qui nullo neque publico neque privato impedimento a quiete vitaque laboribus carente abstrahitur, continеturque huius vocabuli vis in tanto privatae publicaeque vitae discrimine, quanti vestigium apud nos vix ullum est; *concordia* denique si vera esset perfectaque animorum conspiratio, neque vero ille externus consensus, cui motus ac turbae non insunt, hac una voce in fronte posita toto genere defungi potuit scriptor. — Sed inest in eadem periodo aliud eiusdem rei exemplum, illud dico, quod *mentes atque sententiae* — *voluntatibus suffragiisque* opponuntur. Nemo erit, qui horum rhetoricam vim non agnoscat. Quae enim iudici mens est, qua cognoscit atque decernit, ex qua proficiscitur ipsius sententia, certa quadam forma mentem illam exprimens, eadem est populi voluntas, quam prodit suffragio ferendo. Igitur mens et sententia, atque voluntas et suffragium ita sibi respondent, ut interna quaedam res formae exteriori vel ut communes singulis rebus; quas quum acerrimo semper studio seiungat latinitatis lex, hanc veram et peculiarem deprehendimus Romanorum cogitandi rationem. Mentem aperire dici aliquis potest,

sed penitus cognoscitur tum universa eius sentiendi indoles, sententia vero non opposita vere est enunciationi, est potius mentis in singularem aliquam rem intentae certa significatio. Mentem fronte tegere non possumus, verum sententiam; mentem si mutamus, prorsus aliam induimus naturam; sententia animi vel certa est voluntatis propensio vel talis persuasio, quam sine culpa nostra abiicere non licet, mens vero animi universa inclinatio est atque quidam eius quasi sonus. Voluntates eadem ratione non sunt singula quaedam vota atque desideria, sed inest uniuscuiusque sua agendi atque cupiendi indoles, unde pluralis eius numerus apte locum habet. — At relinquamus haec, post eundem in locum ut recurramus; plana sunt quae dicere volui atque vos quibus potissimum haec scripsi, discipuli mei, facile memineritis quae monita sint, quum legebamus aut in *Cic. pr. Rosc. Am.* 16, 48. summam laudem Sex. Roscio vitio et culpae dedisse. 19, 53. explicare omnia vitia atque peccata filii; aut in *Taciti Agricola* c. 33. finem Britanniae non fama nec rumore, sed castris et armis tenemus, et ibid. paullo ante: octavus annus est, ex quo virtute et auspiciis imperii Romani fide atque opera vestra Britanniam vicistis. Ideoque nemo latinitatis satis gnarus mirabitur eum, qui hodie latine scribens quae nos una voce possumus explicare eadem illic saepe duabus exhibere debeat, neque tamen in tautologiae reprehensionem incurrat.

At, quaeret fortasse quispiam, quo iure haec omnia synonymorum generi adiungis? Meo, inquam. Quid enim est synonymum? et quibus denique finibus continetur hoc genus? Illud varie dicunt, hi certi non sunt; ego sic existimo. Triplex synonymorum et nomen et genus est. Primum pono illud, de quo praecepit Aristoteles in categoriis, quod habet nomina genere tantum et specie diversa, quippe quum haec in illo necessario semper inesse debeat. Secundum genus nascitur in illa linguae aetate, qua praeter vulgares usitatasque notiones et voces alia desiderantur rebus quibusdam sive in arte sive doctrina sive in altiore vitae genere obviis propria nomina; quemadmodum ipse Homerus multarum rerum duo nomina novit, alterum quidem humanum, alterum vero divinum. Haec autem ipsa nominis quasi divinitas est, qua differunt artium atque doctrinarum nomina ab appellationibus usu vulgari tritis. Accedimus denique ad tertium genus et quidem illud, de quo nunc ipsum quaerimus. Qua in re qui

synonyma esse omnino negarunt, recte quidem illi fecerunt, si rem ita intelligis, synonyma verba esse prorsus idem significantia, quae idcirco liberam semper sui optionem praebeant. Nam non easdem sed similes atque cognatas notiones comprehendunt; eae autem frequentiores sunt aut rariores in eisdem rebus pro varia linguarum indole; denique eadem utriusque linguae synonyma quamquam similem habent significationem, tamen et ipsa pro singulari illius linguae indole et virtute aliena et inter se diversa esse possunt. Quae si accuratius perscrutaberis, universam uniuscuiusque linguae rationem rectius demonstrabis.

Iam vero in quibus rebus maior inerit linguarum et consensus et dissensus; utrum in externis rebus et quae corporum sunt significandis an in iis quae internae magisque animi ac sensuum sunt? Uti hae priores fere sunt, ita etiam maiora habent originis indicia atque multo magis ab una lingua in alteram propagantur; illae vero adultiore demum sermonis aetate nasci solitae magis propriae sunt atque peculiares. Quamobrem nunc aliquot huius generis exempla proponam, unde plana fieri poterit Graecorum Romanorumque eas notiones verbis et exprimendi et distinguendi diversa ratio. Etenim multa hoc libello persequi tam esset irritum quam omnia tractare lexicographorum operam exaequaturum esset.

Videmus igitur plures esse internae hominis naturae appellationes; Graeci distinguunt fere νοῦς, ψυχή, φρήν; his respondent Romanorum *animus*, *anima*, *mens*. Ac progrediebantur fere ab externis quibusdam et sensu percipiendis rebus, quae moverent aliquo modo animum; aut exprimebant sensibile quoddam sed altius vitae signum, quale in spiritu est quem ducimus. At hic deprehenditur ipsa utriusque linguae discrepantia; etenim quod initio quidem universae rei significandae inserviret, id postea unam quandam eius partem vel actionem complectebatur, eamque pro linguae per temporum vicissitudines variata indole diversam. Hinc *spiritus* et ψυχή verba ab eadem origine profecta aliam mox induerunt naturam; *spiritus*, praeterquam quod ibi rectissime est, ubi vivere hominem dicimus, qui spirat, et spirare qui vivit (*Quinct. inst. or.* 5, 9, 6.) atque de aliis rebus adhibetur, quibus graece πνεῦμα aptius videtur, ut de omnibus ex interno corpore patefactis sive respirandi sive suspirandi sive voces sensusque alte proferendi motibus, etiam tum respondet τῇ ψυχῇ, quum est vitae conservator et quasi parens. *Ov. Trist.* 3, 61. morte carens

vacuam volat altus in auram spiritus. *Virg. Aen.* 4, 336. dum spiritus hos reget artus. Deinde est ipse vitae animique omnis auctor et rector, sive in homine sive in mundo sit. *Virg. Aen.* 6, 724. spiritus intus alit. Et quoniam favore nostro atque indulgentia non solemus amplecti corpus hominis vel spiritum sed eundem ipsum qualis est singulari conditione interna, hinc etiam personam quandam hominis indicat. *Vell. Paterc.* 2, 123. subrectus conspectu alloquioque carissimi sibi *spiritus*, ubi Tiberium dicit. Simillimum est Graecorum φίλη ψυχή in ipso personae alloquio. Tum vero suam utraque lingua viam ingreditur, Graeca eandem vocem vitae quotidianae nutrimento et appetitui simulque altiori sensui exprimendo vel audaciae vel superbiae tribuit; latina huic soli, illi vero non. Denique quae latine dicitur defuncti *anima*, ea graece ψυχή nominatur. Nam quum Graecis liceret vocabulo ψυχή integram atque totam animi naturam qualis per se est atque etiam abiecta corporis forma manet exprimere, non idem fieri poterat apud Romanos, qui non fere nisi abstractam quandam eius rei notionem haberent. Adeoque conspirat cum *animo* latinorum, quum utriusque ratio ea sit, ut omnium libidinum atque cupiditatum sedes dicatur; vide quae affert *Frid. Iacobs. ad Theocrit.* 8, 35. edit. *Wüstemann.* — Itaque quemadmodum ab eadem profectae origine voces mox tamen diversa indicant, sic videmus universam sermonis humani indolem ab iisdem fere primordiis prodire, neque vero diu in iis consistere, quippe quum suam mox viam incedat. Est autem animi duplex quaedam agitatio, altera quidem recipiendo, altera agendo tenetur. Hinc distinxere Graeci inter νοῦς et φρήν, cui accedebat universae animi humani naturae notio ψυχή. Latini eandem diversitatem non tam admiserunt in nominibus illis quam in verbis: *cogitare* et *sentire*. Illud agit, movet, impellit, ex homine transit in res; hoc ex rebus transit in homines, recipitur intus atque alitur. *Sentire* igitur et *dicere* vel *eloqui; cogitare* et *agere* sibi invicem opponuntur. *Quinct. inst. or.* 3; 6, 4. quos recte sensisse, parum elocutos puto. Ib. 9, 4, 147. cura magna, ut sentiendi atque eloquendi (alii habent male: loquendi) prior sit. Porro quum necesse sit loquentem prius consuluisse id, quod dicturus esset, *cogitare* opponitur et *loqui*, *scribere*, *agere*. *Plaut. Merc.* 2, 3, 10. neque quid loquar cogitatum est. *Terent. Heautont.* 3, 3, 46. quid facere cogitas. *Cato de re rust.* 3. cogitare non oportet, sed facere oportet. Quin in his

ipsa agendi notio omittitur: *Cic. ad Att.* 16, 2. in Pompeianum cogitabam. 9, 1. Lepidus cras cogitabat. Recte autem procedit oratio, quamquam gradatione inversa, a superiore et graviore pergens ad inferius, quum legimus *Cic. de orat.* 1, 51. velle, cogitare, sentire, opinari. Cogitamus omnino quae sponte aut agenda aut loquenda nobis sumimus; efficere studemus aliquid atque efformare animo, unde nanciscitur saepe recordationis quae sponte fit notionem. *Tac. Agr.* 32. cogitate maiores et posteros, ubi eodem iure accusativum rei a voluntate nostra prorsus aptae poni vidimus, quem occupavit simili in loco *recordari* ibid. eod. cap. *Dial. de orat.* 2. cogitat tantum Catonem. Quare et personae et rei accusativum merito huic verbo adiungere licet, denique non tam infinitivo quam coniunctivo praecedente particula favet. Sed sunt loci quamquam pauci, in quibus, quum animi tui propensio atque voluntas non satis certo fine seiungi possit ab agendi consilio vel ipso facto, utrumque *sentiendi* et *cogitandi* verbum commutatum videtur. Id factum est minus *Cic. Cat.* 6. Carthagini male iam diu cogitanti bellum multo ante denuncio, quam in iis quae scribit Antonius ad Ciceronem in *epist. ad Att.* 14, 13. si humaniter et sapienter et amabiliter in me cogitare vis facilem profecto te praebebis, ubi sentiendi et agendi notiones in unam cogitandi notionem contractae videntur. Hinc tantummodo *Domitiani saeva cogitatio* dici potest *Tac. Agr.* 39. Cogitat igitur aliquis semper, quod acturus sit atque unde commodi aliquid ad ipsum redundet; non eius finis et pretium in ipso inest cogitando, sed extra illud in re aliqua cogitata vel acta situm. Quare hoc sensu non potest vim verbi nostri *denken* aequare, certe non aliter, nisi quatenus illud est paene idem quod *vorstellen*. *Cic. Acad.* 4, 12. nihil agens ne cogitari quidem potest quale sit.

Quam diximus differentiam esse inter *cogitare* et *sentire*, eadem paene inter *νοῦς* et *φρήν*, inter *animus* et *mens* est; sed quum ea distribuant veteres linguae, alia rursus notio est huic proxime cognata, quae, quum duplice utatur nomine apud nos, apud veteres uno tantum eodemque verbo nominari potest (fühlen — empfinden; sentire, *αἰσθάνεσθαι*), quorum hoc ad prius nostrum, illud ad posterius maiore vi se applicare videtur. Ac vere, si contemplamur utriusque rei naturam, *empfinden* est recipere sensibus omnes qui extrinsecus nobis veniant motus atque affectus;

fühlen internum qui inde redundat animi nostri statum magis declarat, quare ex illo (sentire) cognitio (sententia), ex hoc (*αἰσθάνεσθαι*, derivatum quidem proxime ab externi sensus significatione, *αἴω* audio, sensu percipio) omnis cupiendi atque appetendi ratio prodire videtur. Nonne autem videtur suae utraque vox genti maxime propria esse atque eius indolem exprimere? Eodem modo alia nascuntur singulis linguis verba, quorum necessitatem vix ullus alius sermo agnoscere videtur. Ita *ingenii* vocem effecit Romanis opposita proxima *artis* notio; quae si non omnino gravissimam nacta esset in Romanorum vita potestatem, neque altera vox, a qua maxime discriminari solet, umquam desiderata esset. Haec enim denotat, quod alicunde cognitum vel apprehensum vel conciliatum est; illud effert, quicquid natura nobis ingenitum suapte vi proficitur.

Sed redeamus ad graeca substantiva *νοῦς*, *ψυχή*, *φρήν*. Iam diximus *ψυχήν* esse vitae omnis fontem; idem autem dici potest *νοῦς*, sed illa quatenus vitam ipsam alit atque plena integraque omnium sensuum complexione continetur (Seele), haec tamquam cognoscens atque summa rerum humanarum divinarumque momenta comprehendens (Geist). Quod si sequeris, vere quidem, ut facile intelligitur, *ἡ ψυχή τὰ ὄντα πώς ἐστι πάντα*, ut praeclare monuit ipse Aristoteles *de anima* 3, 8. Sed ex altera parte etiam *νοῦς* omnia complevisse atque tenere iam dici bene poterat; quod non poterant accommodate reddere Romani, nisi si animam mundi nominarent. Iterum deprehendimus Graecorum notiones et verba magis plena atque stabilia (concreta), Latinorum magis nuda atque alicunde nexa (abstracta). Sed ut paullo ante monitum a me est, non est eadem cuiusque verbi notio per omnes linguae vicissitudines, quemadmodum apud Homerum *ψυχή* nondum exstat altiore illa atque a ceteris seiuncta significatione, sed ut externae vitae documentum, inprimis ibi ubi fiducia sui regit animum ideoque cum *μένος* et *θυμός* apte conciliari potest. *Hom. Il.* 5, 296. 8, 123. 315. 11, 334. *Od.* 21, 154, 171. Itaque et ipsam vitam atque id temporis spatium indicit, quo eius spiritum ducere licet, appositum simillimo *αἰών* *Hom. Il.* 16, 453. *Od.* 9, 523. Restat, ut hoc semel certe moneamus: omnes has notiones non certis finibus circumscribi ita, ut non altera alterius notionis vices occupare possit, atque in duabus linguis ut non eiusdem verbi prorsus eadem notio insit, atque omnes tantum in unam compre-

hensae notiones veram integramque animi naturam exprimant, quippe quum neque partibus dividi neque uno vocabulo integra eius vis satis comprehendi possit.

Quod si iam in comparationem vocamus Graecorum *νοῦς* atque Latinorum *animus*, utraque vox latissimo usu valere videtur; respondet autem fere nostro *Sinn*, cuius originem ab externo sensu repetendam esse apparet. Verum vernacula lingua singulas eius actiones motusque diversis potius nominibus (Herz — Gemüth — Gesinnung) indicat, quae quum minus sentirentur aut certe distinguerentur in populari veterum vita, diserta nomina vix desiderabantur. *Animus* proprie nihil aliud fuisse videtur quam spiritus, ut qui etymon respexerit videbit; sed neque hic neque in reliquis etymorum rationes multum curamus, quippe ex quibus non nisi ad primam vocis cuiusdam notionem aliquid elici posse nobis quoque persuasissimum sit (Naegelsbach exc. ad *Hom. Iliad.* p. 154); quid deinde significaverit, id ex usu quaerendum est. Atque quum primo proxime cohaereret cum *anima*, mox tamen discrepabat ab illa. Anima manebat etiam in morte atque evolavit e corpore; animus qui est ut *νοῦς* singulis quibusque proprius, non universus, cuius non ipsam naturam, sed actiones atque motus spectamus, hominis est sive agentis sive cogitantis aliquid sive sentientis vel efflagitantis. Immortalis est, non solum in hac vita diuturnus, permanet enim in anima post hominis obitum. *Mens* vero, cuius compotem nos facit natura, excolli potest, servari atque rursus amitti; ea autem summa quasi atque paene divina animi universi gubernatrix est. Quare animus mentis esse potest, atque rursus animi mens, atque animi mentes per pluralem numerum dici possunt; mentes enim recte dici supra monitum est, quemadmodum Romani pro sua insigni ab ipsis rebus abstrahendi facultate per pluralia efferre solent complures unius rei actiones. Unum affero exemplum; plura post indicabo. *Liv.* 37, 45. animos, qui nostrae mentis sunt, eosdem in omni fortuna gessimus gerimusque. Atque mens omnino potior animo est atque excelsior et eius imperium tenens; solet igitur si utrumque copulatur illa huic antecedere. *Caes. bell. gall.* 1, 39. *bell. civ.* 1, 21. *Virg. Aen.* 6, 11. *Terent. Andr.* 1, 1, 137. *Gell. N. A.* 2, 1. 15, 2. Mens animi (*ψυχῆς ὁ νοῦς*) sic dici rectissime potest, ut totius rei pars quaedam exprimitur; videtur tamen magis poesis esse quam orationis prosariae, vide *Plaut. Cistell.*

2, 1, 6. *Epid.* 4, 1, 4. *Lucret.* 3, 616. 4, 758. 5, 150. *Catull.* 64, 3. Animus fert nos atque ad agendum impellit ubicumque cogitationi locus non est in rebus levioribus; mens regit atque administrat. Vide illud in *Horat. Epist.* 1, 14, 8. tamen istuc mens animusque fert; hoc in *Cic. de nat. deor.* 1, 2. deorum mente atque ratione omnem mundum administrari et regi. Hinc indulgemus animo, ubi pro lubitu agere licet; atque animi compos est qui ex arbitrio ac voluntate decernit, sed qui a mente decedit, amens est. Inclinare vides itaque mentem ad cogitationem et ad omnia agendi consilia, animum ad voluntatem (vid. *G. H. Grauert. anal. hist. et philolog.* p. 46.); quae lubens atque facilis conaris, ea cum animo agis; quae invitus facis, tantummodo quod sana videantur tibi aut necessaria, ea ex mente agis. Quapropter in omnibus rebus, ad quas perficiendas singularis quaedam requiritur animi fortitudo atque constantia, mente ea agi dicemus. Satis igitur certo discrimine, neque inter se commutata haec verba posuit Caesar in *bell. gall.* 3, 19. ut ad bella suscipienda Gallorum alacer et promptus est animus, sic mollis ac minime resistens ad calamitates perferendas mens eorum est. Pari modo apud Graecos *νοῦς* est regens atque gubernans, *ψυχή* vero vigorem omnem atque vitae alacritatem praebens, quare has notiones sibi invicem adiungentes nectuntur saepius; *Plat. Cratyl.* p. 400, A. *καὶ τὴν τῶν ἄλλων ἁπάντων φύσιν οὐ πιστεύεις Ἀναξαγόρᾳ νοῦν τε καὶ ψυχὴν εἶναι τὴν διακοσμοῦσαν καὶ ἔχουσαν.* Atque *νοῦς* internus ille animi sensus est, qui quicquid per externos sensus perceperis recipiat, ita ut tum demum eius quod cadit in sensum conscius evadas. Eam rem praeclare, quamquam aliis verbis usus, proposuit *Plutarch. de solert. anim.* p. 961, A. *ὡς τοῦ περὶ τὰ ὄμματα καὶ ὦτα πάθους, ἂν μὴ παρῇ τὸ φρονοῦν, αἴσθησιν οὐ ποιοῦντος.* Possunt autem inde derivari atque explicari reliquae eiusdem verbi formae, inter quas primum est *νοεῖν*, praeditum et ipsum proxima cernendi significatione; tamen etiam tum inest: videre id quod non quaesiveris, quod cadit in sensum tibi, non prodit ex animo aut arbitrio tuo; *Hom. Il.* 4, 200. *τὸν δ' ἐνόησε ἑσταότ'.* *Od.* 24, 61. *ἔνθα κεν οὔτιν' ἀδάκρυτόν γ' ἐνόησας.* Adiungantur huic composita *διανοέω*, *ἐννοέω*, *κατανοέω* et quae ex his formata nomina substantiva sunt. Horum discrimina autem in praepositionibus insunt: *διανοεῖν* est ita rem cogitare, ut ad finem pervenias, consulere, deliberare, certissima actionis

mox sequuturae indicatione; ἐννοεῖν commorari in ipsa cogitatione, cognitionem ex eadem quaerere, saepiusque etiam agendam rem adeo considerare, ut faciendane an omittenda sit haereas; κατανοεῖν consilium quoddam vel mentis agitationem in suos usus convertere, contemplari atque observare. Priorum duorum verborum etiam substantivae reperiuntur formae διάνοια, ἔννοια, a tertio vero nihil eiusdem plane generis (nam κατανόημα et κατανόησις aliam viam sequuntur), idcirco quia aut proxime aliquid spectant quod perficiendum sit, aut certe res quae iis subest sive actio exprimi potest. Actio autem et id quod ea efficitur veteribus linguis eadem voce exhiberi solet. Ac primum illud διανοεῖσθαι medii generis formam fere habet significatui aptissimam, atque pro sua notione coniungitur nude cum infinitivo: *Lucian. dial. deor.* 2, 1. τὶ δέ σε μέγα ἠδίκησα, διότι με καὶ πεδῆσαι διανοῇ. *Plat. Gorg.* p. 472, D. ἄλλο τε ὡς οὕτω σου νομίζοντος διανοώμεθα. πάνυγε. Itaque διάνοια pariter argumentum significat atque consilium: *Plat. Phaedr.* p. 228, D. τῷ ὄντι γὰρ παντὸς μᾶλλον τά γε ῥήματα οὐκ ἐξέμαθον. τὴν μέντοι διάνοιαν σχεδὸν ἁπάντων δίειμι. *Lys.* p. 205, A. οὔ τι τῶν μέτρων δέομαι ἀκοῦσαι, οὐδὲ μέλος, εἴ τι πεποίηκας εἰς τὸν νεανίσκον, ἀλλὰ τῆς διανοίας. *Ion.* p. 530, B. καὶ τὴν τούτου (Ὁμήρου) διάνοιαν ἐκμανθάνειν, μὴ μόνον τὰ ἔπη ζηλωτόν ἐστιν. ibid. C. τὸν γὰρ ῥαψῳδὸν ἑρμηνέα δεῖ τοῦ ποιητοῦ τῆς διανοίας γίγνεσθαι τοῖς ἀκούουσι. *Crat.* p. 416, B. *Isocr. Paneg.* p. 51 edit. *Steph.* atque ibidem p. 57 et 67, quae loca nominatim hic afferre non lubet. Notabimus vero pauca de reliquis; ἐννοέω *Plat. Crat.* p. 411, C. λέγω δὲ ἐννοήσας πρὸς πάντα τὰ νῦν δὴ ὀνόματα; ib. p. 501, E. ἐννενόηκά τι σμῆνος σοφίας. Ex iis autem quae supra diximus metuendi quaedam significatio in hoc verbo apparet, quare saepe coniungitur cum μή, *Xenoph. Anab.* 3, 5, 3. ἐννοούμενοι μὴ τὰ ἐπιτήδεια, εἰ καίοιεν, οὐκ ἔχοιεν ὁπόθεν λαμβάνοιεν, itemque ibi 4, 2, 13. 5, 9, 28. extr. (edit. Krüger.). His addatur *Plat. de republ.* X. p. 609, C. καὶ ἐννόει μὴ ἐξαπατηθῶμεν, ubi similia adscripsit Stallbaum. Denique unum exhibemus verbi κατανοεῖν exemplum, quod omnium instar sit. *Plat. Crat.* p. 411, C. οὐ κατενόησας ἴσως τὰ ἄρτι λεγόμενα. At revocanda sunt, antequam progrediamur, vocabula ἐννοεῖν proxime cognata: ἔννοια et ἐν νόῳ ἔχειν, utrumque et notione ac vi simil-

limum.

limum. Ac statim occurrit illud Xenophontis ubi exorditur Cyri institutionem: ἔννοιά ποθ' ἡμῖν ἐγένετο. Non est igitur cogitatio, in qua commoramur diutius sed in quam fere incidimus semel; extrinsecus vel per alias cogitationes affertur nobis, eadem autem si prosequimur cogitatione nostra consiliove, ex ἐννοίᾳ fit διάνοια. Maxima igitur verborum similium differentia versari videtur in graeco sermone circa illud, ut fons et exitus, materies ex qua nobis res aliqua obviam fit aut forma qua eam indui volumus, origo aut consilium significetur. Alia latinitatis gravissima ratio est. Hi habent *in animo habere* (*Cic. pr. Rosc. Am.* 18, 52. 21, 58.), *in animum inducere*, *animum advertere* sim. non aliter atque Graeci illud ἐν νόῳ ἔχειν, τὸν νοῦν ἔχειν, alia. Licet autem νοῦς propriam hominis cuiusque sentiendi agendique rationem significet, vix tamen ei tribuenda est illa quam lexicographi habent notio potestatis ingenii cogitationisque universae. Provocant autem inprimis ad Euripidis Phoenissas v. 1427. τὸν νοῦν πρὸς αὐτὸν οὐκ ἔχων, ἐκεῖσε δέ, ubi non minus illud latinorum *animum advertere* inest quam in iis exemplis quae collegit ad illum locum Valckenarii industria. — Proponamus denique quatuor illa nomina *mens*, *animus*, *spiritus*, *ingenium*, uno quodam et illustri exemplo: *scriptoris* mens dicitur de sententiis eius atque rebus quae insunt; animus de consilio ac fine quem sequitur, de voluntate atque sentiendi ratione; spiritus de tenore universo orationis, de sublimitate, impetu, vi atque alacritate, quibus fruitur; ingenium denique de ipsa eius primaria indole atque virtute, qua utitur sive in sententiis sive in verbis.

Sed ne subtilius agere nunc videar quam utilius, alia paucis percensebo latina nomina illis proxime cognata. Primum sunt: *arbitror*, *opinor*, *reor*; deinde *censeo*, *puto*, *credo*, *existimo*. Brevi horum discrimina enarrabo. Quae priore loco posui, ea re omnino distinguuntur ab illis quae subsequuntur, quod deponentis generis formam habent. Eorum autem activae formae non paene nisi antiquissima linguae aetate reperiuntur, maxime apud Plautum, qui primas verborum notiones vel integerrimas et verissimas servavit. Hac in re teneo illud, quod disputavi in commentatione de participiis p. 27, cuius me nondum poenituit, etsi plures exinde eam rem explicuere verbis magis quam re ac sententia discordantes. Significant ergo magis condicionem ex actione proficiscentem quam actionem ipsam; atque ita fit, ut multo saepius

absolute ponantur, reliqua vero magis addito eo, quod illi actioni obiectum est. *Arbitrari*, non male derivatum ab *ar* (ad) et *bitere* (ire), gravius est primum quam *opinari*, Graecorum *οἴεσθαι*, quae passiva forma est verbi *οἴω fero*, ergo ferri ad aliquam opinionem vel sententiam, non adduci veritate eius aut ipsa sensuum perceptione; in illo plus certi inest, in hoc parum probabilitatis; *arbitratur* is qui suis ipse sensibus aliquod habet rei testimonium atque cuius enunciatum aliquod veritatis adminiculum est, *opinatur* qui assentitur parum percepto (*Cic. Acad. pr.* 2, 48, 148 his ipsis utitur verbis), qui accipit id, quod non verum, sed vero tantum simile est, qui sperat, cum quo verbo saepe iungitur ut Quinct. Pr. 4., denique (ut supra iam vidimus interesse inter *cogitare* et *sentire*) arbitrari aliquis dicitur aliquid sensu plane activo, inprimis apud Plautum *Capt.* 2, 1, 24. secede huc procul, ne arbitri dicta nostra arbitrari queant, ubi non solum est auscultare et observare, sed potius testem esse atque testificari rursus. *Bacch.* 3, 6, 41. Si pergis parum mihi fidem arbitrarier; atque in illis quae simul etiam activae formae exempla sunt: *Epid.* 2, 2, 82. continuo arbitretur uxor tuo gnato. *Pseud.* 4, 2, 57. te si arbitrarem dignum, misissem tibi. *Stich.* 1, 2, 87. probiores credo arbitrabunt, si probis narraveris. (Activae formae verbi *opinari* exstant in fragmentis Ennii atque Plauti, et participiorum *Suet. Caes.* 60. *Quinct. inst. or.* 1, 4, 21.). Quare quum verbum *arbitror* omnino oppositum id habeat, quod omnes sciant, in quo omnes consentiant, *opinari* id quod quis rationibus atque argumentis evincere potest, iam illius vocabuli solemnis quidam usus erat etiam iuratorum, qui quod dicerent persuasissimum certissimumque haberent, modestia quadam temperatus in iudiciis, ita enim docemur ipso Ciceronis loco *pr. Font.* 9, 19. (verbum consideratissimum nostrae consuetudinis, *arbitror*, quo nos etiam tunc utimur, quum ea dicimus iurati, quae comperta habemus, quae ipsi vidimus). Atque verum illius usum testantur loci apud Livium plures 3, 13. 4, 40. *Opinari* autem et *compertum habere* sibi opponi docet *Suet. Caes.* 66. *Cic. pr. Mur.* 30. Proxime autem accedit saepe, ut ante indicatum a me est, ad sentiendi notionem *Cic. in Pison.* 20. de vobis hic ordo opinatur non secus ac de deterrimis hostibus, atque *male opinari* ap. *Sueton. Octav.* 51. *Reor* autem negativa quadam vi indutum videtur, id quod *queo* distinguit et *possum*; aut enim inest in

ipsis enunciatis negantibus aut certe in ipsa significatione vel opponendi ratione negatio quaedam perspicitur. Quemadmodum *res* et *factum* sibi opponi possunt ita, ut in cogitatione tantum versetur fictaque sit aut vere iam ad finem adducta et perfecta, sic etiam *reri* et *fieri* aliqua ex parte sibi opponuntur. (Aliquid futurum esse exspectare quod vere non fiat, atque — fieri re vera). Habet enim cum notione exspectandi propinquam omnino significationem, ubi quid factum esse aut fore existimabas, quod aliter iam evenit. Ita fit, ut praecipuus huius verbi usus sit in praesenti, imperfecto atque futuro tempore; inprimisque familiare verbum est poetis, ita ut ipsi latini scriptores (*Cic. de orat.* 3, 38. *Quinct.* 8, 3.) partim illud agnoscere nolint. *Virg. Aen.* 7, 437. non ut rere meas effugit nuntius aures. *Plaut. Amph.* 3, 3, 20. His omnibus tribus verbis semper magis interna quaedam condicio inest; possumus quidem ea quae in nobis sunt etiam palam facere, sed hoc ipsa verborum notione non exprimitur. Verum in reliquis illis activae formae verbis haec longe gravior atque potior est agendi atque exprimendi simul ea quae senseris significatio. *Existimat* aliquis ex rebus quibusdam, condicionibus, factis ad verum rei statum, cuius aut gradus aut virtus quaedam dignoscitur; *putat* is qui ex diversis rei caussis atque rationibus, amputando atque tollendo eo quod non verum videatur, id evincere studet quod rei caput est; *credit* is qui aut quod alii dixere sponte accipit, aut quod ipse senserit nulla sua auctoritate atque fide aliis elocutus est, *censet* denique qui sententiam suam proponit ita ut aliquid faciendum esse dicat. *Existimare* igitur originem sententiae eiusque caussas, *putare* ipsam rei condicionem atque veritatem, *censere* finem atque consilium maxime spectat; *credere* autem facilem notat sententiarum transitum ab uno ad alterum, neque pertinet in illam seriem. Quodsi iam ex Graecorum huius generis synonymis unicuique latino quod graecum vocabulum maxime respondeat dicere velles, vix quicquam simile reperies in illis νομίζειν, δοκεῖν, ἡγεῖσθαι; quorum quodque aliam prorsus viam sequitur quam latina illa. Existimans autem — ut semel etiam repetam — de dignitate, putans de veritate, censens de utilitate cogitat. Pauca addam eaque illustria exempla. *Cic. de leg.* 1, 2. de scriptoribus qui nondum ediderunt existimare non possumus; *ad fam.* 1, 7. ex eventu homines de tuo consilio existimaturos videmus. *Cic. pr. Planc.* 4. in quo primum

illud debes putare, comitiis praesertim aedilitiis studium esse populi, non iudicium. *Lael.* 2. Attilius quia prudens esse in iure civili putabatur. *Cic. pr. Rosc. Am.* 39. neque quisquam credit nisi ei quem fidelem putat, *de clar. orat.* 93. credo quod videret neminem esse secum comparandum. *Cic. ad Att.* 10, 11. quid mihi animi in navigando censes fore? (id scire meum interest). *Cic. in Verr.* 7, 68. censeo magnopere, desistas. Consentaneum est verbum *censere* ita proxime accedere multis in locis ad illud *suadere.*

IX.

Philologische Aehrenlese.

a) Vermischtes.

1) Warum heissen die *Horen* bei *Theocrit.* 15, 104. *βάρδισται μακάρων?* Mir scheint es von *Manso Versuche über Mythol.* p. 399. durch die Beziehung auf Venus sehnsüchtige Liebe keineswegs genügend erklärt zu sein. Vielmehr sind auch hier die Horen als Göttinnen der Jahreszeiten, des ganzen Jahresverlaufs mit dem Keimen, Reifen und Absterben seines Lebens gefasst, jedoch so, dass, wie auch ganz gewöhnlich in der Bedeutung von *ὥρα* liegt, der Begriff der *ἀκμή*, der zeitigenden Reife und Vollendung, besonders hervorgehoben wird als der Culminationspunct, mit dem auch zugleich der Tod wieder eintritt. Diese Erscheinungen, die einzelnen Stadien der Entwickelung sind nicht bloss subiectiv, für den Menschen und seine Betrachtung, langsam, insofern sie sehnsüchtig von ihm erwartet werden (*ποθειναί*), sondern auch insofern nach weiser Oekonomie der Natur durch den Willen Gottes wirklich in der ganzen sichtbaren Welt, am stärksten hervortretend in der unorganischen der Pflanzen, alle Momente der Lebensentfaltung bis zu diesem höchsten Puncte sehr allmählich erfolgen, um dem dessenungeachtet oft voll Ungeduld die Reife beschleunigenden oder doch herbeiwünschenden Menschen gewissermaassen einen Ersatz zu bieten für das rasche Absterben nach dem Eintritte der höchsten Vollendung. — Dass aber diese Bedeutung der Horen, nach der fortlaufenden Parallele, die die Alten zwischen dem einfachen Natur- und Erdleben und dem geordneten Staats- und Gesellschaftsleben zogen, ebensowohl eine recht ursprüngliche als eine lang sich erhaltende war, zeigt die Vertauschung und Verwandtschaft ihrer Mutter Themis mit der Gäa (vgl. *Stuhr*, *Religionssyst. d. Hell.* p. 189), das zu ihnen gerichtete Gebet der Athener um Abwendung der Dürre und um Zeitigung der Feldfrucht mit warmem Regen (s. die Stellen bei *Creuzer*, *Symb. und Mythol.* I, p. 166. 2. A.),

das bedeutungsvolle Namenregister bei Hygin und so vieles Andere mehr. Auf jenes Beiwort nimmt man jedoch selten Rücksicht; auch *Wüstemann* hat es an jener Stelle nicht gerade näher erklärt, und *Burchard* in seiner vortrefflichen *Anthologia Graeca* p. 256 lässt eine Bemerkung vermissen. — Da des letztern empfehlungswürdigen Schulbuches Erwähnung geschieht, an dem wir im Uebrigen seltener das zum Verständnisse Nöthige vermissen als zu viel finden, so möge hier noch eine kurze Bemerkung dazu folgen: Ausser dem Vs. 8. (in den Adoniazusen) fehlenden Namen der Praxinoe, wie Vs. 78. dem der Gorgo, tadeln wir Vs. 124. die Wahl der Lesart *αἰετῶ — φέροντος*, da uns die herkömmliche *αἰετὼ φέροντες*, deren er nicht erwähnt, den Vorzug zu verdienen scheint. In dem Epigramm des Erycius p. 307 erklärt sich Hr. Prof. *Burchard* nicht entschieden, welche der beiden angegebenen Bedeutungen des Particips *κεκλιμένον* Vs. 4. er billigt. Wir treffen besonders bei griech. Dichtern noch auf andere Stellen, wo es nicht sicher ist, ob das Particip eine caussal begründende oder eine appositionsweise modificirende Bedeutung hat, ob es mehr selbständig auf den früheren Zustand hinweiset, oder ein unmittelbarer Erklärungszusatz zu dem Hauptverbum ist. So könnte man *Soph. El.* 986. *ὅρα, κακῶς πράσσοντε μὴ μείζω κακὰ κτησώμεθ᾽, εἴ τις τούσδ᾽ ἀκούσεται λόγους*, einen Augenblick in der Weise missverstehen, als ob *πράσσοντε* Werkzeug oder Ursache angäbe von dem erlangten schwereren Leid: vide, ne male agendo maiora nanciscamur mala; dem widerspräche mehr als die Bedeutung des *κακῶς πράσσειν* der Zusatz: *εἴ τις — λόγους*, denn schon von dem blossen Reden, nicht etwa nur vom Handeln, fürchtet sie Vergrösserung des Elends. Dass es dort vielmehr die sichere Bezeichnung eines festen Zustandes hat: die wir uns schon im Elende befinden, das vermittelte dem griechischen Ohre wohl theils die Stellung, vorauf vor dem *μή*, theils vielleicht auch der Dual, dessen zu einer bestimmten Gemeinschaft zusammenschliessende Kraft eher an einen festen, vorhandenen Zustand, als an das Nebenaccidens einer noch erst zu verwirklichenden Handlung denken liess, wofür wohl der Plural geeigneter gewesen wäre. Den entgegengesetzten Fall nehme ich in jenem Epigramme an: das Beiwort *σκιερά* von der Eiche scheint besser auf die Ruhe eines Lebenden unter dem schattigen Baume zu passen; dazu wird das Gemälde ausgeführter und lebendiger,

wie die Sehnsucht sich es so gern malt, auch dem folgenden mit entscheidender Wirkung eintretenden Satze: ὤλεσε γάρ κρηστής σε κεραύνιος, nicht schon im Vorwege seine Kraft geraubt. Ich entscheide mich also gegen die zweite Uebersetzung: cum iam quiescas mortuus.

2) In der *Zeitschrift für Alt. Wiss.* 1841. S. 262 vermisst *Ameis* in Mühlhausen, bei Gelegenheit einer Recension des Theokrit von Boissonade, eine Nachweisung des Worts νύννιον. *C. A. Böttiger* in s. *erkl. Anmerk. zu d. Od. d. Horaz.* Th. 2. p. 124. führt, wie ich in meinem Commentar zu Horaz Oden p. 524. in Veranlassung des, wenn es nicht onomatopoetischen Ursprungs ist, gewiss hiermit verwandten naenia bemerkt habe, folgende Stelle aus dem *Hesychius* T. II. c. 693. für dieses Schlummerlied an: νύννιον ἐπὶ τοῖς παιδίοις καταβαυκαλουμένοις φασὶ λέγεσθαι. Dieser Wiegenlieder unter dem Namen βαυκαλήματα oder καταβαυκαλήσεις gedenkt auch *Becker* in seinem anziehenden *Charikles* I, p. 29., ohne jedoch jenes andern Ausdrucks zu erwähnen.

3) Die schwierige Stelle bei *Virg. Aen.* 1, 396. scheint mir durch die verschiedenen Deutungsversuche der Ausleger noch nicht genügend aufgehellt zu sein. Die als Jägerin dem Aeneas entgegenkommende göttliche Mutter gibt ihm eine wunderbare Prophezeiung: Zwölf fröhlich schwärmende Schwäne verfolgt Jupiters Aar aus der Höhe des Himmels durch den freien Luftraum — nunc terras ordine longo aut capere aut captas iam despectare videntur. In langgedehntem Zuge zur Erde sich senkend hat ein Theil schon dieselbe erreicht, ein anderer fühlt sich durch die Nähe des fast schon erreichten Landes vor der ferneren Verfolgung sicher. Zu einer solchen Erklärung nöthigt wohl der dem Vergleich als Substrat des Gedankens entsprechende Satz Vs. 400: Aut portum tenet aut pleno subit ostia velo. Nehmen wir das captas iam für nicht bloss *ideell*, sondern *wirklich* schon erreicht, so fehlt ein Zwischengedanke, nämlich der, dass sie von dem auf der Flucht erreichten Lande sich sofort wieder in die Höhe erheben, und also nun erst verächtlich auf das schon gewonnene Land herabblicken; jener Zwischensatz aber wäre wohl weder der Natur der Thiere noch hier dem Zusammenhange angemessen oder ohne Weiteres von selbst verständlich. Eigenthümlich freilich ist dieser aoristisch-ideelle Gebrauch des Partic. Perf., zu dem der entsprechende Gebrauch des Inf. Aor. im Griech. ein sehr häufig sich darbietendes Analogon bildet. Die röm. Prosa

kannte zunächst einen ähnlichen Gebrauch wohl beim Inf., auffallender wie *Tac. de orat.* 24. promissum immutasse non debes (vgl. *Pabst* und *Hess* dazu) oder *Hist.* 4, 73. utilius sit audisse quam dixisse, als wo es durch das Hauptverbum schon als Inhalt eines Gedachten oder Empfundenen vorbereitet ist. Beispiele vom prosaischen Gebrauche des Particips, wie *Liv.* 23, 38, 7. viginti paratas alias decernunt, würden, auch wenn hier nicht jetzt vielmehr parari (s. *Fabri*) mit Recht gelesen würde, für diesen Fall nichts beweisen; dieser scheint im Gegentheil mehr der Dichtersprache anzugehören, ist aber fast überall eingetreten, wo man sagt, dass das *zweite* (Perf. pass.) mit dem *vierten* (Fut. pass.) Partic. vertauscht ist — begreiflich, da die grössere Lebhaftigkeit, die sich darin ausspricht, der Dichtersprache natürlich und angemessen ist. *Forbiger* erwähnt zu *V. A.* 2, 721. folgender Beispiele: *Stat. Theb.* 1, 244. 8, 11. *Lucan.* 7, 305; *Bach* zu *O. M.* 10, 541. weist eine noch grössere Verschiedenartigkeit der Bedeutung in dieser Form nach; halten wir damit den Gebrauch zusammen, den *Th. Shmid* zu *Hor. Ep.* 2, 2, 80. mehr allgemein als mit Bezug auf das doch schwerlich zu wählende contacta an jener Stelle, für den sogar der Haupthandlung eigends vorschwebenden Zweck nachweist; so erkennen wir doch auch wohl klarer, wie das Supinum und mit welcher Bedeutung es sich daraus gebildet hat (s. meine Schrift *de participiis* p. 67 f.). An unserer Stelle kommt das von einer recht noch erwarteten Handlung geltende iam (*Hand Turs.* III. p. 124 f.) solcher Auffassung trefflich zu Hülfe; wir werden sie also, wie auch schon von Andern, nur weniger entschieden und ausgeführt, angenommen worden ist, dahin deuten, dass jene Thiere nach des Dichters Vorstellung theils schon den Boden erreichen, theils doch auf den gleich erreichten mit Verachtung der Gefahr stolz und wohlgemuth herabschauen. — Von solchem aoristischen Gebrauche finden wir ausserdem bei Virgil noch manche Spur; ich will hier nur an das Plusquamperf. im Absichtssatze: A. 8, 206. ne quid inausum doli fuisset, wo es gewiss nicht als blosser Inhalt der Erzählung oder als eine durch den Erfolg nicht bestätigte Absicht, sondern gerade als die gedachte Vollendung in der Seele des Handelnden hervorgehoben werden soll, und an dieselbe Zeitform nach dem Vorgange des griechischen Aorists zur Bezeichnung des Anfangs oder ersten Moments einer eintretenden Stimmung

der Leidenschaft oder des Affects gebraucht, 8, 219. furiis exarserat atro felle dolor, erinnere.

4) In der bekannten *Horazischen* Ode I, 14. erkennt man allgemein die Nachahmung eines griechischen Musterbildes. So haben neuerdings *Lachmann* in der *epist. ad Frank.* (hinter dess. fast. Horatt.) p. 237 auf ein alcäisches, *Paldamus* in *Zeitschr. f. Alt. Wiss.* 1840. Nr. 139. p. 1139 auf ein archilochisches Gedicht geschlossen; bestimmter fasst es *K. O. Müller* in dem schönen Werke seiner geistigen Hinterlassenschaft (*Gesch. der griech. Lit.* herausg. von *E. Müller.* I. p. 300) als Wiederholung einer mit grösserer Deutlichkeit zu erkennenden politischen Situation in dem Leben des Alkäos: „Als Myrsilos auf dem Wege war eine tyrannische Herrschaft in Mitylene zu gründen, dichtete Alkäos die schöne Ode, worin der Staat mit einem Schiffe verglichen wird, das die stürmischen Wogen hin und her werfen, während das Seewasser im Schiffe schon den Boden des Mastbaumes erreicht und das Segel von den Winden zerrissen wird; wir kennen sie, ausser einem bedeutenden Bruchstück (*fragm.* 2. *Blomf.* 2. *Matth.* vgl. 3. [hergestellt jetzt auch von der geschickten Hand *Th. Bergk's* in *Zeitschr. f. Alt. Wiss.* 1840. Nr. 103. p. 847 f.]) durch die schöne, obwohl ihr Original nicht erreichende Nachbildung des Horaz (*Carm.* 1, 14. O navis referent—)." Und *Müller* fährt dabei so weiter fort: „Als aber Myrsilos gestorben war, wie stürmisch und rauschend ist da die Freude des Dichters: Jetzt darf man sich berauschen, jetzt den Tafelgenossen zu unmässigem Trunke auffordern, da Myrsilos gestorben ist (*fragm.* 4. *Blomf.* 4. *Matth.*); auch von dieser Ode hat Horaz wenigstens den Anfang für eine seiner schönsten Dichtungen genommen (*Carm.* 1, 37. Nunc est bibendum, nunc pede libero —)." Hätte die Frage nach dem Verhältnisse des Vor- und Abbildes hier unmittelbar auf dem Wege des trefflichen Forschers gelegen, so würde die eigene Andeutung von der letzteren Ode wohl auch Einfluss auf eine etwas anders gestaltete Meinung hinsichtlich der ersten gehabt haben. Jener Vorwurf, wenn es einer ist, sein Original nicht erreicht zu haben, konnte den römischen Dichter schwerlich treffen, da es ihm um eine Nachbildung gewiss nicht zu thun war. Wir sehen nun an diesen Beispielen so recht deutlich die Art und Weise, wie solche Schöpfungen in seiner Werkstätte entstanden sind. Die spröde,

ablehnende Natur desselben bei Abhandlung eigentlich historischer und politischer Gegenstände bestätigt sich auch hier vollkommen; nicht die Sache selbst begeisterte ihn, sondern erst die poetische Auffassung, deren sie fähig war und die sich ihm in dem Stücke eines griech. Meisters vor Augen stellte. Die Situation ist oft eine ganz andere, ja bei einem bisweilen viel grössere Aehnlichkeit noch gestattenden Thema doch ausdrücklich so gewählt; die Neuheit eines Bildes, der Reiz eines treffenden Gedankens weckte in ihm den ähnlichen Versuch. So hat Horaz auch hier nur die allgemeine Vergleichung des Staats mit einem Schiffe mit dem griech. Dichter gemein, der besondere Standpunct, den jeder von beiden gewählt hat, ist verschieden. Beim *Alcäus* befinden wir uns mitten im Sturme *auf dem Meere* — die unabwendbare Gefahr für den Staat ist hereingebrochen, kaum glänzt ein schwacher Strahl der Hoffnung, wie derselbe könne gerettet werden; die Art der Lösung in diesem Gedichte hat uns leider das Bruchstück nicht aufbewahrt, und wir können aus Horaz nichts darüber entnehmen. Bei *Horaz* befinden wir uns im *Hafen*, *endlich* ist nach langer Gefahr und Noth der Port der Ruhe erreicht, nichts ist mehr zu fürchten, als dass dieser sichere Standort nicht behauptet, sondern aus Blindheit oder Tollkühnheit verlassen werde; der Schluss der Ode endlich in ihren letzten dritthalb Strophen lässt uns kaum eine Aehnlichkeit mit jener griechischen Darstellung ahnen. Woher denn diese so allgemein angenommene Idee, Alcäus habe dem Horaz vorgeschwebt? jenes Bild musste ihm doch wohl aus einer Menge anderer Stellen bekannt sein, und die frühere Vorliebe, zu röm. Dichterstellen griech. Parallelen aufzufinden, hat hier doch wohl entschieden irre geführt? Ich meine nicht; vielmehr glaube auch ich, dass die Lesung jenes Alcäischen Stücks den Dichter veranlasste, und zwar nicht, weil die blosse *Form*, die Schönheit des Vergleichs ihn ansprach, sondern weil die Sache, die Gleichheit in den Staatszuständen ihm ein lehrreicher und interessanter Gedanke war; die Noth des Staats aber konnte selbst bei verschiedenen äusseren Verhältnissen dieselbe sein, es ist die Gefahr jeder Umwälzung überhaupt, und so mochten es, wie beim Alcäus die Furcht vor Gewaltherrschaft, hier in Rom die Reactionsversuche aus dem Volke überhaupt sein, die dem Dichter vorschwebten. Uebrigens würde vielleicht noch die Auffassung der Einheit in

dem Ganzen dadurch erleichtert, wenn wir die Schilderung Vs. 4—8. lieber allgemeiner von der Gefahr und Unsicherheit eines im Sturm beschädigten und nicht wieder mit allen Mitteln ausgerüsteten Schiffes, verstehen, Vs. 9 ff. aber als die gewissermaassen darauf antwortende Anwendung im Einzelnen fassen, sich beziehend auf die besondere gegenwärtige Lage des Staats; dann haben wir nicht nöthig, einen verschiedenen Standpunct, nämlich erst *ausser* und dann in der Gefahr, anzunehmen, und auch das vides, was dann mehr ein lebhaftes intelligere als ein audire ist, bekommt seine rechte Bedeutung. — Es würde nicht schwer sein, noch mehr einzelne Aehnlichkeiten zu der Ode aus griech. Dichtern nachzuweisen, wohin ich unter andern *Soph. O. T.* 25—25, zum bildlichen Ausdruck geworden *El.* 1057, zählen würde; allein ich halte diess in diesem Falle auch schon desshalb für bedenklich, weil die griechischen *Tragiker* wohl in geringerem Maasse Gegenstand der Lectüre bei den Römern waren. Darum kann ich auch keine eigentliche Verbindung annehmen zwischen *Hor. Od.* 4, 13, 7. und *Soph. Ant.* 776, welche fast alle Ausleger des Horaz, auch *G. Hermann* zu d. letzt. St. (auch *Passow* im Lex. s. v. ἐννυχεύω scheint diese anzudeuten) und neulich *R. Klotz* in der *Epist. crit. ad God. Hermannum* (Lips. 1840) p. 23 haben finden wollen; wenn dort die Liebe auf den Wangen thront, oder einige Verse später, übereinstimmend mit dem Ausdrucke in griech. Epigrammen, der Schnee das Haupt bedeckt; so suche ich die Ursache *solcher* Aehnlichkeiten mehr in der Natur der dargestellten Sache als in einer Entlehnung des Bildes. Ein Anderes ist es, wenn eine Auffassungsweise uns irgendwo begegnet, die dem römischen Alterthume überhaupt fremd scheint. So spricht mir ein Freund die Vermuthung aus, in der vielbesprochenen Stelle bei Horaz (*Od.* 2, 7, 9 ff.) sei wesentlich an griechische Nachahmung zu denken, indem die Wegwerfung des Schildes nicht sowohl auf wirklicher Thatsache beruhe, da der *römische Kriegstribun schwerlich mit demselben bewaffnet gewesen sei*, als vielmehr aus der Erinnerung der griech. Verhältnisse nach den noch vorliegenden Zeugnissen stamme. Ich möchte diess als *Frage* hinstellen und daran noch diese andere knüpfen: ob es verstattet sei, den letzten Vers jener Strophe von einer so schnellen und unordentlichen Flucht zu verstehen, dass die Fliehenden in Folge derselben stol-

pernd mit dem Gesichte auf den Boden stürzen? Es würde vielen fruchtlosen Bemühungen ausgewichen werden, wenn eine solche Deutung, namentlich mit dem Ausdrucke tangere, vereinbar sein sollte.

5) In dem von rascher Leidenschaft bewegten Wechselgespräche zwischen den beiden Schwestern in *Soph. Elektra* Vs. 1003. hat der verdienstvolle Uebersetzer *Thudichum* für die Worte der Chrysothemis Vs. 1011. (1028.) eine Erklärung *Matthiä's* angezogen, die einen von der gewöhnlichen sehr abweichenden Sinn gibt: *es ist mir einerlei, ob du mich tadelst oder lobst;* und scheint ihr sehr geneigt zu sein, wenn auch seine Uebersetzung: *Geduldig werd' ich hören, auch wenn Lob du sprichst*, der Deutung sehr vielen Spielraum lässt. Ich frage: Lässt, abgesehen vom Ideengange, das ὅταν mit dem Conj. einen solchen Sinn zu? Ich meine vielmehr, dass damit auf eine sich einmal, früher oder später, vor Augen liegende Entscheidung hingedeutet ist, nicht auf das eben vorher gesprochene Wort der Elektra, das ein εἰ λέγεις erfordern würde; diess war aber auch kein wirkliches Lob, vielmehr unverkennbare Ironie. Es ist jene scheinbar beneidenswerthe Klugheit, die hinter der Maske besonnener Vorsichtigkeit die gemeinste Feigheit verbirgt, damit verworfen; die chiastische Wortstellung und die, eine wirklich trennende Gegenüberstellung aufhebende, Auslassung der Partikel μὲν lassen die beiden Satztheile gar nicht von einander ablösen, sondern nur als Ein Ganzes fassen, und da versteht es sich dann von selber, dass, wenn das angeblich Bewunderte verabscheut wird, es mit jener Bewunderung nicht sehr ehrlich gemeint sein kann. Chrysothemis erklärt den bittern Hohn der Schwester tragen zu wollen, auch wenn derselbe sich einst als Lob für sie ausweisen sollte, so dass das sichere Gefühl ungerechter Behandlung also den Schmerz, von der Schwester so tief gekränkt zu sein, noch vermehrt. Elektra antwortet, dass sie dieses (Lob) von *ihr* nie erfahren werde; sie kann also ihre eigenen letzten Worte auch nicht als Lob gesprochen haben, und gewissermaassen versteht sie die Schwester verkehrt (eine Eigenthümlichkeit der lebendigen Wechselrede, welche Sophokles noch mehr in der früheren Unterredung zwischen Mutter und Tochter hat eintreten lassen), als ob sie noch ein besonderes Lob, nicht die zum Lobe gewandte Benutzung des eben besprochenen Tadels erwarte. Aber Elektra durfte so sprechen, indem sie Gewicht darauf legen will.

dass auch ein unglücklicher Ausgang ihres Vorhabens nie die Gesinnung der Chrysothemis rechtfertigen werde. Und dass hier von einer solchen Entscheidung durch die That, nicht durch Worte der Elektra die Rede sei, zeigt der nächste Vers: τὸ κρῖναι ταῦτα, womit Chr. ohne Zweifel bezeichnen will, dass eine endlos lange Knechtschaft das Resultat ihres fruchtlosen Bemühens sei und ihr in solcher Noth auch wohl einmal das Wort auf die Lippen hervordrängen werde: O wäre ich der Schwester lieber gefolgt [1]) — Diese so hochachtbare Gesinnung der Elektra, die unbekümmert um den Ausgang dem Drange ihres Herzens folgen will, scheint auch der Chor nachher zu würdigen, nur den Gedanken an den Tod, schon aus nachsichtiger Schonung für die Elektra, stärker festzuhalten als den abschreckenden der Knechtschaft. Wir wundern uns daher, dass Vs. 1068. (1085.) die Erklärung des πάγκλαυτον αἰῶνα κοινὸν εἵλου vom Tode noch immer nicht allgemeineren Eingang findet, wenigstens hat *Thudichum* es wieder durch *thränenreiches niederes Dasein* erklärt, was dem griech. Ausdrucke nach wohl mindestens eben so viele Schwierigkeit hat, als die andere von *Wunder* gut gestützte Erklärung. Ich will es dahingestellt sein lassen, ob εὔπατρις Vs. 1064. (1081.) die gute Tochter oder die Edelgeborne bezeichnet, obwohl an die unablässige Klage um den Vater sich das Lob jener passend anreiht und mit der neuen Strophe ein neuer Gedanke beginnen kann; aber den Commentar dazu, wenn es also einer ist, hat er schwerlich ganz genau gefasst: Kein Edelgeborner *lässt sich durch das Unglück verleiten*, zu thun, was seinen Namen schändet, ihn zu einem νώνυμος macht. Das θέλειν ist so wenig eine Verführung dazu, als das ζῆν κακῶς Unglück; vielmehr jenes bewusste und thatkräftige Absicht, dieses ein schmähliches, des Edelgebornen unwürdiges Leben, in Knechtschaft und Unterwürfigkeit besonders, das ihm den Namen und Ruf seines Stammes raubt (νώνυμος): lieber will er also sterben, als schimpflich leben (*Ai.* 479 f. vgl. *Wunder* z. u. St.). Diese Todesfreudigkeit ist vorbereitet schon Vs. 1061 f., die Wahl eines unwürdigen Lebens würde aber ja mit dem aufgestellten allgemeinen Grundsatze in Widerspruch stehen, und wo bliebe denn die Weisheit, die an ihr ja gerade (Vs. 1071.) neben der kindlichen Liebe mit so schönem Ruhme hervorgehoben wird?

---

1) Man vgl. jetzt *Wunders Anmkg.* in s. zweiten Ausg. der Elektra.

6) Die *Tempusfolge* in der lateinischen Sprache folgt einer so strengen logischen Norm, dass ihre Anwendung das deutsche Sprachgefühl oft verletzt oder irre führt. Wenn Cicero im *Orator* 9, 29. vom Perikles sagt: qui si tenui genere *uteretur*, numquam ab Aristophane poeta fulgere tonare permiscere Graeciam dictus esset, so bemerkt der neueste Herausgeber, Prof. O. Jahn dazu: „wir erwarten das Plusquamperfectum," und bezeichnet es als eine eigenthümliche Lebhaftigkeit der alten Sprachen, bei hypothetischen Sätzen die angenommene Bedingung gewissermassen als gegenwärtig zu setzen. Weder die Bemerkung selbst noch ihre Begründung dürfen für berechtigt gelten. Die Frage muss zunächst die sein, ob überall das Plusquamperfectum an dieser Stelle hätte stehen können; und diese Frage muss allerdings verneint werden. Man vergisst die Relativität in diesen Tempusformen der römischen Sprache. Hätte Cicero usus esset geschrieben, so wäre das ein relativ, d. h. hier also in Beziehung auf dictus esset, vollendetes gewesen, während es natürlicher Weise auch dann noch fortgeht, wenn auch schon *einmal* von Aristophanes, noch dazu einem nur vielleicht etwas jüngeren Zeitgenossen, ein solcher Ausdruck gebraucht worden wäre.

7) Es ist allerdings ein seltener Fall, dass zwei Wörter verschiedener Sprachen in ihrem Inhalte und Umfange wirklich sich decken; trifft dieses aber einmal, so sollte man dieselben sorgfältigst beachten und stets für einander substituiren. Diess gilt von dem lateinischen praesertim und dem deutschen zumal, beide ziehen den Kreis enger und enthalten daher an sich eine Beschränkung, freilich in einer durchaus subjectiven Auffassungs- und Ausdrucksweise. Wenn daher Cicero in ebendemselben *Orator* 9, 32. vom Thucydides sagt: nec vero, si historiam non scripsisset, nomen eius exstaret, *cum praesertim* fuisset honoratus et nobilis, so sollte Jahn das nicht erklären: und das, obgleich —, sondern: zumal da doch u. s. w. Es gehören die so oft (s. die Beispiele von Jahn) zusammenstehenden cum praesertim auf das Genaueste zu einander, weil in beiden eine Beschränkung liegt, eine genauere Bestimmung, die sich auf das Vorige zurückbezieht, in beiden eine subjective Auffassung, so dass man auch kein anderes sinnverwandtes Wort bei diesem restringirenden quum finden wird. In dem vor einem solchen quum voraufgehenden Satze liegt allemal stillschweigend

eine Verwunderung, Befremdung ausgedrückt, die eben durch dieses restringirende quum begründet wird. Erwägt man nun, dass eben das Befremdende nicht eingetreten ist, so ist es ganz natürlich, dass quum in diese beschränkende Bedeutung übergeht; praesertim steigert diese Verwunderung noch und quum gibt wiederum davon den Grund an.

8) In demselben *Orator* 18, 58. schrieb Ernesti unbedenklich: Ipsa enim natura — in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus nec a postrema syllaba *ultra* tertiam. Die Handschriften haben freilich citra, aber Ernesti war seiner Sache vollkommen gewiss: hoc vitium non animadversum esse et tam diu *toleratum* miror. Spalding und Schütz verwarfen es freilich, auch Göller hat citra beibehalten; indessen der neueste Herausgeber Jahn ist wieder zu Ernesti zurückgekehrt. Wie, wenn es hier nun aber ultra gar nicht einmal heissen könnte! Freilich kann man unleugbar bei der Silbenzählung eines Worts seinen Standpunct am Anfang und am Ende desselben nehmen; wenn ich aber einmal die letzte Silbe nicht extrema, sondern die hinterste, postrema (s. *Döderlein*, *lat. Synon. u. Etymol.* 4, 383.) nenne, so muss ich die Reihe von vorne an überblicken und was über die drittletzte Silbe vom Ende an hinaus ist, ist offenbar diesseits, nach dem Anfange des Worts zu. Augenscheinlich hat hier eine mangelhafte oder ungenaue Auffassung des Unterschiedes zwischen postremus und seinen Synonymen diesen fortgepflanzten Irrthum veranlasst.

b) Zu Sophokles Elektra.

V. 4. Folge ich der alten Lesart τὸ γὰρ παλαιὸν — τόδε [2]), weil ich die Klarheit des Sinnes, die nach Rosenbergs Meinung hier, wo es darauf ankommt, den Zuschauer zu orientiren, besonders beabsichtigt werden musste, keineswegs als das Hauptsächlichste oder als so werthvoll ansehen mögte, dass mir dagegen die in der Versabtheilung entgegenstehende Schwierigkeit unerheblich wäre. Der Dichter will hier nicht eigentlich orientiren,

---

2) Die gründliche Darlegung meines Freundes W. G. Kolster in Meldorf, in *Schneidewins Philologus* V, 2. S. 193 ff., ist mir erst später zu Gesichte gekommen.

geht nicht belehrend zu Werke mit vorwaltender Rücksicht auf die Zuschauer, vielmehr will er uns lebendig in das Stück, in die Handlung hinein versetzen. Die vieljährige Sehnsucht Orests ist nun erfüllt, er sieht die Heimath wieder, die ihm bei seiner damaligen Entfernung aus ihr nach hellenischen Begriffen schon gewordene Aufgabe der Rache soll nun sich erfüllen, der erste Anfang des Stücks weist auf das Ende desselben, wie die ahnungsvollen Worte V. 10: das verderbenvolle Haus der Pelopiden, in V. 1472 f. ihren Wiederhall finden. Darum knüpft er auch die Gegenwart sofort an jenen Augenblick ihres Abgangs in die Fremde V. 11. an und lässt Bestimmung und Erfüllung V. 14—16. in die engste Verbindung mit einander treten. — τόδε ist hier also nicht Subject, sondern Prädicat.

V. 19. Gegen Wunders richtige Fassung der μέλαινα ἄστρων εὐφρόνη, als dunkler, nicht von der Sonne (λαμπρὸν ἡλίου σέλας, V. 17.), sondern von den Sternen erhellter Nacht, wodurch ein lieblich malerischer Gegensatz in die Naturscene gebracht wird, hätte Rosenberg eine schen sprachlich gar nicht zu rechtfertigende: *von Sternen unerhellte Nacht*, nicht aufbringen sollen. Vergl. übrigens noch *E. Müller*, *üb. soph. Naturansch.*, S. 17.

V. 25. darf für den Vergleich des Dieners mit dem edlen Rosse zwar überhaupt nicht vergessen werden, dass das Verhältniss des Dieners zum Herrn als eines kräftigen Ausführungswerkzeuges für den Willen des letztern hier in Betracht zu ziehen ist, allein mehr noch erklärt es sich in Folge der höhern Stellung, die die Thierwelt, die edlere namentlich, überall im Alterthum hat, aus dem sehr häufigen Vergleiche mit Pferden. So liegt es der virgilischen Darstellung von den begeisterten Zuständen der cumäischen Sibylle: *Aen.* 6, 77 ff. überall zum Grunde und kehrt auch V. 100. wieder.

V. 36. Das αὐτός, welches im Griechischen recht dazu dient, eine Person mit völliger Abstraction von allem Uebrigen so recht zu fixiren, erlangt seine Klarheit erst aus dem Gegensatze, der hier durch das dabei stehende ἀσπίδων τε καὶ στρατοῦ deutlich erhellt; der Gegensatz anderer Personen als Helfer dabei ist zunächst ganz ausgeschlossen, daher auch die Uebersetzung: *allein*, irre leitend werden kann (solus, nicht unus).

V.

V. 86 ff. Mit einer Dämmerung, die die vom Greise gezeigten Gegenstände kaum deutlich erkennen lässt, sind sie in den Prologus eingetreten; jetzt zeigen sich die ersten Strahlen des Frühlichts, dessen Wirkung bei der Durchsichtigkeit und Reinheit der südlichen Atmosphäre noch erheblich grösser und magischer sein muss als bei uns; daher die Anrede an Licht und Luft etwas Ergreifendes hat, wo die sie umgebende Menschenwelt für ihre tiefdringenden Klagen taub ist. Hierdurch bekommt auch erst V. 91. *ὁπόταν δν. ν. ὑπολειφθῇ* sein volles Verständniss, das durch die Entlehnung eines *αἰσθάνει* aus dem voraufgehenden *ᾔσθου* nicht hinlänglich gesichert ist; *ἄν* mit dem Coni., zumal des Aorists, drückt vielmehr den im einzelnen Falle erwarteten Umstand, hier also die nach bang durchwachter Nacht auf das Frühlicht gerichtete Sehnsucht aus, demselben sein Leid klagen zu können; denn schon in der Nacht (so ist *ἤδη* zu verbinden und der Gegensatz zwischen der Nacht und dem Tage nicht zu übersehen) ertönen die Klagen, aber nur das Lager vernimmt sie; denn die todte unfruchtbare Nacht ist taub dafür.

V. 105. *ἔστ' ἄν*, *bis dass*, schlägt um in die Bedeutung *so lange als*, wo der Moment des Aufhörens entweder als unmöglich angenommen, oder als möglich, wenn auch nur in der Ferne gefürchtet wird. So sagt Aristides zu dem spartanischen Gesandten (*Plut. Arist.* 10.) auf die Sonne weisend: *ἄχρις ἂν οὗτος ταύτην πορεύηται τὴν πορείαν*, würden sie ihr Vaterland vertheidigen und rächen.

V. 298. Diese Verse weisen entschieden auf die Worte der Elektra im Chorgesange V. 166 f. zurück: Immer lebt Sehnsucht in ihm, doch will die Sehnsucht ihn nicht bringen. So wie nemlich dort ein leiser Tadel gegen den dem Anscheine nach gar zu unschlüssigen und zögernden Bruder im Munde der ungewöhnlich rasch zur That entschlossenen Schwester unverkennbar ist; so liegt auch hier eine ähnliche Verstimmung gegen die, jede gegenwärtige und zukünftige Hoffnung raubende, Langsamkeit seines Verfahrens zum Grunde, wie diess auch deutlich aus ihren Worten V. 312 und 14 erhellt. Ich mögte nemlich *ἀπούσας* nicht mit den Auslegern für die vergangene Hoffnung nehmen, denn wie die als eine dadurch vernichtete bezeichnet werden könne, sieht man schwer ein. Die ferne Hoffnung im Gegensatz der nahen kann natürlich gut in *ἀπούσας* liegen, diese dann freilich

an sich ebensowohl von der Vergangenheit als von der Zukunft erklärt werden, aber schon nach dem Gesetze der Steigerung liegt hier der Gedanke an eine noch mögliche, kommende, entfernte Hoffnung weit näher. Der Mangel gegenwärtiger Hoffnung raubt die Besonnenheit, das *σωφρονεῖν* V. 300., der einer zukünftigen und entfernten das Gottvertrauen, *εὐσεβεῖν* V. 301.

V. 555 f. scheint mir bedeutungsvoll für die Entwickelung des ganzen Dramas, denn offenbar nicht sowohl die an den Tag gelegte Lieblosigkeit Agamemnons gegen das eigene Kind soll die Mutter in besserm Lichte erscheinen lassen, wie Rosenberg S. 68 f. meint, sondern die gegen die Göttin geübte *ὕβρις* (*ἐκκομπάσας ἔπος τι*) ist die Hauptsache und stellt den Agamemnon in die Reihe der mit Schuld wie mit Strafe beladenen Glieder des Geschlechts hinein. Es war aber entschieden eine Schuld, die gebüsst werden musste, keineswegs ein Dienst, der dem gemeinsamen hellenischen Unternehmen oder der Liebe zu dem Bruder Menelaos dargebracht werden sollte, vergl. 563. Ja, es wird hier zunächst gar nicht einmal gesagt, dass Agamemnon den Hirsch erlegt habe, wir schliessen es vielmehr nur aus *ἀντίσταθμον τοῦ θηρός*, V. 558 f. Aber indem die Elektra selbst, wie unbewusst und wider Willen, des Vaters Schuld bekennt, wird eben dadurch allerdings der Mutter Vergehen insofern in ein milderes und richtigeres Verhältniss gebracht, als der von ihr zuvor angeführte Grund nicht als leerer Vorwand erscheinen, vielmehr so erkannt werden kann, wie in ihr deshalb die Liebe erkalten und eben damit der buhlerischen Lust, die der Grund ihres Verbrechens allerdings bleibt, die Bahn bereitet werden mochte. Eben dazu sollen gewiss auch die Aeusserungen von ihr, V. 753 ff. und 757 f., dienen, dazu wohl auch die lange Rechtfertigung, die Klytämnestra V. 760—74. gibt. Uebrigens scheint mir der Grund, warum der Dichter grade diese Herleitung statt der andern (vergl. *Wunder* z. d. St.) wählte, für die Oekonomie des Ganzen von den Auslegern nicht hinreichend berücksichtigt zu sein.

Zu V. 610. bemerkt *Schwenck* im *Rhein. Mus.* 1845. S. 627 f., dass *ὁρῶ μένος πνέουσαν* gar nicht gesagt werden könne von jemand, der eine herbe Rede völlig beendigt und durch dieselbe seinem Zorne Luft gemacht hat. Vielmehr sei die richtige Auslegung: ich sehe Klytämnestra durch Elektra's Rede in

Zorn versetzt, ob aber mit Recht, das bedenkt sie nicht mehr, worauf Klytämnestra sagt: was brauche ich das noch zu bedenken! Mit jenen Worten mögte der Chor den von Klytämnestra drohenden Zornausbruch mässigen durch die versteckte Hinweisung, sie möge bedenken, ob sie mit Recht in Zorn ausbreche, oder Elektras Rede milder aufnehmen könne und ihr, statt zornig, ruhig zu sagen vermöge, was sie auf die Anklagen zu antworten habe. — Auch Hartung scheint die Worte so zu fassen, wogegen Hermann und Wunder sie mit dem Scholiasten von der Elektra verstehen. Es ist dabei besonders an die von der Klytämnestra V. 543. gegebene Erlaubniss zu erinnern, auf die bei *einem* neuen Ausbruche ihres Zorns Elektra V. 615. nochmals hinweist.

V. 810 ff. Der Chor, nicht die Elektra, die vielmehr für den Augenblick nur ihrem Schmerze sich hingibt, erwartet in ruhiger Betrachtung die strafende Gerechtigkeit der Götter, denen nichts verborgen bleiben kann, zunächst des Zeus, der Alles sieht und lenkt (*El.* 170. *Ant.* 184. 305.), der als Wisser und Zeuge der Wahrheit so vielfach angerufen wird, *Trach.* 396. 433 f., aber auch eben so gewiss ein Vollstrecker der Gerechtigkeit ist, *Trach.* 276. Hier wird ihm noch beigegeben der schon nach homerischer Vorstellung (*Il.* 3, 277.) Alles überschauende Helios, der mit Sonnenstrahlen schaut (*hymn. in Cer.* 69. u. das. *Voss.*), der im funkelnden Glanze hell leuchtend und mit dem Auge siegend auch der Dejanira und dem Chore den Aufenthalt des Alkmenesohns offenbaren soll, *Trach.* 94 ff.

V. 822 ff. Der Chor will die Elektra durch das Beispiel des Amphiaraos trösten, der, wenn auch durch die vom Polyneikes mit dem golddurchwirkten Halsgeschmeide der Harmonia berückte Gattin Eriphyla ins Verderben geführt (vgl. die treffliche Zusammenstellung bei *Thudichum* in s. Uebers. B. 1. S. 316 f.), doch noch in der Unterwelt voll Leben (*πάμψυχος*) herrscht. Ich mögte jedoch bezweifeln, dass diess mit den Auslegern für das Fortleben des Mannes im Nachruhm genommen werden darf; dazu hat vielleicht besonders die Stelle Cicero's *von der Weissagung* 1, 40. getrieben, die jedoch nur Cicero's eigenthümliche Auffassung bietet, wie er sie in Bezug auf das alleinige Fortleben der Seele im Nachruhme so vielfach, namentlich auch im ersten Buche der Tusculanen, darstellt. Dem Griechen erschien

die fortwirkende Würde des Todten gewiss mehr als eine reale Macht, die im vorliegenden Falle sich darin kund gab, dass Amphiaraos, nachdem er im Leben schon die Kunst der Weissagung geübt hatte, auch noch im Tode von unten her Träume schickte, wenn die Befragenden nach Fasten und Opfern, auf der Haut des geschlachteten Opferthiers ruhend, bei seinem Denkmal und seiner heiligen Quelle in der Nähe von Oropus eingeschlafen waren. Die Elektra nun bezieht ihr: Wehe! (V. 827.) offenbar auf die Würde des Todten in der Unterwelt, die, wenn sie auch gern vom Agamemnon ein Gleiches annimmt, doch eben damit an die Unmöglichkeit einer noch zu hoffenden Rache erinnert wird. Umgekehrt aber leitet aus der Macht des abgeschiedenen Amphiaraos der Chor die an der Eriphyla durch den Sohn genommene Rache ab und wendet daher das Wort der Elektra in *seinem* Sinne mit einem: Ja wohl wehe! um. Das begründende *Denn* wirkt dabei klar auf einen vom Chore angenommenen inneren Zusammenhang hin, der wohl denkbar war, wenn auch nirgend im Alterthume erzählt sein sollte, dass der gestorbene Vater den lebenden Sohn durch eine Traumerscheinung zur Rache aufgefordert habe. Rief man ja doch auch die Todten selbst um Beistand zur Rache an, wie Elektra V. 446 f. die eigene Schwester dazu auffordert. Für den vorliegenden Fall ging der Trost freilich verloren, so lange man nicht anders wusste, als dass mit dem Tode des Orest das letzte Werkzeug zur Vollstreckung dieser Rache dahin war. Das deutet auch Elektra mit den folgenden Worten an: Es erschien rächend ein Geist um seinen Gram, also doch wohl erweckt durch seine Trauer über die unterbliebene Rache; mir aber ist keiner mehr, denn der mir war, ist mir fortgerissen; es ist keine Hülfe und Heilung für ihre Leiden mehr (vgl. V. 858 f.). Der Chor scheint bei diesen Worten auch zu fühlen, dass die von Leiden Heimgesuchte damit in neues Leid gefallen ist; sie versteht die Klage (V. 838.) und ihr Trost endigt in dem Gedanken, dass allen Sterblichen der Tod bereitet ist (V. 844.). Dieses allgemeinste Loos (*Ant.* 236.) aber, davor der in Allem rathkundige Mensch kein Entrinnen weiss (das. 360.), davon nichts erretten, keine Klage (*Hom. Il.* 24, 524. unsere finstere Klage richtet nichts aus und 550. die Trauer um den edlen Sohn fruchtet nichts, er wird damit nicht wieder erweckt, *Eurip. Alc.* 999. du wirst die Gestorbenen nicht mit deinen

Thränen auf die Oberwelt bringen) und kein Flehen befreien kann, ist zugleich doch der Allen gemeinsame Hafen (*El.* 145.) nach des Lebens Mühen und Stürmen, der sogar als ein Gewinn erscheinen kann, insofern die Abgeschiedenen keine Mühe (*Trach.* 1153.), kein Kummer (*El.* 1170.), kein Leid (*O. C.* 955.) mehr trifft, insofern der Tod einem leidenvollen Leben vorzuziehen ist (vergl. *Ant.* 460 ff.) und die Art des Sterbens selbst noch immer ungewiss ist. Diese ist gerade im vorliegenden Falle so schrecklich: statt im eigenen Wagenkampfe zu siegen, muss er unter dem Wettkampfe der schnellen Hufe seiner Rosse in die gewundenen Riemen gerathen. Aus dem nun folgenden *ἄσκοπος ἁ λώβα* wird in der Antwort der Elektra der letzte Begriff mit dem *πῶς γὰρ οὔκ*; um so mehr hervorgehoben, als dem düstern, ahnungsvollen Sinne der Elektra die schreckliche Wendung so befremdend gewesen ist.

V. 941 ist die Fassung G. Hermanns gewiss die richtige und allein dem griechischen Sprachgebrauche angemessen. Denn *ποῖ* kann schwerlich so an sich die Bezeichnung eines Zeitpunctes enthalten, abgesehen davon, dass es hier gar nicht so sehr darauf ankommt, durch die Frage auf das Unverzügliche, alles Harrens sich Entschlagende im Handeln zu dringen, als vielmehr die völlige Grund- und Haltlosigkeit alles Hoffens zu betonen. Nichts ist ausserdem gewöhnlicher als eine voraufgehende allgemeine Frage oder Relativform durch eine nachgebrachte speciellere genauer zu bestimmen, und wo beim Sophokles ein Particip mit einem Verbum im Begriffe nah verwandt ist, da pflegt sie auch im Sinn und in der äusserlichen Beziehung sehr eng mit einander verbunden zu sein, auch wenn Hauptbegriff und nächste Beziehung zur Frage eigentlich im Particip liegen.

V. 953. Man könnte *ἐλευθέρα* von der natürlichen Freiheit zu verstehen versucht sein, da die Elektra grade auf die bittere Entbehrung derselben zum öfteren (V. 182 ff. 801 f.) hinweist; allein es sprechen zu viele Gründe dagegen. Gewiss hätte Elektra die Freiheit nicht als das zweite nach der kindlichen Liebe genannt; ja der Verlust der Freiheit wäre ihr an sich so schmerzlich nicht, sie gäbe sie willig hin für eine dem Schatten ihres Vaters bereitete Genugthuung, sie sieht überall nicht auf den eigenen Gewinn und Nutzen, sie wird sich als Heldin im Entsagen bewähren. Die Worte: *φιλεῖ γὰρ πρὸς τὰ χρηστὰ πᾶς ὁρᾶν*, spricht sie mit

scharfem Spotte gegen die in solcher Sinnesart befangene Chrysothemis, die ja V. 927. gesagt hatte: ἀλλ' εἴ τις ὠφέλειά γ', οὐκ ἀπώσομαι, der Nutzen, den sie ihr aber zeigt, liegt offenbar in der würdigen Ehe, die sie ihr für den Ruhm des Edelsinns verheisst. Dass sie diess meint, zeigt der Verfolg ihrer Rede deutlich genug (V. 956 f. 963. 66. 72.), und der Chor scheint grade diesen doppelten Zug der Seelenstärke und Kindesliebe in dem σοφά τ' ἀρίστα τε παῖς κεκλῆσθαι, V. 1070., wieder aufzunehmen. Schwerlich würde zu der andern Erklärung auch das Verbum καλεῖ passen, da es sich hier ja nicht um ein Heissen oder dafür Gelten, sondern um ein wirkliches Sein handeln würde. Zu einer solchen Bedeutung aber, wenn das Wort sie haben könnte, würde wiederum das voraufgehende ἐξέφυς schlecht passen.

V 1155 ff. Höchst malerisch ist die Spannung, die in der Seelenstimmung beider Geschwister unter den verschiedenartigsten Regungen vor sich geht. Der Dichter beweist eine grosse Meisterschaft in der Feinheit der raschen, lebendigen Wechselrede, auf deren leise, oft unscheinbare Beziehungen genau zu achten ist.

V. 1327 ff. Wozu noch diese kurze Zwischenscene? fragen wir mit Recht; kann bloss eine Milderung des Herben, was mit dem ἀπηλλάχθαι δ' ἀκμή, V. 1319., angekündigt ist, und eine Verzögerung des schauerlich ergreifenden Mordmoments vom Dichter beabsichtigt sein? Schwerlich dieses; vielmehr ist die eigentliche Antwort V. 1343 f. gegeben. Die Absicht des Dichters mochte eine doppelte sein, beide aber in sich eng zusammenhängend. Die Bande der Familie sind zerrissen, die unnatürliche Mutter hat jeden Keim der Liebe im Herzen ihrer Kinder gewaltsam erstickt (vgl. V. 1270. 92.); da sammeln sich aus der Ferne, und ohne durch das natürliche Band des Bluts verbunden zu sein, alle Elemente aus früherer Zeit, die ein höheres sittliches Band nun im Dienste der Gerechtigkeit, dem der Greis mit grösster Entschiedenheit angehört (V. 1307 ff. 1349 ff.), enger wieder an einander reiht. Diess soll aber grade in dem Verhältnisse der Elektra zu demselben durch den Gegensatz um so schärfer hervorgehoben werden, indem sie nun in ihm einen Vater (V. 1342.) zu erkennen glaubt, indem sich gegen diesen Einen Mann ihr tiefster Hass in die innigste Liebe verwandelt (V. 1343 f.). Eben hierdurch wird zugleich dem Zuschauer die lieblichste Wech-

scene, die in der Erkennung der Geschwister gegeben ist,
ı frischer Erinnerung wieder vorgeführt.

V. 1357 ff. Nicht unwichtig ist die Frage, warum hier Elektra, das Gebet sprechend, eintritt, nachdem Orest zur at selbst und zu dem dieselbe vorbereitenden Anflehen der tter getrieben hat? Die kleine Stelle ist entscheidend, sie ist ' eigentliche Mittelpunct des Dramas, indem sie uns einerseits ergreifendste Wahrheit desselben vorführt: τἀπιτίμια τῆς δυς-εβίας οἵα δωροῦνται θεοί, V. 1363 f., andrerseits auch die :ktra als die Hauptheldin desselben darstellt, weil ihr dulden-: Sinn, ihr Gebet und ihre unvertilgbare Liebe zum gemor-:en Vater, so wie die dadurch gewonnene Vermittelung der tter der Gerechtigkeit den endlichen Sieg verleiht. Sie ist l bleibt die geistige Thäterin im Gerichte schwerer Blutschuld, :st ist der vollstreckende Arm.

V. 1375. Hermanns Erklärung ist nicht so unbedingt ver-:flich, obwohl die andere, von Wunder vertheidigte den Vor-· verdient. Jene wäre so gut zu fassen: Der Chor sieht, als e mit der Elektra in den Palast gegangen sind, das ganze 'olge der Rachegottheiten mitziehen; er fühlt, dass die Ahnung ıes Sinnes nicht lange mehr in der Schwebe bleibt, der Rächer Unterirdischen zieht unbemerkt hinein in die Behausung und mt nach vollbrachter That, die Hände noch vom frischen Blute fend, Besitz ven dem uralten Hort des heimischen Hauses. .de auf diesen Punct wird auch sonst Gewicht gelegt: V. 72· . 1271 f. Vielleicht könnte darum auch der Fortschritt in nächsten Worten nicht unangemessen sein, denn wenn nach lbrachtem Morde der Mutter die List auch in offene Gewalt rgegangen war, so konnte man doch noch sagen, dass die *List* ı *Ziele* führe (V. 1377 f.), da ja die zweite Hälfte der That h übrig gelassen war. Aber grade weil diese noch übrig war, ɜint mir der von Hermann darin gefundene Gedanke nicht ganz send, abgesehen davon, dass dem Chor diese Vorstellung ıl noch ferner lag.

V. 1379 ff. Die nun folgende Scene könnte für unser Gefühl as Befremdendes haben. Wir werden es zwar entschieden ɜn, dass die eigentliche Mordscene von der Bühne wegverlegt aber auch das schon, dass sie gehört werden kann und dass Chor und die Elektra sie mit ihren Worten begleiten, scheint

unserm Gefühle leicht anstössig; aber das war es keineswegs nach dem ethischen Bewusstsein des griechischen Volkes, es war hier sogar nothwendig um die objective, von jedem blossen Gefühle abhängige Macht der Gerechtigkeit darzulegen. Alles Band, das sie an die Mutter knüpfte, ist von dieser selbst zerrissen; die Vergeltung will, dass die Frevler den selbst bereiteten Trank leeren, auf die nemliche Weise, durch List, umkommen, deren sie sich bei ihrer That bedient haben (V. 37. 1373. 77. an der Klytämnestra V. 123.); aber die Geschwister, denen die Vollstreckung obliegt, sollen es, von Leidenschaft ungeblendet, im klaren Bewusstsein ihres Rechts und in besonnener Uebung ihrer Pflicht vollziehen. Daher die Ruhe Orests vor der That, daher die Reflexion Elektras während derselben.

V. 1395. διπλῆν, ja nicht: zweimal, sondern: zweifach; möge derselbe Schlag den Aegisth mit treffen, dessen Verführung (vgl. V. 190.) die Mutter zur unnatürlichen That getrieben hat.

X.

)b und wie ein zusammenhängender Vortrag der Syntax ler alten Sprachen für die obern Classen unserer Gelehrtenschulen geeignet sei? [1])

Die nöthigen Andeutungen für die Beschränkung dieses Thema's sind bereits in dieser Ankündigung gegeben. Denn wenn der sprachliche Unterricht überhaupt ein wesentlicher Theil alles Gymnasialunterrichts ist, so würde eine Erörterung ihrer Behandlungsweise eine umfassende Darstellung verlangen und manchen Punct begreifen, über den vielleicht alle einverstanden sind. Vielmehr soll die Frage hier nur auf die Syntax und die Nützlichkeit ihres von den Erklärungsstunden der alten Classiker abgesondert vorkommenden Unterrichts in den beiden obern Classen gerichtet sein und dabei die Beschaffenheit unserer etwas knapp an Lehrmitteln und Stufen zugeschnittenen Gelehrtenschulen berücksichtigt werden. Vielleicht entnehmen begünstigtere Anstalten daraus einen gleichen Stoff der Erörterung oder werfen aus ihrer Praxis ein erfreuliches Licht in unsere Schatten hinein. Werfen wir denn uns dabei zur Beantwortung vorerst folgende Fragen auf:

1) Soll die Syntax in ihrem ganzen Umfange und allen ihren einzelnen, regelmässigen und unregelmässigen Bestimmungen daraus gelernt werden als ein neu in das Wissen des Schülers aufzunehmendes Object; soll also der noch nicht mit ihr vertraute Schüler dadurch in sie eingeweiht werden, und dürfen die dafür nöthigen 2 wöchentlichen Stunden als regelmässiger Unterrichtsgegenstand Jahr aus Jahr ein dafür angesetzt bleiben?

2) Oder soll es vielmehr auf einen je zuweilen eintretenden, also nicht stehenden, Semester- oder Jahrescursus von 2 Wochenstunden beschränkt werden? soll es dann zur Erörterung

---

1) Gelesen in der vierten Versammlung des Vereins Norddeutscher Schulmänner zu Kiel d. 3. Octbr. 1837.

von Einzelheiten oder zur weiteren Erklärung, vielleicht auch kritischen Sichtung, oder endlich zur übersichtlichen Repetition des Ganzen dienen?

3) Oder darf endlich, mit Beschränkung auf die Prima, und einen je zuweilen eintretenden Cursus ein rein wissenschaftlicher Zweck verfolgt werden? soll man es etwa zu einer Theorie der Sprachwissenschaft, sei es nun mit Verfolgung eines psychologischen oder rein historischen oder comparativen Grundprincips benutzen?

Vor der Beantwortung dieser Fragen würde nun freilich im Vorwege das Mass grammatischer Kenntnisse festzusetzen sein, das der Schüler unserer auf 4 oder höchstens 5 Stufen berechneten Lehranstalten aus der dritten in die zweite Classe mitzubringen hätte. Davon dürfen wir aber doch wohl nur im Lateinischen etwas aus der Syntax verlangen, und zwar auch hier nur ein festes Innehaben aller gewöhnlichen in Beziehung auf Casusrection, Modalverhältnisse, Gebrauch der Formen des verbum finitum, Sätze im Accusativ und Infinitiv, mit ut und quod u. s. w. sein. Es bliebe dann der Secunda die practische Einübung und Behandlung aller dieser Capitel in grösserer Ausführlichkeit und Tiefe, vielleicht auch schon ein kleiner Theil der Partikellehre in den Interpretations- und Stilstunden übrig; der Prima dagegen die eigentliche Syntaxis ornata, Satz und Periodenbau, Characteristik des Stils, Unterscheidung der Hauptepochen der römischen Sprache, neben der ihre Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch nehmenden Synonymik übrig — ein hinreichender Stoff für einen allmählich fortschreitenden Unterricht selbst in einem dreijährigen Cursus. Im Griechischen würden die Anforderungen an die Secunda sich auf das Wesentlichste der Syntax beschränken und dieses beim Unterrichte in der Prima gelegentlich weiter ausgeführt werden und an den Partikeln, der Moduslehre, den dialectischen Abweichungen, insonderheit aber an der homerischen Sprache gleichfalls einen mehr als ausreichenden Stoff finden.

Um nun nicht den umfassenden Stoff auf Eine Classe zusammenzudrängen, liesse sich der bequemste Ausweg finden, die lateinische Syntax nach Secunda, die griechische nach Prima in je einer Stunde in einen regelmässigen Cursus zu verlegen. Gegen diesen Vorschlag, einen so bedeutenden und relativ schweren Unterrichtsgegenstand bereits in der Secunda anfangen zu lassen, mögte ich in der Allgemeinheit und namentlich für alle Anstalten von

nur 4 oder 5 Classen die Einwendungen mir erlauben, dass weder genug Kenntniss der Sprache bei dem Schüler schon vorhanden sein kann, die zu einer übersichtlichen Repetition dienen könnte, da er aus seiner bisherigen Lectüre nur sehr wenig mitbringt, noch auch es wahrhaft förderlich scheinen mögte, ihn mehr einzelne Bestimmungen aus der Grammatik sich aneignen zu lassen, die er nicht verarbeiten kann, da ihm aus der hier beginnenden Lectüre des Cicero, Livius u. s. w. neben seinen Exercitien schon ein kaum zu bewältigender Stoff erwächst; dagegen freilich, dass er die hier sich ihm darbietende sprachliche Kenntniss des einzelnen Schriftstellers von Zeit zu Zeit in einen Totalüberblick fassen, das Gleichartige combiniren, Eigenthümlichkeiten des Autors von dem allgemeinen Sprachgebrauche sondern und so ihn in der Mitte der Sprache seines Volkes fassen lerne, dürfte ja im Mindesten nichts zu erinnern sein; allein dazu ist nicht eine einzelne, regelmässig wiederkehrende Wochenstunde nöthig, sondern wann und wo sich Gelegenheit darbietet, wird Halt gemacht und unter Leitung des Lehrers reiht nun der Schüler selbst das zerstreut in seinem Wissen Daliegende zusammen. Dasselbe wird in Prima ausser am Cicero, am Plautus und Terenz einerseits, an einzelnen Stücken aus Tacitus oder Sueton andrerseits am geeignetsten fortgeübt werden können, um auf diese Weise wenigstens mit der Vor- und der Nachperiode des goldenen Zeitalters römischer Sprache gehörig bekannt zu machen, während ein Hineinführen in die Musterstücke der verschiedenen Stilgattungen der Zeit wegen beschränkt bleiben muss. Dasselbe wird im Griechischen vor allen Dingen am Homer geschehen müssen, aus dem als einer wahrhaft unerschöpflichen Fundgrube die ganze Sprachwissenschaft practisch zur lebendigsten Anschauung gebracht werden kann; die Secunda lässt schon im Vorwege keine Eigenheit des jonischen Dialects fahren, ohne sie dem Schüler im Zusammenhange deutlich gemacht zu haben, und spart keine Zeit für Repetition, Vergleichung, Ergänzung, Uebersicht des Gelernten. Die Prima geht in gleichem Sinne immer weiter zur Syntax fort und findet, wie bei keinem Autor sonst, hier vor allen Dingen Gelegenheit, auf Satzarten und Periodenbau aufmerksam zu machen. Je leichter die Gelegenheit, nichts Vorgekommenes in Vergessenheit gerathen zu lassen, durch eine nie eigentlich ganz ruhende, immer wiederkehrende Beschäftigung mit Homer von selbst

dargeboten wird; desto weniger ist hier Grund, besondere Syntaxstunden eintreten zu lassen. Demosthenes — mitunter auch wohl Thucydides mit dem Reichthume seiner Eigenthümlichkeiten — wird den auf Xenophon in der Secunda gebaueten Grund der Kenntniss des Atticismus weiter ausbauen und den vielleicht semesterweise neben Sophokles, dem Repräsentanten der attischen Dichter, den Homer unterbrechenden Theokrit die Kenntniss des Dorismus ergänzen, wenn man sich nicht vielleicht lieber, um jeder möglichen Zerstreuung der Lernkraft vorzubeugen, mit der schon beim Homer gelegentlich vorkommenden Berücksichtigung des dorischen Dialekts begnügen will.

Dabei ist es nun allerdings zugleich von der äussersten Wichtigkeit, dass der Schüler mit seiner Grammatik selbst umzugehen und an ihrer Hand beobachtend, erklärend und anwendend die Alten lesen lerne, weil ohne dieses ja weder ein richtiges und fruchtbares Verständniss der Alten, noch eine Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang einer Sprache möglich ist. Dazu wird freilich eine nicht unwissenschaftlich angelegte, aber auch ausserdem mit den nöthigen Hülfsmitteln einer leichten und bequemen Nachweisung versehene Grammatik am geeignetsten sein.

Sollte das in der ersten Frage aufgestellte Princip das richtige sein, so würde die Syntax doch nach der Prima verwiesen und dort als eine für sich bestehende wissenschaftliche Disciplin betrachtet werden müssen, die der Schüler sich zugleich in der durch sie selbst nothwendig gebotenen Form anzueignen hätte. Da nun aber eigentlich wissenschaftliche Lectionen, selbst auf der obersten Gymnasialstufe, nicht zuzugeben sind, sie möchten denn in einem propädeutischen oder präparativen Theile bestehen, wofern nicht die Gelehrtenschule der Akademie vorgreifen wollte: so muss man dieses schlechthin abweisen, und auf den unverkennbaren Zweck und die Leistung der uns vorliegenden grammatischen Lehrbücher beschränken. Ein der Anwendung vorausgehendes Erlernen von Regeln und Spracherscheinungen aber, die ihrer Natur nach angewendet und geübt sein wollen und ohnediess dem in solchen Dingen oft das cui bono berücksichtigenden Schüler selbst als ein todter Schatz gelten, würde Ueberladung, Unklarheit, Einseitigkeit und Zeitverlust zur Folge haben. Denn es lassen sich ja dem Schüler nicht, ohne alle natürlichen Sprachgebilde wunderlich zu zerreissen, in den engen

Grenzen einer oder zweier grammatischer Capitel liegende Sätze zum Uebersetzen geben, neben diesen würde er also durch Exercitien und Lectüre eine Menge anderer sich anzueignen genöthigt sein; es würde ihm die practische Anwendung gar vieler Dinge gänzlich fehlen, oder man müsste, wie bei der Erläuterung der Capitel aus der Grammatik immer rathsam sein mag, ihn an einer Reihe geeigneter Beispiele die Regel sich klar, sicher und gewandt in der Anwendung machen lassen. Allein auch hiervon, scheint mir, darf man nur vorsichtig Gebrauch machen, man dürfte wenigstens niemals unterlassen, am Schlusse eines syntactischen Abschnittes vermischte Beispiele zu geben, durch die der leicht in träge Gedankenlosigkeit verfallende Schüler jedesmal eine andere Regel anzuwenden, folglich immer attent und in der richtigen Wahl behutsam zu sein, gezwungen würde. Erheischt dagegen eine Reihe von Stellen immer nur die Anwendung einer Regel, so wird inzwischen der nicht sehr lebendige Schüler in geistigen Schlaf verfallen. Dennoch entsteht in den Begriffen des Schülers durch eine solche regelmässig fortschreitende und practisch einübende Behandlung der Syntax leicht Unklarheit und Verwirrung; oder es müsste überall leichter und sicherer sein, zu dem Gedanken die entsprechende Form, als in der Form den Begriff und Gedanken zu finden und zu ergreifen. Existirt der Begriff doch nie ohne seine Form in uns; lernt vor allen Dingen der Mensch in seiner Muttersprache wie in andern Sprachen doch nur mit der Form den Gedanken, liegt endlich doch in Einer Form ein unendlicher, nie völlig zu erschöpfender Reichthum von Gedanken. Soll also der Schüler der alten Sprachen auf dem syntactischen Felde diesen schwierigen Weg gehen, den ihn freilich noch immer manche unserer zum Theil gebrauchtesten Grammatiken gehen lassen? Man stelle doch die Form mit ihren Grundbegriffen voran, die Syntax liefert eine, wenn auch immerhin beschränkte, Anzahl ihrer besonderen Erscheinungen, die der Schüler nicht auf einmal verschlingt, in die ihn vielmehr seine Lectüre allmählich unvermerkt hineinführt, die Lectüre und das Exercitienbuch ergänzen und bereichern diesen Schatz mit Beispielen zur Anwendung; aber man quäle ihn nicht gleich mit allgemeinen Theorien, nackten und bekleideten Sätzen, Begriffen der Möglichkeit, Abhängigkeit, Ungewissheit, bei denen er sich nur wenig oder gar nichts denken kann. Geschieht dieses aber

dennoch, dann mögte ich fragen, ob nicht hierin einer der mancherlei Gründe zu suchen sei, warum unsere gegenwärtige Jugend, wenn auch nicht geringere Empfänglichkeit, doch geringere Spannkraft und herabgedrückte Leistungen zeigt. Endlich mögte ich noch auf den moralischen Einfluss hindeuten, den der Zwang des Wählens in allen einzelnen Fällen ausübt, wo aus der Muttersprache in die fremde oder umgekehrt übersetzt werden soll, während die bequeme Weise der die Sätze schon für die Regel zurecht gemacht darbietenden Syntax den Schüler der Zucht des Nachdenkens und der Wahl zu leicht überhebt. Besonders wohlthätig wird es hier sein, wenn die Uebungen im Lateinschreiben, theils extensiv, erweitert, theils intensiv, verstärkt werden, und so die practische Erlernung der alten Sprachen auf die Weise erleichtert wird, die an und für sich schon den heilsamsten Gewinn einer strengeren geistigen Disciplin gewährt. Nur zu leicht würde man sonst die Erfahrung machen, dass selbst fähige Köpfe, die mehr im Aneignen als Produciren stark sind, ganz einfache Sätze nicht zu erklären vermögen, weil sie sich an eine regelmässige Beobachtung und Durchdringung der ihnen in praxi vorgekommenen Sätze nicht gewöhnt hatten, während sie mit den Regeln der bei ihnen eingeführten Grammatik oft bis auf den Buchstaben vertraut sind.

Fordert nun, um auf die zweite Frage noch dasjenige zu antworten, was sich aus dem Zusammenhange des Obigen nicht schon von selbst ergibt, der Reichthum der häuslichen oder Schul-Lectüre einer oberen Classe eine ausgedehntere Behandlung einer Reihe sprachlicher Erscheinungen oder grammatisch wichtiger Puncte in den Alten, oder ergibt sich ein besonderes Bedürfniss der Schüler insgesammt oder theilweise, das nicht füglich neben der Interpretation, ohne eine unerwünschte Beschränkung derselben, befriedigt werden kann: so ist damit von selbst ja ausgesprochen, wie wünschenswerth ein Semester hindurch selbst auch nur *eine* wöchentliche Stunde wirken kann. Soll aber eine solche vereinzelte Stunde nicht eine wahrhafte pädagogische Sünde sein, so mögte ich mir die Andeutung erlauben, ob nicht die Vorsicht verlangte, sie nur unter zweierlei Beschränkungen eintreten zu lassen, nemlich wenn *einmal* eine sichtbare Neigung und Theilnahme aller strebsamen Schüler dafür erweckt ist, oder auch *zweitens* eben dadurch und unter andern günstigen Anlässen dem Schüler reichlicher Stoff zur gewissenhaften Vorbereitung und Wieder-

holung aus dieser einen Stunde erwächst. Ich mögte in solchem Falle selbst auch, wenigstens etwa in der zweiten Hälfte der im Semester dafür angesetzten Stunden, eine übersichtliche Repetition nicht abweisen, wenn man nur sorgsamst dabei zu verhüten suche, dass der Schüler nicht, sich hierauf beschränkend, mit der fortwährenden Benutzung und Zuratheziehung seiner Grammatik aufhöre.

Allein noch von einem andern Standpuncte liesse sich die Sache ansehen, so dass die Behandlung der antiken Syntax nicht eine vorbereitende Disciplin für die Exegese der Alten, vielmehr ein integrirender Theil der Alterthumswissenschaft wäre, durch deren erheblichste Seiten der Gymnasialschüler ohne Zweifel in die alte Welt eingeführt werden soll. Während ihn also andere Disciplinen auf dem Boden der alten Welt, in der Geschichte jener beiden grossen Völker, in ihren Staatsverhältnissen und gesammten Einrichtungen verkehren lassen, dürfen wir doch auch gewiss für die innerste Lebensäusserung des Alterthums in Sprache, Litteratur und Kunst die beiden ersten Zweige fast gleichmässig in Anspruch nehmen, wenn wir dann auch einen andern Theil dieser Studien, der in die Gebiete des Wissens, Glaubens und Denkens der Alten tiefer hineinführte, mit der weiteren Ausführung des ersteren der encyklopädischen Behandlung der Universität überlassen wollten. Allein so erfreulich es auch sein mögte, um mehr und mehr dadurch den lebendigen Geist, der in das Innere der alten Welt mit voller Anschauung und Theilnahme der Seele hineinführt, zu wecken und zu nähren; je schöner dies zugleich als Vorbereitung gelten könnte, um in eine geschichtlich und philosophisch angelegte Sprachwissenschaft einzuführen, auf dass der Schüler die Sprache als in dem Seelenleben des Volkes begründet erfassen und mit allen sonstigen Aeusserungen des nationalen Geistes in Zusammenhang bringen lerne; so wenig möchte dies doch anwendbar sein theils bei dem Mangel an Zeit und Kraft, die Aufgabe der Schule allseitig zu erfüllen, theils bei der Dürftigkeit der Anfänge, worin eine solche in der Litteratur obendrein zerstreute Behandlung der Sprache nachsteht, endlich bei der Geringfügigkeit der Leistungen und Fördernisse, durch die bis jetzt der Gymnasialschüler in die classische Welt des Alterthums von allen übrigen Seiten und Richtungen her hineingeführt werden kann und durch die unleugbar die Auffassung der Sprache im Mittelpunct der alten Völker vorbereitet oder erst möglich gemacht wird.

XI.

Vorschlag und Plan zu einer Parallel-Syntax der griech., latein. und deutschen Sprache.

In der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Bonn ist nach einer von Fr. Thiersch ausgegangenen Anregung die parallele Behandlung der deutschen, lat. und griech. Grammatik von verschiedenen Seiten besprochen, und zur Gewinnung immer sicherer Resultate ein guter Grundstein gelegt worden. Da nun theils die vielseitige Verfolgung desselben Gegenstandes an sich einen nicht unerheblichen Gewinn verspricht, theils bei Fragen der vorliegenden Art möglichst bald von der allgemeinen Theorie in die specielle Anwendung, von der Idee zu Versuchen ihrer Verwirklichung fortgeschritten werden muss, scheint es Grund genug zu sein, einen demgemässen Vorschlag und Plan wenigstens in einigen Umrissen für die Ausführung desselben vorzulegen [1]).

Die ganze Frage scheidet sich wohl in ein Ob? und Wie? Die Grammatik ist ja in jedem Lebensalter der Entwicklung deutscher Gymnasien als ein Grund- und Urstoff *der* Nahrung betrachtet worden, die wir der für die höheren Bedürfnisse des Lebens in Kirche und Staat heranzubildenden Jugend darzureichen haben? durch allen Wechsel und Wandel der pädagogischen Systeme hindurch hat sie sich siegreich bis zu unsern Tagen hindurchgekämpft, und so verschieden man über Mittel und Ziel ihrer Erlernung auch denken mochte, hat man doch nirgend ihrer völlig ent-

1) Eigentlich ist das Nachfolgende zunächst für einen Vortrag in der norddeutschen Lehrerversammlung zu Eutin niedergeschrieben worden, den ich jedoch nicht halten konnte, weil ich zu erscheinen behindert war. Ich habe dabei auf das sehr schätzbare Programm von *G. T. A. Krüger*, *Andeutungen zur Parallelgrammatik*, Braunschweig 1843, keine nähere Rücksicht nehmen können, sondern zunächst nur die schon anderweitig (*Verhandlungen der Schleswiger Lehrerversammlung* S. 58 ff.) gegebenen und ein etwas anderes Ziel verfolgenden Ideen und Grundlinien etwas weiter ausgeführt.

entbehren zu können geglaubt. — Sollten sich in unserer Zeit vielleicht noch das *formelle* und das *historische* Princip der Gymnasialbildung um den Besitz der Herrschaft streiten, so werden doch beide die grosse Berechtigung der Grammatik im Unterrichtssysteme der Gymnasien gleich sehr anerkennen, ja sich auch über den Weg und das Fortschreiten ihrer Behandlung durch die einzelnen Klassen hindurch leicht verständigen können. Die beiden einander noch immer ziemlich schroff entgegenstehenden Richtungen, deren eine die Grammatik im Wesentlichsten aus der Sprache, der Anwendung und Lectüre, erlernen zu lassen räth, während die andere eine sichere Aufnahme und Beherrschung der sprachlichen Formen *vor* allem eigentlichen Umgange mit der Sprache verlangt, werden wohl mit einander auszugleichen und zu verbinden sein. Die Rücksicht auf das uns hier zunächst gesteckte Ziel verbietet für den Augenblick auf diesen Theil des grammatischen Unterrichts und die dafür neuerdings gemachten Vorschläge weiter einzugehen. Gewiss darf der grammatische Unterricht bis zur obersten Lehrstufe hin es nicht verschmähen, durch eine immer umfassendere Aneignung der einzelnen Erscheinungen und immer festere Gewöhnung an ihre allgemeinsten Formen und Regeln sich die gründlichere Einsicht in den innern Bau und das Wesen der Sprache zu eröffnen. Dabei wird die Schule, indem sie sich eines tiefern Eingehens in Geist und Inhalt der alten Schriftsteller und der von ihnen repräsentirten Welt immer mehr und mehr befleissigt, eine Vernachlässigung der sprachlichen Form und die Entziehung besonderer Anlässe zu ihrer fortschreitenden Erkenntniss andrerseits eben so sorgsam zu verhüten haben. Allein es handelt sich hier zugleich noch um ein Höheres; es soll über die ganze Mannigfaltigkeit der Eigenthümlichkeiten verschiedener Sprachen wie der reichen Entfaltung selbst einer einzigen hinaus und durch dieselbe hindurch das *Gesetzmässige* erkannt, es soll die ursprüngliche und nothwendige Grundlage von dem Schüler erfasst werden, die allen Sprachen überhaupt durch die allgemeine Beschaffenheit der menschlichen Seele gegeben ist, und auf der sich das Gebäude der einzelnen Sprache in einer nach dem Charakter des sie redenden Volkes verschiedenen Form und Bauart erhebt. Diese tiefe Gesetzmässigkeit, dieser mit verborgenen, aber doch auch schon dem jugendlichen Geiste erkennbaren und Bewunderung einflössenden Mitteln schaltende Haus-

halt, dieser lebendige, bis in die scheinbar vereinzeltsten Züge und Theilchen, wie Blut in die Adern, dringende Organismus, scheint mir grade auf der obersten Gymnasialstufe und zumal in unsern Tagen ein Bedürfniss zu sein, um aus der Mannigfaltigkeit des Einzelnen und Vielen zu der Einheit des Gesetzmässigen hinzuführen, um wissenschaftliches Interesse und Bewusstsein vorzubereiten und auf einem für dieses Alter geeigneten Boden die Richtung auf ein höheres geistiges Leben zu befördern, vor Einseitigkeit aber und vorschnellem, absprechenden Urtheil, nur zu leicht befördert durch das von keiner höhern Einheit gehaltene Wissen, zu bewahren.

Ich habe die erste Frage mit grosser Entschiedenheit bejahen zu müssen geglaubt, freilich hängt aber ihre völlige Rechtfertigung und Empfehlung vorzugsweise von einer zweckmässigen Ausführung ab; ich will die zweite Frage mit einer kurzen Andeutung dessen begründen, was die Bonner Verhandlungen darüber gegeben haben.

Das bisherige Verfahren der Grammatik, nach der *Form* die Redetheile derselben zu unterscheiden und diese Unterscheidung zur Grundlage des Ganzen zu machen, so dass also die durch gemeinsame Formen ausgedrückten Verhältnisse, ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft ihrer Bedeutung, zusammen behandelt werden, wird zunächst für die parallele Behandlung der drei Grammatiken verworfen, man solle vielmehr die gemeinsamen Verhältnisse der *Bedeutung* aufsuchen und dieselben in den verschiedenen Formen jeder einzelnen der drei Sprachen nachweisen. Da nun aber die Sprache bestimmten, unwandelbaren Gesetzen folge, diese also erkannt werden müssten, eigentlich aber nur in der Muttersprache verstanden würden: so müsste eine auf einem natürlichen Systeme ruhende deutsche Grammatik der der fremden Sprachen zum Grunde gelegt werden und dazu wird die Beckersche Grammatik empfohlen.

Becker hat sich um die Grammatik nicht blos der deutschen Sprache das unsterbliche Verdienst erworben, dass er zuerst sie als ein Organisches zu behandeln gelehrt hat, aber in doppelter Hinsicht würde dessenungeachtet die Zugrundelegung dieses Systems bei dem Vortrage der Grammatik der alten Sprachen eben so entschieden verfehlt sein, indem es zuvörderst eine irrige Voraussetzung ist, dass, weil Sprechen und Denken Eins sei, in der

Muttersprache die Gesetze der Sprache überhaupt am klarsten bewusst werden, in ungetrübter Durchsichtigkeit aufgewiesen werden können, indem es ferner aber auch gewaltsame Einzwängung in einen fremdartigen Schematismus ist, wenn man die Eintheilung in die Syntax vom einfachen und zusammengesetzten Satze, und die des einfachen Satzes in die Syntax der drei Satzverhältnisse, des prädicativen, attributiven und objectiven, für die griechische und römische Grammatik zum Grunde legen will. Die Unzweckmässigkeit dieser Methode hat dort auch im Allgemeinen, ausser *einer* Stimme, ebensowenig Anklang oder Vertheidigung gefunden; es ist zugleich aber auch die Haltbarkeit der Ausführung dieses *Planes* in der Praxis überhaupt bezweifelt worden, weil sie in der Theorie, auf wissenschaftlichem Standpuncte sich nicht halten lasse.

Man pflegt drei Methoden in der Behandlung der Grammatik, die *historische*, *philosophische* und *vergleichende*, zu unterscheiden, und die erste für das wesentlichste Bedürfniss sowohl des jetzigen Standes der Wissenschaft als auch der Gymnasialpraxis zu erklären. Ich glaube, dass alle drei nicht füglich von einander getrennt werden können, jede für sich betrieben entweder des sicheren Bodens oder der fruchtbaren Anwendung entbehrt. Grade in ihrer Vereinigung, so dass dieselbe in der allgemeinen oder philosophischen ihre Grundlage und die weitreichendsten Grundregeln findet, dann aber auf dem historischen Wege der wirklichen Spracherscheinungen entwickelt und auf comparativem Wege zu einem reichblühenden grossen Sprachbaume, mit unzähligen Zweigen, Blüthen und Früchten entfaltet wird, und dann in der Anwendung auf drei Sprachen von so reichem, tiefem Gehalte sowohl der Sprachformen als des Wortmaterials und dabei so wesentlich von einander abstechendem Genius, endlich den Völkern angehörig, die doch unleugbar unter die grössten und wichtigsten Träger der Weltgeschichte zu zählen sind, grade also in der Weise einer Parallelgrammatik dieser drei Sprachen müsste es ebensowohl ein ansehnliches Glied der Wissenschaft als zum wahren Frommen des Unterrichts — beides ist zum Heile der Gymnasien unzertrennlich — dienend sein.

Ich gehe nicht von Gedankenverhältnissen in der Sprache aus, sondern grade von den *Formen;* diese tragen typischen Charakter für alle noch so verschiedene Sprachen an sich; wäh-

rend jene grade die charakteristischen Unterschiede bezeichnen, wofern sie sich nicht eben wieder auf die Formen unmittelbar zurückführen lassen. Ich verlange allerdings parallele Behandlung der ganzen *Grammatik*, wenn auch zunächst die Syntax als leichter und mehr vorgearbeitet eine bequemere Erledigung finden wird. Aber sie sind so unauflöslich eng mit einander verbunden, dass es kaum nöthig scheint, über die Brücke der Semasiologie oder Bedeutungslehre aus der einen in die andere hinüberzuführen. Ist die *Form* des Worts nicht bloss äusserlich dem Gedächtniss eingeprägt, sondern wirklich innerlich erkannt, so weiss man Bedeutung und Umfang ihrer Anwendung auch schon implicite und Beides ist nur weiter zu entfalten und auszulegen; Inhalt und Umfang aber der Bedeutung einer Form begründen schon ihre Beziehung zu den übrigen Gliedern des Gedankens: Etymologie und Syntax sind unzertrennlich verschmolzen.

Versuchen wir also einen Umriss des Ganzen. Wie weit zurückzugehen sei in die Natur der menschlichen Sprache im Allgemeinen, ist hier wohl billig zuerst zu bedenken. Zwar muss nun gewiss mit der ursprünglichen Bildung der Wörter aus Naturlauten, der theils natürlichen, theils willkürlichen Vermehrung des Sprachstoffs aus dem erweiterten Kreise menschlicher Vorstellungen und Begriffe begonnen werden; aber man wird sich eben so entschieden vor einer überscharfen, spielenden Deutung aller einzelnen Laute an sich und in ihrer Zusammensetzung zu hüten haben. Aber man wird unleugbar so die durchaus allgemein grammatische Grundlage der Sprachen gewinnen; man wird das Verhältniss zwischen Form und Bedeutung in der Sprache festsetzen, man wird das Entsprechende zwischen beiden nicht bloss in dem Stamme, sondern auch in den Bildungsformen erkennen. Die aus den drei Sprachen ohne Unterschied dafür entlehnten Beispiele werden erklärend genug sein; doch werden sich auch hier wohl einige Unterschiede derselben sowohl in der Veränderung gleichlautender Stammformen, als in der eigenthümlichen Bildung der Endsylben auffinden lassen. Ist so das *Wort* nach Stamm und Endung im Allgemeinen da, so bildet sich durch die verschiedene Zusammensetzung beider von selbst die Abweichung der Redetheile: derselbe Stamm ist, je nachdem er eine andere Endung erhält, Substantiv, Adjectiv oder Verbum. *Ehe* man dahin aber kommt, wird die Sprache sich in ihren drei wesentlichsten Bestand-

ilen als *Wort*, *Satz* und *Rede* schon von selbst dargestellt en; *hier* aber ergeben sich wiederum als Theile des Worts: *Name* (Substantiv, nomen) als das Unmittelbare, Genommene, das *Wort* im engeren Sinne (verbum), das Mittelbare, Ge-dene. Hiebei wäre etwa Rücksicht zu nehmen auf die Schei-g des ὄνομα und ῥῆμα in Platons Sophisten, und zur nützli-n Unterscheidung von der abweichenden Fassung die Stellen dem Kratylos anzuziehen. Dieses Unmittelbare, der Betrach-g Untergelegte oder als bekannt Vorausgesetzte erscheint nun ls an sich, theils in Verbindung mit anderen derselben Art, ils endlich in Verbindung mit dem Vermittelten, davon Aus-agten. In ersterer Beziehung kann es ein Individuelles und Allgemeines, ein Individualisirtes, im Raume Wahrgenommenes ein Idealisirtes, nur dem Geiste Vorschwebendes sein. Es teht die Frage nach dem *Artikel* und seiner Bedeutung, wie er Anwendung oder Entbehrlichkeit nach dem Genius der ver-edenen Sprachen, nach dem Werthe der *Person*, als des be-nden Mittelpunctes, der Verbindung zwischen Subject und likat und dadurch des *Pronomens*, und zwar sowohl in seiner eren Bedeutung als die Person *unterscheidend*, als in der ieren, eine Person *bezeichnend*, jenes nach der griechischen, es nach der heutigen Theorie; daraus entwickelt sich ebenso irlich weiter die Andeutung der Geschlechtsform, unter der Gegenstände aufgefasst werden, ihrer Einheit oder Vielheit *nus* und *numerus*). Im Verhältnisse zu anderen Nominibus und bis entwickeln sich die *Casus* nebst ihren Exponenten, den *positionen.* Aber bei allem diesen müssen wir bereits das iet der allgemeinen oder philosophischen Grammatik verlassend, is *Historische* der einzelnen Sprachen eingehen, um nach dessen uer Ergründung auf *vergleichendem* Wege den Charakter des der Sprache redenden Volksgeistes zu erkennen. Je schwerer das allgemeine Wesen einer sprachlichen Form zu bestimmen um so billigenswerther möchte es scheinen, die oft sehr prä-a und treffenden Begriffsbestimmungen aus alten griechischen mmatikern, in manchen Fällen auch die dort üblichen termini Grunde zu legen, oder wenigstens zur Erläuterung hinzuzu-m. Wie schön hat ihre Theorie nicht die ἄρθρα, den prä-tiven und postpositiven Artikel, als Gelenke, Glieder, beug-e Bänder der Rede den σύνδεσμοι, Conjunctionen, entgegen-

gestellt! Die Unterscheidung der λέξις und des λόγος und beider von διάλεκτος, der προςηγορία von ὄνομα, der σύνθεσις und παράθεσις, der μεσότης, der organischen und anorganischen Redetheile, des σχῆμα und εἶδος, des Princips der Analogie und Anomalie eröffnet an und für sich einen hellern Blick in den Bau der menschlichen Sprache überhaupt. Im Wesentlichen würde ihre Erklärung bei der Lehre von den Redetheilen mit abzuhandeln sein.

Die historische und vergleichende Nachweisung kann das Wesentliche in allgemeinen Worten, meist ohne alles Beispiel, geben; denn der Besitz einer besondern Grammatik für jede Sprache, auf die der Schüler verwiesen wird, ist unerlässlich; es kann im Griechischen dazu Rost, im Lateinischen Zumpt (doch würde es gerathen sein auf mehrere gangbare Grammatiken zu verweisen), im Deutschen die von Horn oder Hoffmann oder namentlich ihres zweckmässigen Anschlusses an J. Grimm und ihrer trefflichen Beispielsammlung wegen, von J. Kehrein (II, 1. Lpz. 1842) benutzt werden. Die Einsicht in die Natur des Artikels z. B. würde durch die Erklärung der griechischen Grammatik, dass ihm das εἶδος wie das σχῆμα, die Substantialität und formale Einheit fehle, dass er nur negativ vom pron. 3. pers. sich unterscheide, entweder völlig unbetont ist, oder gern an das folgende Wort sich anschliesst (man vergleiche das Griech. θάτερον, θοἰμάτιον, das deutsche: fürs Vaterland; überm Herrscher, auch Einzelnes im Lat. eccum etc.) vorbereitet werden, dann aber auch anziehende Aehnlichkeiten zwischen der griechischen und deutschen Sprache bieten, während die lateinische seiner entbehrt; die sinnlich-geistige Natur der beiden ersten, die rhetorisch-abstrahirende der letzten erhellen daraus; während Individuum und Gattungsbegriff in jenen beiden ihre Bezeichnung mittelst des Artikels finden, weichen sie in der Behandlung der Eigennamen und der Beisätze zu denselben von einander ab, weil die griechische Sprache jene als von den ihnen wesentlichen Eigenschaften abstrahirte Appellativa im Bewusstsein noch festhielt und ihnen deshalb den individualisirenden Artikel beifügte; während aber alle Beisätze zum Eigennamen *dort* den Artikel auf sich hinüberzogen, gingen *hier* alle diejenigen, die nicht blos in specieller Beziehung, sondern allgemein gültig sind, mit dem Eigennamen ohne Artikel gewissermaassen in Einen Begriff über (K. §. 169.). Hiermit haben

wir denn aber auch das unbestimmteste Wort der Rede noch und schreiten so zu immer bestimmteren und erfüllteren Formen fort. Dazu bietet das *Nomen* in allen seinen Theilen und Anwendungen den allerreichsten Stoff, zumal durch die den Modis des Verbums entsprechenden *Casus*, deren Bedeutung und Umfang einen grossen Raum des ganzen Regiments der Sprache einnimmt. Die Lehre von den Casus und Modi der Sprache wird auch bei dieser Behandlungsweise eben so grossen Umfang als Wichtigkeit haben; dabei wird es aber hier so wenig als anderswo irgend Nachtheil bringen, wenn Formen erläutert werden müssen, die nur der einen oder der andern Sprache angehören, aber doch natürlich *in dem* allgemeinen Geiste des Denkens und Sprechens begründet sind, so der Dual in der griechischen, der Ablativ in der lateinischen Sprache. — Demnächst wird das Verhältniss des *Nomens* zu den übrigen Theilen des Satzes, namentlich zu andern Substantiven und zum Verbum oder Adjectivum zu besprechen sein; jenes theils ein selbstständiges (Apposition) theils ein abhängiges (Genitiv in allen Sprachen, andere Casus nur in vereinzelten Erscheinungen bestimmter Zeitalter einer Sprache), aber hier wird grade sich zeigen wie die Specialgrammatik z. B. des Lateinischen in vielen Stücken bisher eigentlich nur gethan, was die Parallelgrammatik sich zum Principe gestellt hat. Denn die ganze breite Fülle der Regeln über die Verbindung einzelner Casus mit der einen oder andern Classe von Adjectiven und Verben ist nicht aus einem inneren Bedürfnisse strenger Wissenschaftlichkeit hervorgegangen, sondern willkührlich nach der zufälligen Abweichung von der Muttersprache gebildet worden. Was die *Apposition* betrifft, so zeigt sich bei ihr das Streben nach Personificirung in den alten, nach Objectivirung in der deutschen Sprache: qualis artifex pereo, was für ein Künstler geht in mir verloren! Einen interessanten Punct bei der allgemeinen Auffassung des Nomens bildet die Frage nach der Geltung und dem Umfange seines Gebrauchs in den verschiedenen drei Sprachen im Vergleiche mit andern Sprachen; wie die römische Sprache sich lieber der verbalen, die deutsche der substantivischen Redeweise bedient; wie dieselbe Vorliebe sich auch schon in der Bildung derselben offenbart, die sich in der einen Sprache mehr an Urstämme und andere Nomina, in einer andern dagegen mehr an Verba und Adverbia anschliesst.

Auf das Substantivum wird das *Adjectivum* folgen; seine Anschliessung an die Substantiv-Formen besprochen, die Annahmefähigkeit für alle Formen desselben daraus abgeleitet, aber auch zugleich die Abweichungen der einzelnen Sprachen daran gereihet. Da wird man finden, dass für die Bildungsformen desselben die deutsche und griechische Sprache wohl den grössten Reichthum bieten, während die römische Sprache dem Substantiv grössere Bildungsverschiedenheit zuwies, als hätte sie sich da durch den Formenreichthum entschädigen wollen, wo sie von dem innern Wesen desselben einen minder umfassenden Gebrauch sich erlaubte; ferner dass die Adjectiva im Lateinischen meistentheils eine weit selbstständigere Haltung als im Deutschen haben, gewöhnlich zur Beschränkung des Substantiv-Begriffs dienen, daher auch nicht im Positiv mit Eigennamen verbunden zu werden pflegen, wie wohl auch *ein* Adjectiv bisweilen zur Beschränkung des andern, und zwar dann asyndetisch, hingegen syndetisch steht, wenn beide zur Bestimmung des Substantivs dienen; dass Ort und Zeitbegriffe in beiden alten Sprachen statt substantivisch oder adverbiell durch Adjectiva (hesternus, domesticus, χθιζός, τριταῖος) gegeben werden, in welchem Falle denn auch dort zwischen der Beziehung zum Substantiv und der zum Verbum genau geschieden zu werden pflegt. — Nach ihrer nicht formellen, sondern graduellen oder materiellen Verbindung mit andern Begriffen erscheint es in der *Comparation;* das *Numerale* dagegen wird in kurzen Zügen als eine besondere Gattung desselben behandelt.

Hieran würde ich das *Adverbium* reihen, das, in einem ähnlichen Verhältnisse zum Adjectivum wie zum Verbum stehend, grade eine passende Brücke bildet, um aus dem ersten Haupttheile in den zweiten hinüberzuführen, was um so leichter wird geschehen können, wenn man zwischen dem formalen und dem materiellen Gehalte derselben unterscheiden will. —

Der zweite Haupttheil behandelt das *Verbum* zunächst nach seinen verschiedenen Auffassungen einer in sich abgeschlossenen, und einer nach Aussen drängenden und einwirkenden Thätigkeit, Transitivum und Neutrum, wie in den Substantiven der Ausdruck eines Zustandes und einer Thätigkeit zum Theil schon in der Bildungsform sich zu erkennen gibt; dem Genus des Substantivs und Adjectivs entspricht seiner innern Bedeutung nach das *Genus*

Verbi, worin nur die Beziehung der Thätigkeit zu der handelnden Person verändert wird; diese (die Person) zeigt sich auch hier als das rechte agens, als der belebende Mittelpunct, von dem aus auch die wichtige Scheidung entsteht, durch die dem Infinitiv und den Participien grade das verbum finitum entgegengesetzt wird; endlich den Casus entsprechend die *Modi*, hier aber eigenthümlich bei der Wesentlichkeit des *Zeit*begriffs im Verbum die *Tempora*. Unter allen diesen Formen möchte vielleicht mit dem Participium (ἡ μετοχή) zu beginnen sein, weil darin die verbale Natur noch am wenigsten entschieden hervortritt und die meiste Annäherung an den Charakter des Namens, näher des *Adjectivs*, sich zeigt. Von da würde der Uebergang zum Infinitiv und weiter zum verbum finitum sich leicht von selbst bilden. Wäre dieser ganze reiche Theil vom Verbum denn nun bis dahin erschöpft, so könnte die *Conjunction* endlich als ein im gleichen Verhältnisse zum Verbum und dessen Moden, wie die Präposition zu dem Substantiv und dessen Casus stehender Theil behandelt werden. Allein mit der genaueren Erkenntniss des Verbums und Nomens und ihrer Verbindung mit einander ist schon die Einsicht in die Natur des *Satzes* gegeben, die Präposition hat sich namentlich im Gange der Sprachen, d. h. besonders in dem späteren Zeitalter der römischen Sprache und in der deutschen als ein selbstständigerer Theil zwischen Nomen und Verbum, durch nichts als den allgemeinen Begriff der Copula vermittelt, hingestellt, die Conjunction dagegen tritt nirgend in diese Verbindung ein, sondern verbindet verschiedene Glieder der zusammengestellten Verba und Nomina, also Sätze mit einander, und wir stehen somit auf einem ganz andern Boden schon, der als *zweiter Theil* der ganzen Sprachwissenschaft zu behandeln sein würde. Die Lehre von den *Satzarten* würde hier den Hauptbestandtheil ausmachen und natürlich auch das Beckersche System in vorzüglicher Rücksicht auf die deutsche Sprache seine anerkennendste Berücksichtigung finden; hierher würde aber auch der grösste Theil dessen zu ziehen sein, was in den Grammatiken der alten Sprachen namentlich über die Behandlung der Sätze gesagt wird, die im Deutschen durch *dass* eingeführt werden. Zugleich ist die Warnung für die Lehre von den Präpositionen nicht minder als den Conjunctionen nicht zu übersehen, dass sie ja nur die nähern Exponenten der Factoren sind, die in *den* Formen selbst schon

völlig liegen, welche nach der altherkömmlichen Manier zu reden die Casus und Modi regieren sollen. Der Werth ihrer Bedeutung ist, weil und insoweit sie keine Formen sind, eigentlich ein lexicalischer und es ist bisher ausserordentlich viel Fremdartiges auf diese Weise in die Grammatiken übertragen worden; die Grammatik hat nur ihre innere Uebereinstimmung mit den Formen nachzuweisen, mit denen sie in Folge dessen zur genaueren und einschränkenderen Bestimmung verbunden zu werden pflegen.

Es wäre nun nach meinem Bedünken noch ein *dritter* Theil dieser Sprachwissenschaft übrig, und da gehörte denn alles dasjenige, was über Periodenbau, oratorischen Numerus, Wortstellung zu sagen wäre, Vieles auch, was jetzt in die syntaxis ornata gerechnet wird, die Anakoluthie und alle rhetorischen Figuren, sammt dem, was überhaupt dem Rhetorischen der sprachlichen Darstellung angehört, in diesen dritten an die Rhetorik angrenzenden Theil hinein. Und so würde auch von dieser Seite die hier in den weitesten und schwächsten Umrissen gezeichnete *Sprachwissenschaft* mit der im übrigen Gymnasialunterrichte schon vorkommenden *Rhetorik* und der neuerdings wieder allgemeiner recipirten *philosophischen Propädeutik*, in einen organischen Verband zusammentreten, alle drei auch zweckmässiger Weise die Art der Behandlung mit einander gemeinschaftlich haben, dass die Lehre der griechischen Systeme des Aristoteles und der alexandrinischen Grammatiker entweder ganz und gar bei ihnen zu Grunde gelegt oder doch wenigstens eine besondere und eingehende Rücksicht auf sie genommen würde.

XII.

Ueber die Lectüre Cicero's in Gymnasien. [1])

Man hat in neuerer Zeit, wo der Werth der einzelnen Classiker für die Benutzung im Gymnasialunterrichte einer sorgfältigeren Prüfung unterzogen worden ist, auch die Frage mehrfach aufgeworfen: welchen Platz gegenwärtig Cicero in der Reihe der Schulautoren einnehme, und welche seiner Schriften für die obern Gymnasialclassen am meisten zu empfehlen seien?

Interessant wäre die Aufgabe, in der Geschichte der Pädagogik die Schicksale aufzusuchen, denen die classischen Autoren in ihrer Bedeutung als Bildungsmittel der Jugend zu verschiedenen Zeiten unterlegen haben, zu sehen, wie ihre Würdigung mit dem Denken und Wollen der Zeit in einer näheren oder ferneren Verbindung gestanden. Lehrreich wäre aber auch jene andre Aufgabe, jedem irgend hervorragenden Classiker seinen rechten Platz im Gebiete der Jugendbildung nach dem gegenwärtigen Charakter des deutschen Gymnasiallebens, und mit besonderer Beachtung des jetzt mehr als früher zu Rathe gezogenen sittlichen Elementes, nachzuweisen. Jene geschichtliche Darlegung gehört nun allerdings zunächst nicht hierher, sie lässt sich auch besser lesen als hören; zu der zweiten Aufgabe möchte ich jedoch in einigen kurzen Andeutungen einen geringfügigen Beitrag liefern. Ich darf wohl ausgehen von der Thatsache, dass der formelle Gehalt oder der stilistische Werth Cicero's [2]) denselben in der ganzen frühreren Zeit fast als alleinige Richtschnur zur vorherrschenden Nahrung der Jugend im lateinischen Unterrichte gemacht hat; allein auch die grösste Vollendung der Art würde ihn heutzutage gegen die andringenden Klagen und Vorwürfe sittlicher Schwäche und Mangelhaftigkeit nicht mehr zu schützen im Stande sein. Ich bin

---

1) Ein in der Versammlung norddeutscher Schulmänner zu Altona 1839 gehaltener Vortrag, mit einigen spätern Anmerkungen.

2) Eine Zusammenstellung mehrfacher Zeugnisse darüber s. in *Friedemanns Paränesen* I. 197—204. (2. Auflage.)

nun keineswegs geneigt, der Darstellung sonst trefflicher Historiker neuester Zeit [3]) blindlings mich zu ergeben; wir können uns hier auch nicht in den Streit über seinen politischen oder seinen moralischen, selbst über seinen wissenschaftlichen Charakter einlassen; die Frage ist nur, was für Gefahr oder Nachtheil aus einer möglicher Weise begründeten Anklage gegen diesen Schriftsteller seiner Benutzung als eines Lehrgegenstandes im Gymnasium erwachse, und welchen Werth bei allen Flecken seiner *menschlichen* Natur doch immerwährend seine *geschichtliche* Persönlichkeit und Stellung fur uns behalten müsse. *Jene* ist um so weniger ein absolut Werthvolles und Unantastbares, als die alte Welt nirgend eine Individualität geschaffen hat, in welcher Person und Sache sich in höchster Vollendung vereinigte, als vielmehr die Person vor dem Worte und der Sache verschwendet, während im Christenthum erst jene völlige Durchdringung des Subjects und Objects, des Werkes und seines Meisters erfolgen konnte. *Diese* ist es dagegen gerade, auf die ich mit Ueberzeugung unbedingten Werth lege. In das römische Leben, in seinen innerlichen Process und Verlauf, zum Ursprung auf die Höhe und zum Sinken dieser Weltmonarchie soll der jugendliche Sinn geführt werden; auf der Höhe derselben soll er vor allen Dingen verweilen und den rechten Standpunct dadurch zu einem vorwärts und rückwärts zu richtenden Blicke gewinnen. Aber er soll nicht bei dem Allgemeinen, bei dem Ungefähren und Oberflächlichen stehen bleiben, er soll in einen Zeitabschnitt, in welchen ein so grossartiger Wendepunct fällt, so aus seiner Zeit heraus eingeführt werden, dass er sich in das Verständniss desselben hinein lebt und darin völlig heimisch wird. Aber so wenig er darum diese wie irgend eine Zeit als die absolut höchste oder glücklichste der Menschheit ehren und sie etwa überall zu erneuern bestrebt sein soll; ebensowenig soll er auch in dem Cicero etwas Anderes suchen, als

3) Besonders sind hier Aeusserungen *Drumanns, Geschichte Roms* u. s. w. I, 536. II, 214. 249. gemeint, vgl. dagegen *Abeckens* Cicero in seinen Briefen, und die Vertheidigung Weissgerbers in: *Schriften der Gesellsch. f. Beförderung der Geschichtsk.* zu Freiburg im Br. I, 261 ff. Cicero hat bekanntlich eben so warme Lobredner als harte Tadler gefunden, die Engländer *Middleton* und *Melmoth* vertreten diese entgegengesetzten Richtungen, der Deutsche *Meiners* hat sie beide nach einander durchgemacht, s. Zeitschr. f. Alterthumsw. 1837, H. 4, S. 327 ff.

den vollendeten Repräsentanten seiner Zeit, ohne ihn mit allen seinen Schicksalen und Verirrungen zu lieben und zu bewundern; vielmehr darf ihm keine Schwäche und kein Fehlgriff desselben verborgen bleiben, wodurch es erklärbar bleibt, wie der in die Vergangenheit zurück sich sehnende und nach einer Wiederherstellung unwiederbringlich verlorner Zustände strebende Mann, das Rad der vorwärts rollenden Zeit zu hemmen bemüht, dem unabänderlichen Umschwunge als Opfer anheim fallen musste. Wer aber wäre unter allen geeigneter ein treuer Spiegel des römischen Lebens zu sein, als dieser universelle Charakter, der in seinem weniger langen als bewegten Leben den inhaltsschweren Beruf einer entscheidenden Periode, den Umsturz einer grossartigen Verfassung durchgemacht hat. Während Homer den Anfang und die Kindheit, Sophokles und Thukydides die Mitte und Manneskraft, Demosthenes die greisen schnell ablaufenden Tage des hellenischen Lebens bezeichnen; dient dieser *eine* Römer in seiner vollen Universalität dazu, das bewegteste und folgenreichste Zeitalter der römischen Geschichte, die Tage ihrer Manneshöhe, aber mit immer erneuerten Rückblicken in die Vergangenheit und mit dunklen Ahnungen der Zukunft zu offenbaren. Dazu zeigt er die in ihm nie zur Aussöhnung gekommene Trennung des Gelehrten und des Staatsmanns, des Menschen und des Bürgers, und er lässt daher auch dem zur Laufbahn des Gelehrten bestimmten Jünglinge die Staatswirksamkeit im Lichte eines den Wissenschaften geweihten glücklichen Lebens und mit allen seinen Tröstungen, dieses aber auch im Lichte und unter den Fördernissen des Staatslebens erkennen. Weiter vereinigt er in sich die höchsten Gipfelpuncte römischer Nationalbildung, das *Recht* und die *Beredtsamkeit*; und diese beiden geben neben seinem *geschichtlichen* Werthe den richtigen Maassstab zu seiner Beurtheilung. Endlich ist er, wie vielleicht kein Schriftsteller alter oder neuer Zeit in dem Maasse mehr, auch in formeller Hinsicht das reine Gepräge und vollendetste Musterbild des goldenen Zeitalters seiner Sprache; und er gleicht darin dem Homer, in dem wir auch eben nicht diesen einen Mann, diesen individuellen Geist, sondern vielmehr im vollsten Sinne ein ganzes Zeitalter vor uns haben. Allerdings seh' ich also den Cicero für die wesentlichste Quelle des lateinischen Sprachunterrichts nach wie vor an; ich weise ihm gern, wie dem Homer für das Grie-

chische, seinen Platz in den drei obern Gymnasialclassen an. Aber wenn Homer, wie mit Recht ein geistreicher deutscher Schriftsteller sagt, das einzige Buch der Welt ist, dem in einem irgend sinnigen Knaben auch die Misshandlung des ärgsten Pedanten nur wenig Schaden thut, so kann sich allerdings Cicero eines solchen Vorzuges nicht rühmen. Es ist hier bei der Verschiedenartigkeit und Menge seiner Schriften grosse Auswahl und Vorsicht, es ist bei der Erklärung selbst eine Hinüberführung in das Zeitalter nothwendig, es bedarf hier einer umfassenden geschichtlichen Kunde, denn er steht über den Thatsachen, die er behandelt, setzt ihre Beschaffenheit als bekannt voraus; es fehlt ja nothwendig dem auf dem Standpuncte der Reflexion stehenden Redner namentlich jene liebevolle Natürlichkeit, womit z. B. der Epiker sich in die Gegenstände verliert, und auch die kleinen Schattirungen derselben nicht unberührt lässt. *Zuerst* also werde der Gymnasialschüler mit der Geschichte Cicero's selbst nach den allgemeinsten Umrissen und mit denjenigen seiner Zeitgenossen und Vorfahren, mit denen er äusserlich oder innerlich in näherer Berührung gestanden hat, bekannt und vertraut gemacht; dann finde er auf einer zweiten Stufe das Bild der ganzen Umgebung und Zeit des Mannes, und zwar so, dass er sich an die *allgemeinsten* grossartigen welthistorischen Züge *zuerst* hält, und *darauf* erst allmählich auch in die kleineren *specielleren*, aber darum nicht minder bedeutungsvollen Zustände und Ereignisse eingeführt und *zuletzt* in das innere Leben der *Rechtsverhältnisse* und öffentlichen *Beredtsamkeit* geleitet und zu der Höhe freier selbständiger Beurtheilung gebracht werde. Dies gibt einen *dreifachen* Standpunct für drei verschiedene Stufen: es ist der mehr individuelle *biographische*, der rein *historische* und endlich der *reflectirende* rhetorische und philosophische [4]). Für den *ersten*, etwa die dritte Gymnasialstufe, würde ich entweder eine Chrestomathie mit besonderer Berücksichtigung des dafür nöthigen Materials, oder die Schriften de amicitia und de senectute, eine Auswahl leichterer Briefe und, etwa als Anfang der historischen Lectüre, und unter Hervorhebung eines Hauptabschnittes aus dem Leben des Redners, die erste Catilinarische Rede empfehlen, an die sich nach Beschaffenheit der

---

4) Aehnlich scheint *Köhler*, *Aphorismen aus dem Gebiete des Gymnasiallebens*, S. 42. die Vertheilung aufzufassen.

Umstände noch die kleinen Reden für den Ligarius und Dejotarus, so unbedeutend ihr Inhalt auch ist, anschliessen könnten. Die drei letzten Catilinarischen Reden würde ich für eine solche Lectüre nicht empfehlen, sie sind in meinen Augen entweder unächt oder des Redners unwürdig, und eine scharfe Musterung der Einzelheiten wird immer ein ungünstiges Resultat liefern und die Reihe der sprachlichen und sachlichen Gründe vermehren, womit die Authentie jener Reden angefochten ist. Die *zweite* Stufe schliesst sich an die erwähnten Reden an und setzt die darin begonnene Aufgabe weiter fort; besonders dürften sich dafür die Reden pro Roscio Amerino, de imperio Cn. Pompeii, pro Archia poeta, pro Milone empfehlen, das 4. Buch der Verrinen und 1 oder 2 Philippische Reden (vielleicht am liebsten die erste und vierzehnte) würden einen passenden Uebergang zu den verwickelteren und kunstvolleren Reden bilden. Aber neben den *Reden* verlangt meine Ansicht und Erfahrung für diese Stufe eine Auswahl der wichtigsten *Briefe*, deren Erklärung dem Lehrer durch die neuesten schätzbaren Arbeiten auf diesem Felde sehr erleichtert ist, dennoch aber schwerlich schon in einem weiteren Umkreise für die sichere Gewinnung und Belebung der historischen Kunde benutzt wird. Da sich hieraus schon ein ungemein reicher Stoff ergibt, so würde ich die nach Sprache und Ton unkräftige Rede für den Marcellus sowie auch die kleineren Reden verwerfen, wenn nicht diese etwa schon, wie vorhin angedeutet ward, auf der früheren Stufe vorgekommen sind. Die *dritte* und höchste Stufe endlich, auf der gewöhnlich in die philosophischen und rhetorischen Hauptwerke Cicero's eingeführt wird, wobei der Orator und die Bücher de oratore, die Tusculanen und das Werk de finibus bonorum et malorum [5]) unstreitig vor den übrigen den Vorzug verdienen, soll doch nicht bloss in das wissenschaftliche

5) Beide empfehle ich mit Ueberzeugung und kann die Bedenken *K. G. Schelle's* in seinem bekannten Buche 1. 36 ff. wenigstens hinsichtlich dieser beiden philosophischen Arbeiten nicht gelten lassen. Ebenso müssen die Bücher de officiis wegen ihrer trefflichen ethischen und historischen Grundlage nothwendig in diesen Kanon, in welchem sie ehedem fast ausschliesslich standen, wieder aufgenommen werden. Dagegen eignet sich das Werk de natura deorum schon wegen der vielen kritischen Schwierigkeiten im ersten Buche nicht zur Schullectüre.

Treiben der Römer, sondern eben so sehr in den eigenthümlichsten Theil ihres öffentlichen Lebens einführen, wozu wesentlich eben die Kenntniss des Rechts und die Beredtsamkeit gehören. Wenn daher auch eine geflissentliche Benutzung des vornehmlich im Orator so reichhaltig vorliegenden rhetorischen Stoffes und die sichere Aneignung des in festen Formen und technischen Begriffen sich bewegenden geschichtlichen Materials in der Lectüre des Brutus [6]) dringend empfohlen werden muss, so kann doch andrerseits von einer Benutzung der bedeutenderen und schwereren Reden für den Gymnasialgebrauch nicht abgestanden werden, weil dieselbe nicht allein practische Belege und fruchtbare Gelegenheit zur gründlichen Analyse der in den rhetorischen Werken erörterten künstlerischen Form, sondern auch den wichtigen Anlass zu der trotz der neusten Bearbeitungen noch immer sehr vernachlässigten Kenntniss der römischen Rechtsverhältnisse darbieten. Freilich stellen Reden, wie die für den P. Sulla, P. Sestius, C. Rabirius, A. Caecina, L. Murena [7]), dem Verständnisse von Schülern mehr oder weniger grosse Schwierigkeiten entgegen; wenn diese indessen unter dem Beistande der wachsenden litterarischen Hülfsmittel beseitigt werden können, bleiben diese Reden eine sehr geeignete Lectüre auf dieser Stufe, und ich glaube, dass man die Benutzung der philosophischen Arbeiten, namentlich eines Theils der Tusculanen (Buch 2—4), den häuslichen Studien etwa dann überlassen kann, wenn mit Benutzung der Quellen der alten Philosophie, wie die Sammlung von Ritter und Preller, sie zunächst allerdings mehr für den Forscher und Gelehrten als für den Lernenden darbietet, also etwa nach einem sehr wünschenswerthen zweckmässigen Auszuge daraus, der Gymnasialschüler der ersten Classe in eine Uebersicht der Philosophie der Griechen eingeführt würde.

---

6) Diese dient freilich auch gar sehr für die Privatlectüre, indessen bietet doch die genaue Behandlung der vielen wissenschaftlich-technischen Formen und die Hineinführung in das litterarisch-sociale Leben der damaligen Zeit mit seinen Clubbs und Cotterien eine grössere Schwierigkeit dar.

7) Jetzt freilich durch die trefflichen Bearbeitungen von R. Klotz, K. Halm, C. A. Jordan u. A. wesentlich erleichtert.

XIII.

XIII.

Jeber die besondere Behandlung der griechischen und römischen Alterthümer im Gymnasialunterrichte.[1])

Es ist in neuerer Zeit vielfach die Frage aufgeworfen d je nach der Erfahrung der einzelnen Schulmänner bald beja-nd, bald aber auch, und zwar nicht selten, verneinend beant-rtet worden; ob die Einführung in das Leben des Alterthums Gymnasialunterrichte noch auf eine andere Weise und in beson-en Lectionen neben der Interpretation der alten Schriftsteller ı Schülern dargeboten werden solle? Wollen wir diese allergs für den Lebensberuf der Gymnasien nicht unwichtige Frage ras näher nach ihrer äusserlichen Erscheinung und praktischen deutsamkeit bezeichnen, so würde dieselbe etwa folgender-assen lauten: Soll in der obersten Classe eines Gymnasiums e Uebersicht des gesammten Lebens der beiden vorzüglichsten lker und Staaten des Alterthums in zusammenhängendem Vor-ge und in besonders dazu angesetzten Stunden gegeben wer-ı? oder genügt es, wenn mit der Interpretation der Alten bst den Schülern das Alterthum nach allen seinen Seiten und :htungen hin, wofern dieses thunlich ist, zur lebendigen An-ıauung gebracht wird? Diese mit dem ganzen Wesen und ırakter der Gymansialmethode auf das Genaueste zusammen-;gende Frage mögte ich vor dieser Versammlung in möglich-r Kürze einer Erörterung und Beantwortung unterziehen.

Der Beurtheilung und Entscheidung dieses Problems bietet ı ein doppelter Gesichtspunct dar, nemlich in der Person der errichtenden Lehrer und in dem zu lehrenden Gegenstande, hl auch vielleicht in den zu unterweisenden Schülern, wenn diese billiger Weise gleichfalls eine gewisse Rücksicht genom-ı werden darf. Freilich ist es wahr, dass die Hand eines

1) Ein in der Versammlung Norddeutscher Schulmänner zu Schwerin Jahre 1838 gehaltener Vortrag.

ungeschickten Lehrers auch das an sich Zweckmässige werthlos machen kann, wie umgekehrt, dass ein geübter Lehrer auch einem bei gewöhnlicher Behandlung wenig fruchtbringenden Gegenstande reichen Gewinn zu entlocken vermögen wird; aber von dieser Neigung und Individualität die Sache abhängen zu lassen, das hiesse, sie der schrankenlosen Willkühr der Subjectivität preisgeben. Die Schule ist ja ein lebendiger Organismus, der über der Verschiedenheit der lehrenden Personen steht; sie hat eine bestimmte Aufgabe, ein sicheres und unfehlbares Princip, nach welchem daher auch die Theile beurtheilt werden müssen, die Glieder des Leibes müssen sich nach der ihre Einheit hervorrufenden und erhaltenden Seele richten. Irre ich nun nicht, so ist wohl nach allgemeinstem Eingeständnisse als das innere Lebensprincip der Gelehrtenschule angenommen die *Reproduction des Alterthums selbst* in Geist und Leben, in Wort und That; das lebendige Hineingehen in jene verschwundene, von der Gegenwart so innerlich geschiedene grosse Welt, das Hindurchführen des jugendlichen Geistes durch alle Kreise und Zeitalter dieser Jugendepoche der Menschheit bis an die Grenzen des Heidenthums oder in den Vorhof christlicher Offenbarung hinein, wie jene alte Welt in die frühesten Bildungen des Christenthums selbst ausläuft; ebenso rein vorbildend und vorbereitend, wie das Alterthum die Vorbildung und *Vorbereitung der neuen christlichen* Welt gewesen ist, eben so wenig abschliessend und irgendwie vollendend, als die Gelehrtenschule ein Letztes und Abschliessendes ist, das nicht vielmehr nur in die einzelnen Zweige christlicher Wissenschaft selbst hinüberführte. Weder also die Sprache allein, noch auch die Geschichte und der ganze reale Inhalt des Alterthums ist der Inhalt unserer Bestrebungen oder ihr Ziel, sondern vielmehr das ganze Alterthum selbst, wie es war und wie es lebt in den Werken, die es hinterlassen, und in dem unzertrennlichen Vereine von Form und Stoff, von Sprache und Ideen, und in der lebendigsten Wechselwirkung derselben unter einander. Der Einfluss an Klarheit und Beweglichkeit wird hier um so grösser sein, als diese Welt, eine völlig abgeschlossene und entschwundene, unserem modernen Geiste fremd gewordene, ja zum Theil diametral entgegengesetzte, nur durch die Kraft und Thätigkeit des Geistes wieder unser werden kann, und als die wichtigsten Erscheinungen, in denen der menschliche Geist sich überhaupt

offenbart, *hier* in ihrer Abgelöstheit oder Gesondertheit und dadurch in ihrer ganzen Entschiedenheit dem Beschauer entgegenzutreten. Ist der jugendliche Sinn in dieser Welt völlig heimisch geworden, dann hat er die rechte Liebe und die tiefe Sehnsucht zum Höheren gewonnen, dann wird er von menschlicher Weisheit und irdischen Handeln zu wahrer christlicher Gesinnung mit wahrem Ernst und innerem Drange hinüberziehen und beim Anbau welcher Wissenschaft es sei niemals das gemeinsame Band übersehen, das alle umschlungen hält, noch das letzte grosse Ziel und Ergebniss vergessen, zu dem am Ende alle Wissenschaft führen muss.

Es ist hier nicht der Ort weiter auszuführen, in welchem Verhältnisse zu dieser Aufgabe der *Geschichtsunterricht* steht, der in das politische Leben der Staaten des Alterthums auch auf den obersten Gymnasialstufen noch möglichst lebendig, tief und innerlich einführen soll, und sich eben deshalb an das dunkele Gewirre der neuesten Zeit vielleicht nicht wird wagen dürfen; oder der *mathematische*, der nach Beschaffenheit und Wirkung dem Geiste des Alterthums so noch verwandt ist und die bei allen Betrachtungen desselben fast vorzugsweise angewandte Seelenkraft abgesondert und vom Inhalte losgetrennt zu üben sucht; endlich der *Unterricht in der christlichen Religion*, der dem Schüler in einem umfassenden Ueberblicke ebensowohl als in einer gründlichen Durchführung einzelner Seiten nach den Quellen grade das geben soll, was er im Alterthume zwar wohl mit allem Eifer gesucht, aber doch zu keiner Befriedigung gefunden hat. Es kann hier mit einem Worte nicht die Aufgabe sein, diesen Theil des Gymnasialunterrichts mit allen übrigen in eine angemessene Verbindung zu setzen; es kommt hier nur darauf, durch wichtige Erörterung die Frage ins Licht zu setzen, ob die Interpretation der Griechen und Römer für diese Einführung in das ganze Alterthum nach seinen politischen, militairischen, religiösen und bürgerlichen Institutionen genügen könne? Diese von mehreren sehr achtbaren Schulmännern in jüngster Zeit wieder bejahend beantwortete Frage lässt mir entschiedene Zweifel übrig. Ich gebe allerdings zu, dass die Lectüre der grossen Alten immerwährend die Eine Hauptsache ist und bleibt, daher auch für die Kenntniss des Alterthums die wesentlichste und ergiebigste Quelle sein muss; aber ich finde sie bei allem ihrem unvergleich-

lichen Werthe doch für das unverkennbare Bedürfniss der obersten, in einem gewissen Grade abschliessenden Bildungsstufe des Gymnasiums nach zweien Seiten hin unzureichend, nemlich einmal, insofern dadurch manche wichtige oder anziehende Parthie nicht eben besonders zur Sprache kommt, und dann, weil dadurch nur Kenntniss des Einzelnen, aher nicht der Ueberblick über das Ganze und die richtige Würdigung und Vergleichung erreicht wird. Ich hätte hier vieles Einzelne namhaft zu machen, für dessen zweckmässige Erledigung ich nirgend den rechten Raum im Gymnasialunterrichte glaube finden zu können. Denn gesetzt auch, dass die Bodenbeschaffenheit und geographische Lage der einzelnen Länder, die Staatsverfassungen und was sonst noch zu den sogenannten politischen Alterthümern gehört, füglich im Geschichtsvortrage behandelt, auch die Litteratur und Cultur eines Volks, wenigstens in den allgemeinsten Umrissen, dabei genügend berücksichtigt werden kann, so wird dieses doch nur dann einigermaassen ausreichend möglich sein, wenn der Geschichtsunterricht der obersten Gymnasialclasse, was schwerlich allgemein der Fall, auch an sich vielleicht nicht statthaft ist, sich gänzlich auf das Alterthum beschränkt. Aber ausserdem bleiben noch manche Seiten übrig, die entweder nicht unzerstückelt und in lebendigem Zusammenhange, oder auch überhaupt nicht in der nöthigen Ausführlichkeit vorgetragen werden können. Diess gilt von den bürgerlichen und socialen Zuständen der alten Welt, dem äusserlichen Verkehre der alten Völker, ihrem litterarischen und künstlerischen Leben, ihren bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen und dergleichen mehr. Hierzu kommt noch eine, der Berücksichtigung sehr nahe gelegte Pflicht. Eine der wichtigsten Seiten des geistigen Lebens der alten Welt ist sein religiöses und sittliches Wesen, welches von selbst durch die verschiedensten Anlässe den Lehrer des classischen Alterthums auffordern muss, seinen Schülern den wahren Stand der religiös-sittlichen Gesinnung der Alten ohne Verkleinerung wie ohne Ueberhebung und in ihrem steten unverkennbaren Unterschiede vom Christenthume vorzulegen. Freilich bieten sich manche besondere Anlässe beim Lesen der Alten dazu dar, indessen wird auch bei der sorgsamsten Benutzung derselben die Pflicht nicht abgewiesen werden können, von Zeit zu Zeit einmal geflissentlich das Vereinzelte zum Ganzen zu sammeln und so einen anschaulichen

›erblick zu gewähren, wo sonst vielleicht eine endlose Zer-
:kelung sich einstellen müsste. Zwar bietet auch der christ-
e Religionsunterricht zur Behandlung dieses Thema's eine
ıstige Gelegenheit dar, allein theils wird in den vorhandenen
rbüchern noch nicht hinreichende Rücksicht darauf genommen
also auch die passende Grundlage dafür nicht bereitet, theils
noch zu oft an unseren Gymnasien das Lehramt des christ-
en Religionsunterrichts von dem Berufe des philologischen
rers gänzlich geschieden, so dass leider von dem einen Ge-
e zu dem andern hinüber der Blick nicht geworfen wird, so
ıig solches auch ist. Alle diese einzelnen Gegenstände und
iehungen nun, deren sich noch viel mehrere auffinden liessen,
ıen allerdings bei verschiedenen Anlässen behandelt werden,
angen dann aber dort vielleicht einen reichlich so grossen
aufwand, als sie in einem näher zusammenhängenden Vortrage
rdern würden. Dazu würde es auch leicht dem Zufall anheim-
eben bleiben, ob diese zum Theil so wichtigen Parthieen
'all im Gymnasialcursus ihre Berücksichtigung fänden oder
t; und endlich wäre, wenigstens wenn der Geschichtsunterricht
der gewöhnlichen Weise und nicht etwa in einer Methode,
ei die Kenntniss aller Hauptdata vorausgesetzt, die wichti-
en Puncte aber in einer vergleichenden und allgemein über-
tlichen Weise behandelt werden, leicht die Gefahr vorhanden,
ı dasjenige gänzlich aus dem Gymnasialunterrichte verschwinde,
doch so recht den Kern desselben auszumachen bestimmt ist.
Auffassung der alten Welt ist nicht so leicht und einfach,
es bisweilen scheint; das Gepräge der alterthümlichen Mensch-
ist bei aller Schärfe und Reinheit doch so eigenthümlich und
ndverschieden von der modernen Art, dass eine auf richtige
ıung und lebendige Wiedererzeugung gerichtete Thätigkeit
t entbehrt werden kann. Sonst dürfte leicht auch den freien,
iftlichen wie mündlichen, Uebungen der Gymnasialschüler der
te und reichhaltigste Stoff oder wenigstens die Anleitung
:iner erfolgreichen Behandlung desselben entzogen sein.

Das Wesentlichste, was mithin als die Aufgabe einer sol-
ı Lection betrachtet werden könnte, würde Folgendes sein:
ilderung des Schauplatzes der alten Welt, Einflüsse des Bo-
ı, Klimas u. s. f. auf die Geistesentwickelung und practische
:nthümlichkeit; politische und bürgerliche Alterthümer in Um-

XIV.

…ng unserer Jugend in das Alterthum. [1])

… wo man die formale Bildung, die allsei-
… Entwickelung aller geistigen Kräfte und
…e oder hauptsächlichste Endziel alles höheren
…ah, konnte es als eine leichtere Aufgabe
…en Forderung des non multa, sed multum
…mals hatten die Wissenschaften sich von dem
…erne gehalten, die classische Bildung war die
…ch bis zu einem gewissen Grade unentbehrliche
das akademische Fachstudium, wenn es auch
dafür galt, dem Menschen eine seiner würdige
…g zu geben. Dem Geiste des Menschen schien
…gen Zeitabschnitt hindurch von Gott die Auf-
…sein, seine Kraft und Schärfe, seine Klarheit
…chöpfen; es war die Zeit der Höhe unserer na-
…r, es war die Blüthe unserer in die ganze Zeit-
…endig eingreifenden Philosophie, die Meister-
Gedanken, und die Herrschaft über Form und Rede
den Gipfelpunct erreicht. Da musste denn auch
die formale Richtung herrschen und das Können
…sten Virtuosität gesteigert werden; aber das Kön-
…und leer, wird arm und matt, wenn es nicht in
…viduellen Geiste einen in sich weichen und frucht-
…det, an dem es seine Kräfte üben, seine Blüthen
…en Fruchtkeimen begaben und das Strömen seines
…or Stockung und Tod bewahren kann. Das Können
…it verächtlich auf das Wissen geblickt, aber das

[1]) …ler Versammlung der Norddeutschen Schulmänner zu Glück-
… dasselbe Thema gehaltene Vortrag, dem nichts Schrift…
…g, ist hier nachmals ausgeführt und darauf mit …
…in der *Mittelschule* 1846. H. 4. S. 481 — 503. ab…

rissen und Parallelen, das Leben in Staat und Familie, in Litteratur und Kunst; Charakteristik der Sprache und Litteratur, Hervorhebung der bedeutendsten Geister und möglichst genaue Zeichnung derjenigen Schriftsteller, die in den Kreis des Gymnasialunterrichts fallen; endlich eine Darstellung des Wesens der antiken Religion und historische Uebersicht der Mythenbildung.

Allerdings fehlt für eine solche Behandlung augenblicklich noch die litterärische Beihülfe als geeignete Grundlage völlig; der Lehrer würde sich also selbst Entwurf und Ausführung anzulegen haben. Aber auch so darf unsere Empfehlung auf keinen Fall unbedingt und unter allen Umständen gelten; es gehört eine von warmer Liebe und lebendiger Kenntniss des Alterthums durchhauchte, anregende Persönlichkeit des Lehrers; es gehört eine gute, mit den verschiedenen Phasen des Alterthums schon bekannte, mit den wesentlichsten Quellen zum Studium desselben ziemlich vertraute, endlich mit Neigung zu ernster und gründlicher Forschung ausgerüstete Gymnasialclasse dazu. Der Vortrag müsste wesentlich akroamatisch (vielleicht bisweilen, namentlich beim römischen Alterthume in lateinischer Sprache gehalten) sein, womit regelmässige Repetition oder vielmehr freie Reproduction und eingereihte Erkundigung nach den Kenntnissen und Fortschritten der Schüler nicht ausgeschlossen wäre. Alles wird darauf ankommen, die Jugend mit warmer Theilnahme und lebendigem Interesse für das so dargestellte Alterthum zu erfüllen.

XIV.

Ueber die Einführung unserer Jugend in das Alterthum. [1])

In einer Zeit, wo man die formale Bildung, die allseitigste und schärfste Entwickelung aller geistigen Kräfte und Gaben für das einzige oder hauptsächlichste Endziel alles höheren Schulunterrichts ansah, konnte es als eine leichtere Aufgabe erscheinen, der alten Forderung des non multa, sed multum nachzukommen. Damals hatten die Wissenschaften sich von dem Leben in weiterer Ferne gehalten, die classische Bildung war die tüchtigste, aber auch bis zu einem gewissen Grade unentbehrliche Vorbereitung für das akademische Fachstudium, wenn es auch daneben allerdings dafür galt, dem Menschen eine seiner würdige allgemeine Bildung zu geben. Dem Geiste des Menschen schien einen nicht geringen Zeitabschnitt hindurch von Gott die Aufgabe gestellt zu sein, seine Kraft und Schärfe, seine Klarheit und Tiefe zu erschöpfen; es war die Zeit der Höhe unserer nationalen Litteratur, es war die Blüthe unserer in die ganze Zeitentwickelung lebendig eingreifenden Philosophie, die Meisterschaft über den Gedanken, und die Herrschaft über Form und Rede hatten bei uns den Gipfelpunct erreicht. Da musste denn auch in den Schulen die formale Richtung herrschen und das Können bis zur möglichsten Virtuosität gesteigert werden; aber das Können bleibt öde und leer, wird arm und matt, wenn es nicht in demselben individuellen Geiste einen in sich weichen und fruchtbaren Stoff findet, an dem es seine Kräfte üben, seine Blüthen mit immer neuen Fruchtkeimen begaben und das Strömen seines Lebenssaftes vor Stockung und Tod bewahren kann. Das Können hat nur zu oft verächtlich auf das Wissen geblickt, aber das

---

1) Der in der Versammlung der Norddeutschen Schulmänner zu Glückstadt 1845 über dasselbe Thema gehaltene Vortrag, dem nichts Schriftliches zum Grunde lag, ist hier nachmals ausgeführt und darauf mit einigen Auslassungen in der *Mittelschule* 1846. H. 4. S. 481 — 503. abgedruckt worden.

Wissen nicht selten dem Können mit einiger Beschämung gegenüber gestanden. Aber allmählich ist die Zeit eine andere geworden und hat, die Einseitigkeit überwindend, dem ganzen Umfange geistigen Lebens das gebührende Recht eingeräumt. Der tiefe Inhalt der *Wissenschaften* ist in einem früher nicht geahnten Maasse hervorgetreten, alle Gebiete der Natur und des Lebens, der Wissenschaft und der Kunst haben sich einer eifrigen und unermüdeten Erforschung geöffnet und dieselbe mit den reichsten Resultaten der umfassendsten Art belohnt; endlich hat das *Leben* eine Macht bekommen, einen universellen, Alles beherrschenden Einfluss, wie es vielleicht niemals, so lange als die Welt steht, selbst nicht in jenen frischen blühenden Zeiten hellenischen Lebens, gehabt hat. Und davon sollte die *Gelehrtenschule* unberührt geblieben sein? Ich denke, so wenig, dass ihre Aufgabe und Bedeutung vielmehr wie unvermerkt eine ganz andere geworden ist. Thun wir einmal einen stillen Blick rückwärts: diese Anstalten jetzt und vor 300 Jahren! wie ganz anders ihre Stellung und Bedeutung! Aber wie sollte es auch kommen, dass, während alles, was dem Kreise organischen Lebens angehört, seine Entwickelung und Geschichte hat, einzig und allein diese, eine so wichtige Quelle und Trägerin höheren geistigen Lebens, derselben nicht unterworfen wäre? Sie ist in einen zum Theil recht harten Conflict mit der Zeit gerathen, aber nicht alles, was diese auf der Oberfläche ihrer Wellen trägt, hat wahres Leben und ist mehr als Schaum und werthloses Kraut; sie hat darum eben so wenig durch die Zeitstimmen sich bethören oder irre machen zu lassen, als sie sich der fortgehenden allgemeinen Bewegung des Geistes widersetzen darf. Sie ist ein Baum, der in dem Boden der Gegenwart wurzelt, der alljährlich neue Aeste und Zweige treibt, aber auch wilde Reiser, die eine sorgsame Hand von Zeit zu Zeit mit behutsamer Schonung entfernen muss. Den tieferen, wahren Bedürfnissen der Gegenwart muss die Geschichte sich fügen und folgen, ihre Forderungen im Verhältnisse zu den wachsenden Mitteln steigern und erweitern, zumal wenn dieselben mit der innersten Natur des Geistes in Einklang sind und die Leistungen der Vergangenheit nicht geschmälert, sondern bereichert in sich aufnehmen. Wir erkennen hieraus die eigentliche Stellung und Natur der Gelehrtenschule; ihr Lebensodem ist nicht die Wissenschaft, sondern die Erfahrung, ihr Stoff nicht

die Gegenwart, sondern die Vergangenheit, ihre Form nicht die systematische, sondern die historische (synthetische), ihr Ziel nicht Erkenntniss, sondern Bildung. Sie ist nicht stufenweise, sondern wesentlich von den akademischen Lehranstalten unterschieden; diese haben es mit dem Neben- Durch- und In- Einander der Idee, *sie* aber mit dem Nacheinander fortschreitender Entwickelung zu thun, *diese* beginnt, wo *jene* aufhört, nemlich auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe des Geistes und der Wissenschaft; *jene* übt ein Schöpfen aus der Tiefe, *diese* ein Nehmen aus der Höhe, *jene* durchdringt und erzeugt ihren Stoff, *diese* lässt sich von dem ihrigen durchdringen und befruchten. Darum hat auch die Gelehrtenschule alles eigentlich und formell Wissenschaftliche durchaus von sich fern zu halten, ohne darum den schönsten Stoff der Wissenschaften, wie er sich historisch in dem Fortgange der geistigen Entwickelung hervorgebracht hat, irgendwie zu entbehren. Unseres Wirkens Aufgabe, sagten wir, ist *Bildung*; wenn wir aber bilden, so soll eine Gestalt entstehen, sei es dass wir das Innere des Geistes im Aeusseren darstellen, oder ein uns Aeusseres und Gegenständliches in unsern Geist aufzunehmen und ihm zu assimiliren haben. Wir halten ferner fest, dass auch die Entwickelung der Menschheit ein Organisches, ein Stetiges, ein dem Ziele höherer Vollendung unaufhaltsam Entgegenreifendes ist, ob wir gleich oftmals die Wege, Mittel und Gründe des himmlischen Erziehers eben so wenig verstehen, als das Kind zur Zeit immer den Vater oder der Schüler den Lehrer versteht. Diesen grossartigen Gang und Plan, den die Menschheit gegangen ist, sollen auch wir in unserer Entwickelung gehen, wir sollen in unserer individuellen Ausbildung die allmählich gereiften Früchte des Geistes, wie er durch alle seine Perioden und Phasen hindurch geworden ist, nicht bloss brechen sondern auch geniessen, und mit rascher, concentrirter Energie in unserm Innern eine Gestalt desselben ausprägen. Hiermit erhellt von selbst die ausserordentliche Bedeutung einer in solchem Sinne gefassten *Geschichte* für die Gelehrtenschule; dieselbe muss entschieden in den Vordergrund treten und von ihrem Standpuncte aus, ich möchte fast sagen, *alles* des Denkens und Redens Würdige betrachtet werden. Natürlich aber nehmen wir hier die Geschichte nicht in dem engeren Sinne, wo sie den Wechsel und Wandel der Staaten und Völker, die Zerrüttungen der Sitte und die Wuth der Kriege, den Bestand der

Verfassungen und die Blüthe der Bildung in politischer und Culturgeschichte zusammenfasst; wir verstehen sie vielmehr als den Inbegriff menschlicher Bildung nach der gesammten reichsten Entwickelung, deren sie fähig ist, als die in allen ihren Factoren explicirte höchste Potenz geistiger Empfängniss und Wiedererzeugung, wovon Sprachen und Wissenschaften, Litteratur und Kunst im Laufe der Weltgeschichte das tiefe Gepräge liefern. In diesem Sinne soll der gebildete Mensch, der berufen ist, seinen Gesichtskreis über die Gegenwart und nächste Umgebung auszudehnen, alle die verschiedenen Stadien der Geistesbildung, die der Standpunct der einzelnen weltgeschichtlichen Nationen gewesen sind, in *seinem* Geiste durchwandern und, auf keiner derselben stehen bleibend, vielmehr sie als Blüthen und Fruchtkeime höherer Geistesentwickelung sich aneignen. Der gebildete Mensch hat, wenn er die Schule, von der wir hier handeln, betritt, die bunte in Naturschöpfungen sich überbietende Welt morgenländischer Phantasie bereits in der Feen- und Mährchenwelt seiner eigenen Kindheit überwunden, sein Standpunct ist vielmehr eigentlich der, wo der Geist seiner selbst bewusst wird, sich in seiner Welt und Umgebung zurecht findet; man wird ihn daher gern vorwärts gehen lassen und ihn erst dann, wenn er selbst fester und heimischer darin geworden ist, zurückführen in das Kindesalter des menschlichen Geistes nach Indien und Aegypten, und auch dann nur einmal zu einem kurzen und flüchtigen Einblicke. Vor allen Dingen soll er jetzt verweilen bei dem Volke, das an der Hand Gottes ging, aber auch bei den beiden grossen Völkern, die Gott ihre eigenen Wege gehen liess. Mit jenem soll er wandern in das Diensthaus nach Aegypten und in die Wüste, soll mit ihm jauchzen auf Zion, aber auch mit ihm trauern an den Wassern zu Babel, und in Allem soll er erkennen lernen die Wege und Abwege des eigenen Lebens und Strebens. Er soll das Räthsel lösen, das dem hellenischen Volke gestellt war, und in ihm die Fülle der Kräfte und den Reichthum der Gaben und Erzeugnisse schauen, deren die rein menschliche Geisteskraft als solche fähig ist; er soll mit freudiger Liebe bei den harmlosen Schöpfungen der Kunst, der bildenden wie der redenden, bei den Denkmälern der Geschichte und Weisheit verweilen, aber auch die Thatkraft und den Heldenmuth des Römers bewundern, der für Ein grosses Ziel alle seine Kräfte und Neigungen, Gut und

Blut opfert, damit sein Vaterland immer herrlicher werde. Aber was ist Geistesblüthe und Thatendurst, was ist auch die glänzendste Entwickelung der Humanität, was ist selbst das schönste irdische Vaterland gegen das Wissen von der erlösenden Liebe und den Hunger nach dem Brode des Lebens, gegen das reich entfaltete Leben einer durch Christum begnadigten gläubigen Seele, gegen das Erbtheil unserer himmlischen Berufung und die ewige Heimath droben? — Das Christenthum trat in die Welt, und damit eine Alles überwältigende geistige Macht, ein Sauerteig, der alle Gebiete des Lebens zu durchdringen bestimmt war und diese seine rückwärts und vorwärts gehende Kraft gar bald an den Tag legen sollte. Nun sind alle Räthsel der Zeit enthüllt, die Bedeutung der Vergangenheit ist geoffenbart wie der Sinn der kommenden Zeiten gewiesen; mit diesem Schlüssel, der auch den rechten Eingang in das Alterthum öffnet, treten wir getrost in die dunkelen und verworrenen Zeiten des Mittelalters, und sehen auch da ein wunderbares Licht, das uns hinübergeleitet in die inhaltschwere Geschichte der letzten Jahrhunderte und damit in die Zeit, deren Kinder wir selbst sind und in der wir in einem höheren Sinne uns zurechtefinden und heimisch machen sollen.

Das ist der Gang durch die Geschichte, den der gebildete Mensch gehen, dessen Entwickelungsstufe er innerlich durchleben soll. Ein solcher Gang gleicht dem Blicke eines Wanderers von einer Höhe hinunter auf ein unermesslich weites Ackerfeld, auf dem die verschiedensten Fruchtarten und Pflanzen neben einander wachsen, wo ein Gewächs das andere überschattet und verdrängt, Unzähliges frucht- und spurlos wieder verschwindet, Anderes der Erde seinen Samen wiedergibt und sterbend neues Leben erzeugt, wo hier silberhelle Quellen aus dem tiefen Schoosse der Erde emporsteigen, dort gewaltige Ströme rauschen und ihre rollenden Fluten dem Meere zutragen, hier die Auen grünen, dort Berge und Felsen sich emporthürmen; so wenig aber dem ruhigen Beschauer bei allem bunten Wechsel, bei allem Umschwunge, darin die Erde um sich selbst und um die Sonne sich bewegt, das Einzelne sich entziehen kann: so wenig gehen die Weltgeschicke im Strome der Zeit unter, nur die nächste Umgebung am Fusse des Berges verbirgt sich ihm, *die Gegenwart ist keine Bildungssphäre für den Geist.*

Es erhellt wohl mit Leichtigkeit, was denn nun auf solchem Wege nach seinem aus positiv und historisch überlieferten Umfange und Inhalte als besonderes Bildungsmittel der Jugend zu solchem Zwecke an- und aufzunehmen ist. Die von einem Volke irgendwie überlieferte geschichtliche Kunde ist kein ausreichender Stoff dazu; sein Leben muss geistig in Werken der Litteratur auch der Kunst ausgeprägt sein, aber nur die Werke der Litteratur können für die Jugend sich eignen. Aber der menschliche Geist hat seine Gaben auch zu *menschlicher* Entwickelung empfangen; wie den Knechten von dem Herrn des Himmelreichs die Centner zugetheilt werden, einem jeglichen nach seinem Vermögen (*Mt.* 25, 15.), so sind auch unsere Gaben und Fähigkeiten zwar in den Dienst eines höheren Berufs gestellt, aber dennoch der eigenen Entwickelung und Ausbildung durch die von Gott geliehene Kraft eben so empfänglich als bedürftig, vorausgesetzt, dass sie dem angegebenen endlichen Dienste nicht entzogen werden. Neben dieser, oft freilich mit ihr eng verschlungen, geht eine andere Führung her, ich meine die der unmittelbaren Gnadenwirkungen Gottes an den Seelen der Menschen, denen der Erzieher doch auch an seinem Theile entgegenzukommen hat, so dass er dem oft wenigstens zur Zeit nur noch leisen Zuge der Gnade für die kräftige Aneignung und baldige Befruchtung eine grössere Folie unterzubreiten suchen muss. Der Herr zieht uns zu keiner Zeit allein oder auch nur vorzugsweise für das Ziel des Erdenbürgers heran; unsere höhere Bestimmung wird nie vergessen, darum sollen auch wir ihrer besonders eingedenk sein. Ehe wir aber in Christo von dem heiligen Geiste uns können erleuchten, heiligen und führen lassen, bedarf es für uns noch manches besonderen Weges. Ein unvergleichlicher Spiegel dazu ist die Geschichte des alten Bundesvolks, wie sie in den Urkunden des A. T. vor uns liegt, eben deshalb auch eine nicht genug zu preisende, wenn auch keineswegs genügend benutzte, unerschöpfliche Fundgrube für die rechte Erziehung der einzelnen Seele zum Gottesreiche. Das auserwählte Volk durchlief an der Hand des Herrn alle Stadien und Alter des Lebens und wurde ein Vorbild des irdischen wie des ewigen Gottesreichs. Aber die auf dem Standpuncte des A. T. stehende Seele ist der Erlösung dem Keime und der Kraft nach schon theilhaftig geworden; der Herr aber holt sich seine Beute so gern aus dem Reiche der

Welt und will die am liebsten, die mit allen menschlichen Gaben und Kräften am reichsten ausgestattet sind. Diese Seite suche man nicht bei dem prophetischen, sondern bei dem poetischen und dem practischen Volke der Vorzeit, nicht bei den Erzvätern, sondern bei der Jugend und dem Mannesalter der Weltgeschichte. Darum grade hat Gott diese so überaus reich ausgestattet, damit an ihnen alle folgenden Geschlechter das Licht menschlicher Erkenntniss anstecken könnten und hat ihnen vor allen Dingen wieder *das* Werkzeug gegeben, das der Talismann des Geistes, die Wünschelruthe des Gedankens ist und wie mit einem Zauberschlage die Enden der Erde, die Fernen der Zeit und die Gegensätze des Sinnes in den lebendigsten Verkehr und in die staunenswürdigste Einheit versetzt, das *Wort* meine ich; und darum soll und wird das Wort auch in aller höheren und edleren Schulbildung Anfang, Mitte und Ende bleiben, woraus, wodurch und wozu alle ihre Thätigkeit sich ergeht. In so fern wird auch die gegenwärtige, erweiterte Gestalt unserer Aufgabe das frühere formale Princip nicht zu verachten und auszuscheiden, vielmehr willig in sich aufzunehmen haben. Das Wort selbst aber kann nun wieder noch auf dreifache Art bildend und gestaltend wirken, und macht darnach jedes Mal einen besonderen andern Theil der Bildungsthätigkeit aus. Es ist nemlich ja einmal der Vermittler alles Unterrichts überhaupt, es ist also das lebendige Wort des Lehrers, womit und worin er an den Schülern arbeitet, und gewiss wird, je schöneres Gepräge reichen Geistes darin von Gott dem Einzelnen verliehen ist, um so grösser auch der Segen der Wirksamkeit sein; allein wenn der Gymnasialunterricht dieses Rüstzeug seines Kampfes mit allem Unterrichte gemein hat, geniesst es durch die grosse Nahrung und Befruchtung seines Geistes mit dem in den ihm ganz vorzüglich überwiesenen sprachlichen Urkunden liegenden Schatze noch einen besondern Vorzug. Weiter ist dann aber der unberechenbare Gewinn dieses in unübertroffenen Denkmalen geistiger Grösse niedergelegten Wortes der zweite Gewinn, den man nur ganz einfach aufzuthun braucht, um seinen Kern und Gehalt nützbar zu machen. Es ist endlich die so natürliche, aber auch so nothwendige Aufgabe, dieses Wort sammt dem beseelenden Geiste nicht bloss in sich aufzunehmen und seinem Geiste zu assimiliren, sondern auch in lebendiger Kraft wieder aus sich zu erzeugen. Dazu ist das

Wort uns eine so grosse Gabe und in dem Worte haben wir nicht etwa eine abgezogene, ihrem Inhalte mehr oder weniger fremdartige Form, sondern vielmehr den reinen und völligen Inhalt nach seiner ganzen reichen Entfaltung selber und grade nirgend ist das mehr der Fall als eben in den Sprachen und Litteraturen des darum mit Recht so genannten classischen Alterthums. Das in ihm sich bewegende Leben wird unser werden, wenn wir mit angestrengter Kraft die drei Wege gehen, die mit dem Worte gegeben sind, dass wir *einleiten* durch und in dasselbe, dass wir es *auslegen* und dass wir es *anwenden* oder wieder erzeugen (Introduction, Interpretation, Reproduction). Das sind denn auch in Wahrheit die drei Hauptstücke im ganzen Haushalte einer Gelehrtenschule, und sie wird um so segensreicher wirken und sich der Erfüllung ihrer höchsten Aufgabe nähern, je mehr diese drei alle in den engsten Zusammenhang und die lebendigste Wechselwirkung mit einander gesetzt werden.

Zu der eigentlichen *Einleitung* oder Einführung in das Alterthum rechne ich natürlich mehr als man gewöhnlich darunter versteht, und namentlich muss der ganze historische Unterricht, in so weit er das Alterthum betrifft, hierher gezogen werden. Ich wünsche, wie in diesem ganzen Unterrichte, überhaupt durch lebendiges Zusammenwirken aller Kräfte und Aufgaben das ersetzt werden muss, was sonst so oft ein immer gesteigertes Maass von Zeit in Anspruch genommen hat, so auch besonders zwischen dem Geschichtsunterrichte und der einschlagenden Lectüre ein möglichstes Ineinandergreifen, weil dadurch diese eben so sehr belebt als jener anschaulich und eindringlich gemacht werden kann. Man benutze zu diesem Ende schon auf den untersten Stufen den Cornelius zur Ausführung biographischer Gemälde, zu denen er so treffliche Skizzen liefert, und lasse etwas später selbst den aus sprachlichen Gründen oft verschmähten Justin nicht ausser Acht und steigere diess bis zu der obersten Classe hin in umfassenden Zeitgemälden, zu denen Tacitus und Thucydides so anziehenden Stoff liefern, aber auch selbst die attischen Redner eine stille Nöthigung enthalten. Geschieht dieses, so bedarf es mancher besonderen Stunde nicht, die sonst mit Recht die historischen Disciplinen mehr für sich in Anspruch nehmen würden. Was bliebe denn aber eigentlich darnach die Aufgabe der Einleitung? Sie ist einmal eine *weitere* und hat die Einführung in

das ganze Alterthum zum Zwecke; sie ist aber auch eine *engere* und sucht auf dem Boden des einzelnen Schriftwerks zu orientiren. In der ersten Weise gehören wohl ausser der im Geschichtsunterrichte vorkommenden Behandlung des Alterthums schwerlich besondere Lectionen hierher, es sei denn, dass man auf der obersten Stufe bei schon grösserer Bekanntschaft mit dem Alterthume und bei den selbständigeren Studien, welche die Schüler zur Erkenntniss desselben durch Lectüre und Hülfsschriften machen können, Raum dafür finde. Man kann nun freilich wohl nicht leugnen, dass bis jetzt durch den geschichtlichen Unterricht eine genügende Vorbereitung und Beihülfe zur Einführung in das Alterthum nicht erreicht, ja zum Theil gar nicht beabsichtigt worden ist, weil man theils diesen Unterrichtszweig nach Zweck und Wesen für sich betrachtete, ohne ihn mit dem Ganzen in Verbindung zu bringen, theils aber auch noch immer eines recht geeigneten Führers als Grundlage und Studienbuch entbehrte. Als rechte und unerlässliche Vorbereitung für die Geschichte eines Volks dient eine genaue Kunde seines Landes, wobei natürlich alles dasjenige am stärksten hervorgehoben werden muss, was auf den geistigen und sittlichen Charakter seiner Bewohner von wesentlichem Einflusse ist. In diesen Geschichtsstoff selbst aber gehört mit allen Zweigen der Cultur auch die Litteratur hinein, über die mindestens in so weit eine Uebersicht hier gegeben werden muss, als die Schriftsteller mehr oder weniger nicht blos ihrem Leben, sondern auch ihrem Geiste und Charakter nach mit ihrer Zeit in naher Wechselwirkung stehen, worüber eine Nachweisung für das lebendige Erfassen ihrer Geisteserzeugnisse besonders lehrreich ist. Es würde eine für die Schule durchaus ungeeignete Betrachtungsweise sein, wenn man eine Gattung der Litteratur durch alle ihre Entwickelungsstufen hindurch, wobei die Namen ihrer vorzüglichsten Bearbeiter nur die fast zufälligen Träger der nach einem inneren Naturgesetze des Geistes sich entwickelnden Fortschritte und Eigenthümlichkeiten wären, wissenschaftlich-systematisch verfolgen wollte; das gehört für die Universität: die Schule hält vielmehr die historischen Persönlichkeiten fest, zeigt wie dieselben durch Zeit und Umgebung geworden sind, wie sich in ihnen die litterarische Aufgabe gebildet hat, mit welchen Hauptpersonen des politischen Lebens sie in näherem oder entfernterem Verkehr gestanden; diess Alles

aber nicht in wissenschaftlicher Tiefe und Ausführlichkeit, vielmehr oft nur durch Hervorhebung einiger besonders wichtiger Personalien. Das besondere Schriftwerk aber mit den übrigen Erzeugnissen derselben Gattung in Beziehung zu setzen, bleibe der besonderen Einleitung in die Lectüre vorbehalten. — Neben der Litteratur ist auch der Cultur im weiteren Sinne zu gedenken, der Religion und Kunst, der Verfassung und des bürgerlichen Lebens, doch nur in so weit, als es wirklich von einer geschichtlichen Bedeutsamkeit ist und sich nicht etwa auf die Befriedigung einer gewissen litterarischen Neugierde beschränkt, der überall kein Vorschub geleistet werden darf. Man könnte freilich hiegegen den grossen Umfang einwenden, dem eine fruchtbare und erfolgreiche Behandlung des Geschichtsunterrichts unterliegen müsse; doch fürchte ich diese Gefahr in Wahrheit nicht, theils weil man in den achtbarsten neueren Lehrbüchern schon dieses Alles in den Kreis desselben hineingezogen sieht und alle besonderen Lectionen dafür wegfällig sein würden, theils weil man von andrer Seite durch die sorgsamste und strengste *Auswahl* des für die Mittheilung geeigneten Stoffs solcher Gefahr jedenfalls vorzubeugen die Pflicht hat. Grade hiefür aber müsste ein solches Lehrbuch von besonderem Werthe sein, weil es dem Geschichtslehrer sonst gar zu schwer werden will den unermesslich reichen Stoff dergestalt zu beherrschen, dass er das nach Alter und Standpunct Wünschenswerthe aus dem ganzen Schatze genau auszuwählen im Stande ist. Wer, dem diese so schwierige Aufgabe im Schulunterrichte zu Theil geworden ist, wollte sonst nicht willig eingestehen, dass es eine völlige Sache besonderer Vorliebe und Neigung, eigenthümlicher Richtungen und Studien, selbst der zufälligen Quellen und Hülfsmittel ist, die der Lehrer bei dem Unterrichte zur Seite hat, in welchem Maasse und mit welcher Auswahl er das geschichtliche Material den Schülern zutheilt. Diesem Uebelstande wäre vorgebeugt und des Lehrers Arbeit wesentlich durch einen sicheren Führer in einem solchen Lehrbuche, wie es bezeichnet worden ist, erleichtert. Doch soll damit dem Zwange, womit etwa ein bestimmtes Lehrbuch der Art auf höhere Anordnung verfasst, demnächst approbirt und in *allen* Schulen gleichmässig eingeführt würde, eben so wenig Vorschub geleistet werden, als das nur zu oft jetzt

wieder

wieder auftauchende Streben, die Methode des Unterrichts zu uniformiren und dadurch wo möglich auch von dieser Seite her das frische und selbständige Leben der Jugend zu nivelliren, irgend eine auch nur scheinbare Unterstützung oder Anerkennung erfahren darf.

Die *besondere Einführung in die Lectüre* der alten Classiker ist von ungemeiner Wichtigkeit, darf aber durchaus nicht auf eine Einleitung in dem gewöhnlichen Sinne sich beschränken, umfasst vielmehr denjenigen Theil der Interpretation überhaupt, welcher den Zusammenhang des Schriftwerks mit Leben und Geist des Verfassers wie der ganzen Zeit, in der es entstanden, nachzuweisen hat. Soll diess aber mit einigem Erfolge geschehen, so ist es unerlässlich, diejenigen Winke und Bemerkungen vorauszuschicken, die die Aufmerksamkeit des jungen Lesers spannen und sein Interesse fesseln, ohne dasselbe zu überreizen oder Erwartungen zu wecken, hinter denen der nachmalige Eindruck zurück bleibt. Die Aufgabe solcher Einleitung beschränkt sich also auf eine kurze Nachweisung: a) die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers in Bildung, Geist und Charakter, so wie des Einflusses seiner Zeit und Umgebung auf ihn und seine Arbeit; b) der Verbindung, in welcher das litterarische Erzeugniss desselben mit anderen derselben Gattung vor und nach ihm steht, seiner künstlerischen Natur und Würdigung; c) der Bedeutung, des Inhalts und Umfangs, wodurch sich der von dem Schriftsteller behandelte Stoff auszeichnet und um dessen willen er dem jugendlichen Leser in möglichster Frische, Gründlichkeit und Lebendigkeit vor die Seele geführt werden soll.

Der Uebergang aus dieser Aufgabe in die zweite, die der *Interpretation*, ist leicht und unvermerklich; gar oft werden sich die Grenzlinien zwischen beiden gar nicht unterscheiden lassen. Wir treten aber damit in das Hauptgebiet des gesammten Gymnasialunterrichts, in den grössten und einflussreichsten Theil seiner Wirksamkeit. Der Lehrer kann hier durch Einschlagung einer richtigen Art eben so segensreich wirken als durch Fehlgriffe der guten Sache wesentlich schaden, nie aber den unverkennbaren Gewinn zerstören, den die Lectüre und der stille Umgang mit grossen geistigen Genien unwillkührlich auf jedes empfängliche Gemüth ausübt. Der Interpret soll es sich zur Hauptaufgabe stellen, den Schriftsteller möglichst ganz und voll, rein und frisch auf den Leser wirken zu lassen; er steht vor einem

reichen Gemälde, auf welches ein begieriges Auge schaut; er sorgt dafür, dass das rechte Licht auf alle Theile falle, keiner durch irgend eine Ungunst verdunkelt oder durch Unachtsamkeit trotz seines Werthes für das Ganze unbemerkt gelassen werde. Er weist sie auf die mancherlei Situationen, Scenen, Gruppen, Züge, die das Gesammtbild vollenden; er sucht dieselben erst im Einzelnen deutlich zu machen, bringt sie dann in Zusammenhang mit dem Uebrigen, schreitet zu immer weiteren Kreisen vorwärts und wirft zuletzt einen Rückblick auf das Ganze. Der Interpret soll einzig darauf bedacht sein, sich baldmöglichst entbehrlich zu machen, er soll alle Aufmerksamkeit von sich ab und auf den Gegenstand hin lenken, er soll also auch verhüten, dass der Blick von demselben abschweife auf ein anderes Object hin oder das Nachdenken bei irgend einem, vielleicht ganz äusserlichen, Anlasse sich anderswohin verliere oder in sich versinke. Es ist mit diesen Worten schon auf viele Verirrungen hingewiesen, in die man leicht verfallen kann und die wirklich oft begangen werden; aber keine scheint mir nachtheiliger und zerstörender auf den ganzen grossen Erfolg classischer Lectüre einzuwirken, als wenn der Lehrer Anlass nimmt von jeder zufälligen und unwesentlichen Erscheinung, seine Lieblingsideen vorzutragen und mit denselben bald in die weiteste Ferne zu schweifen, von wo die Rückkehr zum Schriftworte beinahe unmöglich wird, er mithin das eigenthümliche, auch in dem todten Worte so lebendige und wirksame Geisteserzeugniss zu einem blossen Vehikel behaglicher Expectorationen und zu einem Felde eigenen, wenn auch noch so tüchtigen, Schaffens macht, auf welchem die rechtmässig gewählte Grundlage entweder verschwindet oder erstickt wird. Die allerberedteste und eindringlichste Weise der Erklärung ist gar oft die stumme, es wird daher bisweilen wohl gethan sein, dem frei und fliessend in deutscher Mundart vom Lehrer wiederholten Stücke nichts weiter hinzuzufügen, immer aber den Inhalt des Gelesenen recht lebendig vorzuführen und mit dem antiken Leben, das in sich so abgerundet und durchdrungen war, in Verbindung und Zusammenhang zu setzen. Wir müssen mit dem Drama uns dergestalt in die attische Bühne versetzen, dass Alles wie vor unsern Sinnen sich begibt; wir müssen mit dem Chore innigen Antheil nehmen an den Schicksalen des geliebten Herrscherhauses, aber auch gleich dem damaligen Zuschauer den freien

Blick über die ganze Entwickelung uns bewahren, müssen dem Zwecke der beabsichtigten Täuschung gemäss in Sophokles Elektra als Augenzeugen von Orest's Geschick an Krissas Strand wandern oder zu andrer Zeit dem Gange der olympischen Spiele folgen, den Uebungen spartanischer Jünglinge an den lorbeerumkränzten Ufern des Eurotas zuschauen, hier an den Panathenäen aus dem Kerameikos durch die Hermenstrasse und die alte Burg Athens und so den weissen Marmorbau der Propyläen hinan zum schönen Parthenon, darf mit dem römischen Imperator vom Thore am Circus durch die heilige Strasse bis zum Capitol gehen, um dieses alte Leben in seinen glänzendsten Momenten und Beziehungen anschaulich aufzufassen. Doch nicht das allein: wir müssen uns recht eigentlich mitten in das Volksleben stürzen und an seinen vielseitig bewegten Interessen innigen Antheil nehmen, wir müssen mit den Handelnden Parthei ergreifen, mit dem Angeklagten ins Gericht, mit dem Rathschlagenden in die Volksversammlung und Senatssitzung gehen, ja auch in die eigenthümliche Denkungs- und Empfindungsweise des Alterthums uns hineinversetzen, wobei der oft so schroffe Abstand gegen alle modernen Lebensverhältnisse uns zu Hülfe kommt. Nicht selten wird eine Gelegenheit sich darbieten, wo die Anschauung der Natur, die Einwirkung der Kunst, die Einflüsse mannigfaltiger Gemüthszustände und Lebensansichten in ihrer völligen Verschiedenheit von der durch das Christenthum umgestalteten Weltansicht klar und stark uns entgegentreten, und der Interpret wird sich wenigstens einzelner Andeutungen dabei nicht zu enthalten haben, je nach dem Maasse der Fähigkeit und Empfänglichkeit, die er in der ihm überwiesenen jungen Schaar vorauszusetzen berechtigt ist. Auch wird hier ohne die Gefahr der Ueberladung oder Ueberspannung viel zu erreichen sein, wenn für alle solche Mittheilung des Interpreten das Gesetz der Anschaulichkeit geschrieben und der Character des Plastischen oder Graphischen bewahrt wird; nur alles Nebulöse, in allgemeinen Umrissen und abstracten Gedanken Verschwimmende bleibe ja fern davon, es würde an sich schon dem Geiste des Alterthums widersprechen. Wohl aber ist der gereifte Schüler fähig, eine vom Schmerze versteinerte Niobe von einer mater dolorosa, den bei allem Reichthum darbenden Eros des Sokrates von der reichen, reinen Liebe, deren Triumphgesang beim Ap. Paulus ertönt, eine sophokleische Klage über die Nichtigkeit des

Lebens von der tiefen Wehmuth des gebeugten Sünders oder einen platonischen von einem christlichen Beter unterscheiden zu lernen. Oder wer würde sich denn enthalten können bei Horazens schöner Ode Pindarum quisquis studet aemulari mit Schillers Macht des Gesanges eine nahe und lehrreiche Parallele zu ziehen, oder bei den vor den Schrecknissen der Natur vergossenen Thränen in der horazischen Ode an Virgils Schiff zum rechten Verständniss der sicci oculi an den weiten Abstand von der Wehmuthszähre zu errinnern, an Goethe's Wort im Tasso und an Lord Byrons herrliches Gedicht (die Thräne) anzuknüpfen?

Wohl frägt es sich hiebei nun, wie weit das *sprachliche* Verständniss zu verfolgen sei? Es versteht sich ganz von selber, dass jede Schwierigkeit, die von dieser Seite her vorhanden ist, um in den vollen Sinn und Zusammenhang hineinzudringen, nothwendig hinweggeräumt werden muss. Aber in dem Worte, in der ganzen sprachlichen *Form* mit dem Reichthume von Bildungen, mit der Mannigfaltigkeit von Fügung und Stellung liegt eine auf das Material der sprachlich vorgeführten Begriffe bei weitem nicht beschränkte Gedankenwelt. Gerade der sinnvolle, der gedankenreiche Schriftsteller liebt es von der graden Heerstrasse des gewöhnlichen Ausdrucks abzuweichen, eben weil sich die ganze Zusammenstellung von Vorstellungen und Empfindungen, um die es sich nun zunächst handelt, in seinem schöpferisch lebendigen Geiste noch eigenthümlich gefärbt hat. Diese Abweichungen werden oft in hohem Maasse lehrreich sein, der Schüler aber wird schon um deswillen darauf aufmerksam gemacht werden müssen, damit er das allgemeine oder objectiv Gesetzliche von dem individuell Rhetorischen unterscheiden lernen; dabei aber würde es als ein gleich schweres Vergehen an dem Schriftsteller wie an der lernenden Jugend erscheinen, wenn man solches wollte eine blosse Abweichung nennen, ohne den geistigen Inhalt, wenn auch nur in geringer Nüançe beschlossen, daraus zu entwickeln, der eben dem denkenden Schriftsteller die Berechtigung zu dieser freieren Behandlung des Sprachgesetzes gibt. Der Lehrer wird aber auch bei dem reiferen Alter nicht umhin können auf das sprachlich Eigenthümliche eines Schriftstellers überhaupt hinzuweisen oder die verschiedenen Zeitalter an bestimmten Richtungen kenntlich zu machen, zumal wenn die Uebergänge bei mächtigen Umwälzungen des ganzen äusseren und politischen

Lebens so merkliche und interessante sind, wie der Abstand des ciceronischen von dem eigenthümlich augusteischen Zeitalter, die kaum durch ein Menschenalter getrennt sind, was aber, wie die Geschichte der jüngsten Perioden *unserer* Litteratur zur Genüge zeigt, für eine erhebliche Verschiedenheit im Gebiete geistiger Zustände schon ein ganz genügender Zeitraum ist. Es wird hiebei, um nur an ein Paar Beispielen das Gesagte näher kenntlich zu machen, die lose Satzverknüpfung mit einem sic-ita beim Livius der strategisch abgeschlossenen und voll gerundeten Periode eines Cicero entgegenzustellen, es wird nicht zu vergessen sein, wie Mittel und Ziel in der Auffassung mit einander vertauscht worden sind, wenn die Wörter des Gewöhnens vor Augusts *Zeit* den Gegenstand, worin die Gewöhnung stattfindet, als Mittel dieser Thätigkeit, später als ihr vorschwebendes Ziel behandeln, welchem jene Thätigkeit sich nähert (assuescere u. s. w. mit Abl., später mit Dativ); es wird hinzuweisen sein auf die übertragene Bedeutung, die allmählich die zunächst nur räumliche Verhältnisse bezeichnenden Präpositionen, wie sub, ex u. a. (s. *Fabri* zu *Liv.* 21, 12.) nach einem natürlichen Entwickelungsgesetze der Sprache erlangen. So bei römischen, so bei griechischen Schriftstellern; wo man unter anderen den grossen Gewinn, den Homer für die Erkenntniss einer in ihrer Bildung begriffenen Sprache an deutlichen Kennzeichen und Spuren bietet, nicht unberücksichtigt, noch das Energische in dem sophokleischen Gebrauche des Substantivs und Adjectivs, mit bisweilen transitiver Bedeutung, nicht unerwogen lassen darf. Diess setzt dann aber nothwendig voraus, dass, wenn solchergestalt dem rhetorisch-individuellen Character der sich innerhalb der allgemeinen Sprachgesetze bewegenden Schriftsteller sein Recht wiederfährt, auch der Grundtypus und die gesetzliche Basis der sprachlichen Entwickelung eines Volks nicht verabsäumt werden darf, vielmehr jenem gegenüber nur um so strenger und schärfer festzuhalten ist. Aus diesem Grunde sind besondere grammatische Stunden, wenn auch nicht in allen Classen oder in stehenden Lectionen, schwerlich zu entbehren, um so weniger bei dem gegenwärtigen Stande unserer grammatischen Lehrbücher. So trefflich diese nämlich an sich auch sind und einen reichen Schatz gründlicher Belehrung darbieten: so fehlt ihnen doch nach einer, wie ich glaube annehmen zu dürfen, weit verbreiteten Ueberzeugung

praktischer Erfahrung jene für das Bedürfniss unserer Schulen nothwendig zu erstrebende grosse Einfachheit und Uebersichtlichkeit. Es bedarf für unsere Zwecke eines sehr kurzen Abrisses *einmal* der wirklich gesetzmässigen und *zweitens* der durchaus eigenthümlichen Bildungen einer Sprache; gewiss kann bei Anwendung dieser beiden Grundsätze auch die Formenlehre, in viel grösserem Maasse jedoch die Syntax der alten Sprachen um ein ganz Bedeutendes vereinfacht und abgekürzt werden, ohne dass man jedoch der tiefen und gründlichen Einsicht in die sinnvolle Natur mancher Spracherscheinung, die durch die neuesten Forschungen gewonnen worden ist, deshalb verlustig zu gehen braucht. Nur müssten auch noch *die* beiden Gesichtspuncte mit möglichst strenger Consequenz festgehalten werden: dass die zahlreichen, weder etymologischen noch syntaktischen, sondern rein lexicalischen Bestimmungen, die sich jetzt in unsere besten und gangbarsten Grammatiken sogar hineingeschlichen haben, völlig wieder aus diesem Gebiete als einem fremdartigen ausgeschieden werden müssen, und dass für die Anordnung des Ganzen eine einfache, aus dem Geiste der jedesmaligen Sprache selbst entlehnte Eintheilung und Gliederung gewählt werde. Zu dem ersten Puncte zähle ich freilich auch alle diejenigen Regeln mit, welche lediglich dadurch entstehen, dass ein Wort mit seiner Bedeutung in eine andere Structur und Rection übergeht, wo mithin die Regel selbst nicht durch das Wort als solches, sondern durch seine Bedeutung bestimmt wird, weshalb auch nur diese überhaupt eigentlich maassgebend sein kann.

Sollte man aber dennoch bezweifeln, dass eine einigermaassen genügende und zur Auffassung eines Bildes vom Alterthum dienende Kenntniss desselben durch die Lectüre gewonnen werden könne: so wäre darauf zu entgegnen, nicht bloss, dass eine auf einem beschränkteren Gebiete mit sinniger Liebe verweilende, öfter dazu zurückkehrende und sich mit gründlicher Vertrautheit darin heimisch machende Beschäftigung schon von da aus eine sichere und bessere Bekanntschaft mit dem Ganzen gewinnt, als ein flüchtiges Durcheilen ohne Rast und Wahl verschaffen kann; aber auch, dass durch Concentration wie durch Benutzung der Privatlectüre, auf die jede Schule, die im Uebrigen ihre Zöglinge nur ja nicht mit vielerlei Gegenständen und Arbeiten überladet, eben so gewiss rechnen soll als rechnen darf, vielleicht mehr erreicht werden kann als man gewöhnlich denkt.

Ich darf hier einmal die Lectüre eines Schülers mustern, der, mit mittleren geistigen Gaben ausgerüstet, etwa von seinem neunten oder zehnten bis neunzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre die Schulbahn durchläuft; ich nehme dabei allerdings ein Gymnasium von 6 Classen an, was zwar in unserem Lande bis jetzt noch eine seltene Erscheinung ist, wovon sich jedoch ein gleicher Maasstab ohne grosse Aufopferung auch auf kleinere Anstalten übertragen lässt, da die Schul*zeit* doch immer die nemliche bleiben wird; ich rechne auf die unterste Stufe 1 Jahr, auf die beiden nächstfolgenden je $1^1/_2$, auf die 3 höheren je 2 Jahre als regelmässigen Lehrcursus. Ich bemerke dabei ferner ausdrücklich, dass ich mich auf wirkliche Erfahrungen dabei stütze und jedenfalls für alle wichtigeren Puncte darin mich entschieden dadurch leiten lasse, indem das allgemeine Maass dadurch ermittelt wird, während die Auswahl selbst ja gar leicht bei den verschiedenen Schülern eine verschiedene sein kann. Ich setze dabei endlich das Verfahren voraus, das den Schüler in dem Verständnisse eines Schriftstellers erst in langsamer, mit seinen Eigenthümlichkeiten vertraut machender Methode befestigt, dann aber durch rascheres Fortgehen und vielfachen Verkehr mit demselben ihn in seinem Verstehen und Erklären geläufig zu machen sucht. Dazu mag es besonders nützlich sein, wenn er angeleitet wird, unmittelbar nach Lesung eines Schriftstellers in der Classe ihn für die nächstfolgende Zeit zum Gegenstande seines Privatfleisses zu machen und nicht eher von ihm zu weichen, als bis er mit ihm wirklich vertraut geworden ist. Die Privatlectüre, wohl geordnet und in Zusammenhang gebracht mit der öffentlichen und dem ganzen Unterrichte, muss allerdings wesentlich zu Hülfe kommen, kann es aber auch, wo im Uebrigen (und auch hier, wenn irgend Gefahr droht) eine Ueberladung fern gehalten wird, die das Grab alles gedeihlichen Schullebens und aller fröhlichen Jugendbildung ist.

Der Schüler mag im Lateinischen auf der dritten Stufe von unten, im Griechischen, worin der Unterricht natürlich später beginnt, erst auf der vierten Stufe die Lectüre von eigentlichen Schriftstellern anfangen: er wird demnach etwa Folgendes von da an bis zu seinem Abgange zur Universität vollenden können. Zunächst im Lateinischen liest er den Cornelius ganz, ebenso die Fabeln des Phädrus, vom Cäsar etwa 4 Bücher, vom Ovid

etwa 6 Bücher der Metamorphosen und einiges Andere, den Justin am liebsten ganz, mindestens aber die Hälfte; die Lectüre Ciceros beginnt mit einer passenden Auswahl historischen Stoffs, wofür gerade bei ihm so Manches zu finden ist in Werken, die sonst doch nicht zur Lectüre sich eignen werden, und geht zunächst vielleicht zu den catilinarischen Reden (nicht gerade allen) oder dem Lälius über, wählt dann aber die besten Reden, also wenigstens die für den Roscius von Ameria, für die manilische Bill, den Milo, den Sulla, das vierte Buch der Verrinen, daneben eine gute Lese von Briefen (vorzugsweise nach Süpfle's Auswahl), am liebsten im geschichtlichen Zusammenhange mit der Thätigkeit und den Lebensverhältnissen Cicero's, die der Schüler aus seinen Reden kennen lernt; hierauf den Brutus, Orator, das Werk de oratore, die Tusculanen, Officien und Bücher de finibus, entweder ganz, oder nur in den wesentlichen Parthien und dann statt dessen noch einige schwerere Reden. Neben der Lectüre seiner Reden gehe ein tüchtiges Studium des Livius, von welchem er mindestens 8 Bücher lesen kann, am liebsten den zweiten punischen, den macedonischen und die Samniterkriege; vom Sallust etwa das eine Werk und aus Plinius Briefen eine Auswahl, wie die von Herbst. Von römischen Dichtern liest er jedenfalls Virgils Aeneide und Horaz ganz, letzteren jedoch mit Ueberschlagung der Epoden und einer Reihe Satiren, von Terenz und Plautus je 2 Stücke, vom Tibull die beiden ersten Bücher. Dazu kommt endlich vom Tacitus der Agricola und ausgewählte Stücke aus den Annalen und Historien, das zehnte Buch des Quintilian und vielleicht ein Paar Biographien Suetons.

Einfacher ist natürlich noch die Reihenfolge und der Umfang der griechischen Lectüre, wenn auch der Abstand dessen, was sich hier erreichen lässt, von dem, was früher meist erreicht und bezweckt wurde, leicht noch weit grösser sein mag. Die Lectüre beginnt mit einer zweckmässigen Auswahl aus Xenophons Anabasis und mit Homer, den entschieden jeder Schüler ganz gelesen haben muss, ehe er die Schule verlässt; vom Herodot, in den der Schüler sich sehr leicht hineinliest, ist fast die Hälfte zu überschlagen und vorzugsweise in die eigentliche Mitte des persisch-hellenischen Kampfes hineinzuführen. Vom Lucian sind 6—8 der kleineren Schriften und vom Plutarch eben so

viele der schönsten Biographien zu wählen [1]). Es werden 3—4 platonische Dialogen, eben so viele Bücher des Thucydides und Staatsreden des Demosthenes nebst der des Lykurg wider den Leokrates oder einer vom Lysias, 4—5 sophokleische und 2—3 euripideische Dramen (vielleicht noch eine Auswahl aus dem übrigen poëtischen Schatze der Hellenen, etwa nach Burchards oder einer andern Anthologie) einen ausreichenden und fruchtbaren Stoff bilden.

Ich komme endlich zu der *dritten Hauptaufgabe*, welche in der *Reproduction* des also durch Lectüre und Unterricht gewonnenen Stoffs der Einsicht und Erkenntniss besteht. Diese kann eine gar vielfache, verschiedenartige, sie kann eine mündliche und schriftliche, eine regelmässige oder von der Gunst des Augenblicks unmittelbar gebotene sein; sie ist eine erweiterte und vergeistigte Repetition und lehnt sich an eine solche oft zunächst an. Unsere Zeit hat manche verachtete Kraft der Seele, manche ehedem werth gehaltene Uebung und Beschäftigung wieder zu Ehren bringen müssen; ich hoffe, dass hiezu auch die Repetition gehört, auf die man eine Weile vornehm herab zu sehen gewohnt war, als sei es nicht werthvoller auf einem kleinen und bekannten Gebiete sich mit Leichtigkeit zu bewegen als wie ein Fremdling mit unsicherem Tritte auf fremdem Boden zu wandern. In classischem Lande, als worin denn doch wohl unbestritten unser ganzes Tagewerk sich bewegt, will man natürlich vorzugsweise gern heimisch werden, und es ist gewiss ein schöner Genuss, wenn das wahrhaft erreicht ist; darum mögen Lehrer und Schüler es bei keinem Schriftsteller verschmähen, nicht blos von Stunde zu Stunde, sondern auch nach längeren Zwischenräumen immer wieder zu derselben Aufgabe zurückzukehren, bis ein völliges Verständniss und die Fertigkeit eines raschen und gewandten Wiedergebens in der Muttersprache erreicht ist. Bei dieser pas-

1) Es ist hier nicht der Ort die Wahl der Schriftsteller zu rechtfertigen oder einen allgemein gültigen Kanon aufzustellen, so wünschenswerth auch eine grössere Uebereinstimmung darin wäre; indessen befinde ich mich mit den beiden letztgenannten Schriftstellern im entschiedenen Widerspruche gegen *Köchly Princip des Gymn.-Unt. der Gegenwart*, S. 22. — Ein Buch, wie das bekannte von *Schelle*, aber zeitgemäss verbessert und tiefer gefasst, bleibt ein entschiedenes Bedürfniss.

siven Reproduction darf es jedoch nicht verbleiben, sondern dieselbe muss sich auf allmählich fortschreitenden Stufen zu immer grösserer Selbstständigkeit und Thätigkeit erheben. Angabe des Inhalts eines gelesenen Abschnitts mit näherem Anschlusse an die sprachliche Form des Schriftstellers, eine kurze Zusammenfassung eines längeren Pensums, eine Anknüpfung an eine ähnliche anderswo früher gelesene Darstellung, vielleicht selbst mit Hervorhebung der Vergleichspuncte, sind zum Theil schon Aufgaben des jüngeren Alters; man schreite zu grösseren Combinationen, rednerischen Ausführungen, zu Nachweisungen des Gedankenganges in ciceronischen Reden oder horazischen Oden — sei es in der fremden oder der Muttersprache — fort, man knüpfe endlich daran, wie sich von selbst ergebend, besondere Uebungen im freien mündlichen Vortrage über selbstgewählte Gegenstände, aus dem Kreise des Unterrichts und der Lectüre an, wie sie den beiden oberen Classen doch gewiss nicht fehlen dürfen. Ich fürchte nicht, dass man hiebei die Gefahr der Schönthuerei und Schwatzhaftigkeit mir vorhalte; ich wünsche zwar sehr alles eigentlich Declamatorische und Epideiktische hiervon fern gehalten zu sehen und glaube, dass dieses sich auch um so eher erreichen lässt, wenn man eben so sehr auf eine vorgängige feste Aneignung und Beherrschung des Stoffs dringt, als andrerseits den Character einer vortragsmässigen Darstellung, nicht einer Rede, für solche Uebungen festhält. Und wenn es ja doch wahr ist, was schon Cicero von sich selber bezeugt, dass die Jugend an den mannichfaltigsten Auswüchsen und Ueberströmungen des Geistes einen besonderen Reiz hat; so wird hier die schönste Gelegenheit sein, die ungebändigte Kraft zu zügeln und alle üppigen Auswüchse zu zerschneiden. Eine erweiterte Vorbereitung dazu wird es aber sein, wenn die Schüler möglichst frühzeitig auch in den Lehrstunden ausserhalb der Interpretation, namentlich in den geschichtlichen Lectionen, angehalten werden, des Lehrers Vortrag frei und selbstständig zu wiederholen, wodurch natürlich eine zum öfteren angestellte freie Repetition, die an des Lehrers Hand in kurzer Frage und Antwort in die Kreuz und Queere geht, keineswegs ausgeschlossen werden darf. Ein gleiches Verfahren auch auf andere Lectionen anzuwenden, in denen die Wiederholung mehr eine lebendige Erneuerung des Gedankenstoffs sein würde, ist zwar schwieriger, jedoch gewiss in mehrfachem Be-

trachte sehr empfehlenswerth; zur Erleichterung würde der Lehrer etwa die Hauptgesichtspuncte, die hervorragenden Spitzen kurz zu bezeichnen und damit auch den Gang zu ebenen und anzuweisen haben. Die Hauptsache wird indessen immer, wenigstens als die Spitze, in welche alle diese Uebungen auslaufen, zugleich auch als die schönste Blüthe des gesammten Gymnasialunterrichts, der *deutsche Aufsatz* bleiben, zu dem von einer Seite her, nemlich für die Vorbereitung des Stoffs, der lateinische Aufsatz allerdings ergänzend zur Seite treten darf [2]). Hiefür werden sich nun aus obiger Darstellung einige wesentliche Forderungen ergeben, die um so wichtiger sind, als davon nicht bloss das rechte Gedeihen dieser Aufgabe, sondern auch folgerechter Weise des ganzen Ertrages der durch die Schule zu gewinnenden Bildung abhängig ist. *Der Stoff dieser Uebungen schliesse sich ohne Ausnahme an den übrigen Lehr- und Lesestoff an*, wenn auch hierin selbst und in der Art der Anwendung und bald freieren bald abhängigeren Verarbeitung natürlich die grösste Freiheit obwalten kann und muss. Selten oder nie sollte eine Aufgabe gewählt werden, die rein und ausschliesslich der eigenen Erfindung angehörte, bei der nicht zugleich irgend eine Erneuerung, Sammlung, Wiedererzeugung oder Anfrischung eines anderweitig vorgekommenen Stoffes stattfände. Manche der herkömmlichen Themata würden an Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, wenn sie so an einen bestimmten Gegenstand, eine historische Situation, eine classische Stelle angeschlossen würde; andere erscheinen geradezu als verfehlt, weil sie ohne diess einen sichern Standpunct der Beurtheilung gar nicht gewähren, z. B. über das goldene Zeitalter, statt einer Darstellung desselben nach einem bestimmten Schriftsteller oder einer Vergleichung zwischen der hesiodeischen und ovidischen Auffassung etwa; über Schillers: der Uebel grösstes ist die Schuld, statt einer Darlegung des

2) So lange es feststeht, dass die Gelehrtenschule oder das Gymnasium eine geistige Erneuerung der antiken Menschheit in unserer Jugend bewirken soll, darf auch wohl die Reproduction der mit seinem ganzen inneren Gehalt unauflöslich verbundenen sprachlichen Form, mithin auch die selbstständige Bewegung des Schülers im freien lat. Ausdrucke, schwerlich fehlen; ich sehe daher auch die neuerdings dabei geäusserte Gefahr durchaus nicht, wenn der Lehrer der Sache selbst nur recht mächtig ist und es nicht, statt Mittel zu sein, zum Zwecke werden lässt.

antiken Schuldbegriffs überhaupt, oder seines Unterschiedes bei Griechen und Römern, in verschiedenen Zeitaltern und Schriftstellern, oder der Folgerungen aus der Scheidung des vorsätzlichen und unvorsätzlichen Vergehens, der *ἄτη* und *ὕβρις* u. dgl. m. Ist die Sache nirgend im Unterrichte ausführlicher schon vorgekommen, müssen natürlich Nachweisungen, am liebsten aus den Classikern selbst, gegeben werden; doch ist jedenfalls die Anschliessung an einen mündlich erörterten Stoff vorzuziehen, der nur dann einer litterarischen Behandlung weichen mag, wenn diese vielleicht für Form oder Stoff als Muster aufgestellt werden kann. Es kann hier nur die Absicht sein, allgemeine Gesichtspuncte für die Wahl anzugeben und die Gattungen überhaupt zu bezeichnen, aus welchen der Stoff zu entlehnen sein dürfte; zumal da sich der Wunsch nicht unterdrücken lässt, gerade diese Seite der ganzen Aufgabe zu anderer Zeit noch besonders ausführlich zu verfolgen. An die Spitze sind offenbar die eigentlich *historischen* Themata zu stellen, die in Mannichfaltigkeit und Inhalt einen so unendlichen Reichthum darbieten und eine so grosse Abwechselung in der Form der Behandlung gestatten; Erzählungen mit oder ohne vorliegendes Muster, Lebensgemälde, Characterbilder, Parallelelen, Schilderungen grösserer oder kleinerer Zeitabschnitte, Einkleidungen gegebenen historischen Stoffs in dialogische oder andere dramatische, oder auch oratorische, epistolarische u. s. w. Form; eine Abstufung vom Leichteren zum Schwereren wird sich hier von selbst schon darbieten, so dass weder der gereiftere Standpunct des Primaners noch der schwächere des jüngern Alters der zweckmässigen Nahrung entbehrt. Weniger beachtet pflegen die *geographischen* Aufgaben zu sein, die doch um so mehr empfohlen zu werden verdienen, als in ihnen eine eigenthümliche Seite der Darstellung zur Behandlung kommt, der Unterricht in diesem Fache in den obersten Classen meist in einiger Beschränkung ertheilt wird und für sie in vortrefflichen Hülfsmitteln einer gesunden deutschen Privatlectüre ein so ergiebiger und anziehender Stoff gegeben ist; es würde auf diesem Wege eine Ergänzung des öffentlichen Unterrichts gewonnen werden können. Eine Anschliessung an die classische Lectüre scheint freilich auch hier, wo sie möglich ist, sehr wünschenswerth; Herodot bietet dazu manche Gelegenheit, Curtius und Arrhian für Schilderungen aus dem Oriente, der reifere Schüler

wird sich aus Andern, wie Strabo, Plutarch u. s. w. Stoff sammeln können; Cicero's Verrinen können ihm für eine Beschreibung von Syrakus, Horaz in zerstreuten Stellen für eine Wanderung durch Latium die Grundlage bieten. Schwieriger sind in mancher Beziehung die *Alterthümer* für eine Benutzung dieser Art, wenn nicht, was ich für sehr wünschenswerth halte, ein besonderer Vortrag des Lehrers über dieselben den reichen Stoff nicht sowohl gibt als vielmehr sichtet und ordnet und eben dadurch die Verarbeitung desselben von Seiten des Schülers erst recht möglich macht. Wird dieser Vortrag vom Lehrer in lateinischer Sprache gehalten, so würde damit um so mehr für lateinische Ausarbeitungen eine passende Vorbereitung gewonnen werden. Hieran reihten sich in mehr selbstständiger Weise, Bilder antiken Lebens, wobei bald classische Stellen aus den verschiedensten Schriftstellern vom Homer an bis zu dem jüngern Plinius benutzt, bald Kunstwerke zugänglicher Art (Panofka) zur Grundlage genommen werden könnten; auch bietet die neuere philologische Litteratur (*Böttiger*, *Becker* u. A.) hierfür einen ausgezeichneten Ertrag. Manche von diesen werden in andere Gebiete hinüberstreifen, z. B. Schilderungen der Ausbrüche des Vesuv, nach Plinius, vielleicht zusammengehalten mit anziehenden neueren Darstellungen ähnlicher Art und durch dieselben belebt; die Meerfahrten und Handelswege der Alten, der Ackerbau bei Griechen und Römern, die Kampfspiele und so vieles mehr. Vor eigentlichen Sittenschilderungen und reflectirenden Zeitgemälden mögte ich eher warnen; denn so manches Hübsche dafür Horaz auch in seinen Satiren und Briefen bieten würde, läge doch bei der Jugend die Gefahr von Zerrbildern und Uebertreibungen zu nahe, andere Quellen aber, wie Juvenal und Tacitus, würden zu düstere Bilder liefern als dass man darin ein frisches und unbefangenes Gemüth geflissentlich üben sollte. Einen desto unbedenklicheren Stoff enthält die *Litteraturgeschichte*, die namentlich für Charakteristiken, ästhetische Beurtheilungen, Sammlung der Lebensverhältnisse oder eigenthümlichen Ansichten aus den Werken eines Schriftstellers, Schilderungen des Inhalts, Gedankengangs, Vergleichung mit verwandten Behandlungen sehr reichhaltigen Gewinn verspricht. Auf keinem Gebiete vielleicht würde auch eine Zusammenstellung als hier mit Erzeugnissen der neueren Litteratur ergiebig sein. Doch wird man solche, in denen es sich um die

schärfsten Gegensätze, darum auch um eine klare und lebendige Erkenntniss des Christenthums in seinem innersten Mittelpuncte und in seinem Abstande vom Heidenthume handelt, mit sehr behutsamer Vorsicht zu wählen, in den meisten Fällen wohl geradezu zu meiden haben; wie denn solche Aufgaben, deren Behandlung weder durch geschichtliche Hineinführung sich auf den Boden des Alterthums versetzen, noch mit innerster Lebensgemeinschaft auf christlichem Grunde ruhen kann, entschieden zu verwerfen sind. Diess gilt denn hauptsächlich auch für die ungemein zahlreichen Sätze und Aufgaben, die sich einer höheren oder reiferen Behandlung in *Reden* und *Abhandlungen* unterwerfen lassen, und für die ein reicher Vorrath von Maximen, Lebenserfahrungen, Gedanken und allgemeinen Wahrheiten in den alten Classikern aufgehäuft sind, in deren Lesung mit lebendigem Eingehen auf den Zusammenhang aufgefasst sie in der Regel ergiebiger sein werden.

XV.

Prüfung der neuesten Vorschläge für methodischen Geschichtsunterricht auf Gymnasien. [1])

Wüsste der Schulmann nicht aus der unmittelbaren Wahrnehmung täglicher Praxis, wie schwierig und in seinen Erfolgen entweder zweifelhaft oder hinter den Wünschen und angewandten Mitteln zurückbleibend der Unterricht in der Weltgeschichte ist, so würde schon der Umstand ein redendes Zeugniss davon ablegen, dass innerhalb weniger Monate drei verschiedene schätzbare Arbeiten über diesen Gegenstand veröffentlicht worden sind. Das beweist doch in der That, dass die Sache der weiteren Erwägung bedürftig und würdig ist, und ich mögte es lieber als einen stärkern Beweis von der Schwierigkeit der Aufgabe ansehen, dass vordem unter den mannigfaltigsten und vielseitigsten Besprechungen der Gymnasial-Didaktik diese im Verhältnisse zu seiner Wichtigkeit bei weitem weniger vorgekommen ist. Noch mehr aber leuchtet die Sache ein, wenn man die bedeutenden Abweichungen erkennt, in denen sich die neuesten Erörterungen des Gegenstandes noch wieder unter sich befinden. Als die erste nennen wir den Aufsatz von Prof. *Heydemann* im zweiten Hefte der Zeitschrift f. Gesch., als die zweite das Braunschweiger Programm: *Das Studium der Geschichte insbesondere auf Gymnasien nach den gegenwärtigen Anforderungen* von Dr. *W. Assmann*. Braunschweig, Fr. Vieweg u. S. 1847. 39 S. 4. und als die dritte die eben erschienene Schrift: *Grundzüge einer Methodik des*

---

1) Bei der Abfassung dieses Aufsatzes haben die Aufsätze von *Ditges* in dem *Museum des rheinisch-westph. Schulmänner-Vereins* III, 119—35., von *Campe* in der *Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen* II, 438—54.. und IV, 369—98., von *Schiller* ebend. III, 503—28., von *Schuster* ebend. IV, 44 ff., *Heydemann* ebend. 182 ff. und *Peter* ebend. 885 ff. eben so wenig wie die grössere Schrift des letztgenannten Gelehrten, über welche ich meine Ansicht in den *Neuen Jahrb. für Philol. u. Pädag.* LX, 289—98. ausgesprochen habe; berücksichtigt werden können.

geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Sendschreiben an den Consistorial-Director Seebeck in Hildburghausen von Dr. *Joh. Wilh. Löbell.* Leipzig, Brockhaus 1847. 88 S. 8. Es ist höchst erfreulich, dass neben zwei Schulmännern auch ein Universitätslehrer denselben Gegenstand seiner Prüfung unterzogen hat, wir werden erkennen, wie schön das dazu geführt hat, dass sie sich einander gegenseitig ergänzen und so das Gesammtergebniss fördern. Es wird diese Freude erhöht, wenn man sieht, mit wie grossem Ernste und tiefer Gründlichkeit der Gegenstand von Allen erfasst worden ist. Anziehend und lehrreich ist dabei die Wahrnehmung, dass die verschiedenen Berufsarten auch auf die Behandlungsweise modificirend eingewirkt und die wesentliche Richtung derselben bestimmt hat. Der Mann der Wissenschaft greift nach der Unmittelbarkeit der Lehrpraxis, die, welche in dieser stehen, umgekehrt mehr nach der Allgemeinheit der Wissenschaft, um daraus Resultate zu schöpfen, jeder also einem natürlichen inneren Bedürfnisse gemäss nach dem, was ihm an sich am entferntesten liegt. Wir werden uns daher auch von vorn herein nicht wundern dürfen, wenn uns die dritte Schrift für ein Paar hier in Betracht kommende Hauptfragen erhebliche Ausbeute lieferte, während sie andererseits den ganzen Umfang der hier zu nehmenden Rücksichten am wenigsten erschöpft. Aus demselben Grunde ihres wesentlich verschiedenen Stand- und Ausgangspuncts leiten wir auch einige mehr oder minder stark hervortretende Differenzen her. Während Assmann z. B. annimmt, dass die Methodik des Geschichtsunterrichts im Ganzen längst auf einem richtigen Wege wandelt, bezweifelt Löbell, dass eine allgemein bekannte und anerkannte Methodik der Geschichte vorausgesetzt werden könne; ja er erklärt gradezu, dass der Mathematik und den Sprachen gegenüber, die ihre Methode in sich selber haben, die Geschichte eigentlich gar keine besitzt. Eher vereinbar würden die Ansichten wohl in Bezug auf die Behandlunsweise auf der obersten Stufe sein, womit eine nähere Verständigung über den Begriff des Philosophischen die vielleicht nur mehr scheinbare Kluft ausfüllen könnte; doch würde Löbell nach seinen Aeusserungen S. 45 f. schwerlich das zugeben, was Assmann S. 33. verlangt, dass die Behandlung der Geschichte auf der höchsten Stufe des Gymnasiums eine philosophische sein soll, womit sie dann auch erst eine wahrhaft wissenschaftliche

werde.

'erde. Natürlich dringt als Gegengewicht gegen eine mögliche 'erfrühung und Uebertreibung der Gedankenfrüchte Assmann auf eständige Einübung der Facta, während Löbell ruhig als das igentliche Ergebniss des geschichtlichen Studiums nicht sowohl ie Kenntniss der Ereignisse, als vielmehr die ihrer Wirkungen, er Verhältnisse und Erscheinungen, die sich als ihre Folge gealten und fixiren, S. 21., darstellen kann; und in einem ganz hnlichen Sinne erklärt sich auch Heydemann (S. 78.). Darum elbst die Abweichung im Einzelnen und mehr Aeusserlichen, das ennoch für den Erfolg des Unterrichts nicht unwesentlich ist, ıdem namentlich Assmann das Dictiren, nicht das Nachschreiben ach einem freien Vortrage, verwirft und die Zugrundelegung ines Lehrbuchs mindestens für Vorbereitung, Vergleichung, Wieerholung wünschenswerth findet (S. 38.), während Heydemann as s. g. Mitschreiben sogar für wesentlich fördernd ansieht, on einem Lehrbuche oder Leitfaden aber eigentlich gar keine rosse Erwartung hegt, und Löbell S. 85. das Dictiren trotz ller dagegen sprechenden Einwände zugibt, wie er es denn 'eilich auch bei seiner Methode muss, dagegen S. 82 ff. gegen ie Annahme eines Lehrbuchs entschieden sich ausspricht. — Doch s wird nöthig sein zum volleren Verständniss und zur Gewinung zweckmässiger Resultate eine etwas nähere Charakteristik er Abhandlungen selbst zu geben.

Der Aufsatz von *Heydemann* hat zunächst für die so ungeein schwierige und wichtige Vertheilung des ganzen überaus eichhaltigen Lehrstoffs über die einzelnen Classen und Pensa as Verdienst einer die Sache erschöpfenden Gründlichkeit, nur ass er fast zu ausschliesslich die preussischen Einrichtungen und esonders die Berliner Gymnasial-Verhältnisse berücksichtigt hat, as eine vergleichende Anwendung auf andere minder reich ausestattete Lehranstalten erschwert. Vorzüglich beachtenswerth rscheint das, was er weiter über das rechte Verhältniss der erschiedenen Theile der Geschichte unter einander und zu dem tandpuncte der Jugend besonders in den oberen Classen, wie ber die grosse Wichtigkeit der Repetitionen gesagt hat, wähend wir über die Grundlegung eines Lehrbuchs, wie sich unten eigen wird, verschiedener Meinung von ihm sind, und die Frage: b der Geschichtsunterricht eine Aufgabe des Fach- oder Clasenlehrers sein solle, gern zu einer Prüfung erweitert gesehen

hätten: in welche Verbindung der geschichtliche Unterricht zu den übrigen Lehrgegenständen des Gymnasiums gesetzt werden solle. Durch eine rein practische Anfassung des Gegenstandes unterscheidet sich mithin dieser Aufsatz von der Arbeit *Assmanns*. Seine ganze Erörterung zerfällt in zwei wesentliche Hälften. Der erste Theil derselben soll nemlich den gegenwärtigen Standpunct der *Wissenschaft* zur Erkenntniss bringen, um nach geschichtlicher Erforschung der Art, wie die Geschichtschreibung auf ihre gegenwärtige Höhe gelangt ist, im zweiten Theile bestimmen zu können, welche Anforderungen an den *Unterricht* in derselben zu stellen sind. Ich fürchte, dass dieses Princip dem Vf. selbst nicht in ganzer Stärke und Unerschütterlichkeit entgegen getreten ist; fast etwas kleinlaut fügt er gleich hinzu, dass die Entwickelung der Wissenschaft auch für den Unterricht in derselben wenigstens nicht unbeachtet bleiben dürfe, was gewiss Jeder mit voller Ueberzeugung unterschreiben wird. Sonst mögte es sich aber doch vor allen Dingen auf diesem Gebiete wohl fragen, ob die Praxis des Unterrichts wirklich auf dem jedesmaligen Standpuncte der wissenschaftlichen Entwickelung stehen dürfe; was hätte die arme Jugend — ich will gar nicht vorzugsweise an die untern Classen denken — für wunderliche Wege in den Perioden der kritischen, politischen, moralisirenden, philosophischen u. s. w. Behandlung der Geschichte durchmachen müssen. Und wir dürfen nicht vergessen, dass, wie die Sprachen vor aller Grammatik, so auch die Geschichte vor der Historiographie da gewesen ist und dass ihre Thatsachen laute und gewaltige Lehrer tiefer Wahrheiten an die Menschheit an und für sich selber schon sind, ohne dass das erhellende und sondernde Licht der forschenden Wissenschaft erst hinzuzutreten braucht. Und wenn denn auch unleugbar die Wissenschaft überhaupt die grosse, unentbehrliche Nahrungsquelle für alle Bildung und Erkenntniss ist, mithin auch des Lehrers wissenschaftliche Ausbildung in der Geschichte der eine grosse Factor, ohne den das Product eines gedeihlichen Unterrichts nicht erzielt werden kann: so darf doch fürwahr auch der andere Factor nicht fehlen, welcher die nach den Lebensaltern naturgemäss verschiedene Entwickelung der lernenden Jugend, das eigenthümliche Maass und Verhältniss der Gaben und Kräfte ihres Geistes ist. Ich glaube auch die Unangemessenheit des damit also aufgestellten Grundprincips darin zu

erkennen, dass der Vf., wenn er die sagenhafte, chronistische und pragmatische Geschichtschreibung unterschieden und die verschiedenen Arten der letzten entwickelt hat, doch nur in etwas gezwungener Weise die sagenhafte Geschichtschreibung mit der biographischen Behandlungsform u. s. f. zusammenstellt. Diess steht mit einer andern Aeusserung rein geschichtlicher Anschauung in Verbindung, durch die der Vf. in einen wohl zu seinem Nachtheile ausschlagenden Widerspruch gegen Löbell geräth. Während nemlich Assmann auf der untern Stufe des Geschichtsunterrichts der Geschichte des Alterthums „wegen der grossen Bedeutung der hervorragenden Charaktere, die wenigstens anscheinend weniger von ihrer Zeit beherrscht werden, als sie dieselbe beherrschen," S. 28., einen gewissen Vorzug, wenn auch nicht ausschliesslichen Werth, beilegt; so meint umgekehrt Löbell (S. 63.), dass im Alterthume die Einzelnen weniger in Betracht kommen, dass der Einzelne, wenn er wirken will, ganz der Ausdruck seiner Zeit, seines Volks, ja, wo das Volk sich in sich selbst vielfach spaltet, seiner Stadt sein muss[2]) und dass das Hervortreten grosser, auf sich selbst ruhender Individuen erst dem sinkenden, seine Eigenthümlichkeit schon halb einbüssenden Alterhum angehört, wobei sie selbst im Kampfe gegen ihre Zeit mit ihrer Schöpfung, wenn auch nicht ohne Frucht derselben für die Zukunft, untergehen. Dagegen tritt, nach Ls. Darstellung, in der modernen Zeit, wo der Genius weniger vom Volksbewusstsein begeistert ist, die Bewegung als eine in den treibenden und leitenden Persönlichkeiten noch weit sichtbarer verkörperte auf. Die beiderseitigen Aeusserungen würden sich nun zwar wohl näher zusammenbringen lassen (und sie sind es theilweise auch schon durch das, was ähnlich in treffender Weise von Heydemann S. 70 ff. ausgeführt worden ist), wenn wir erwägen, dass die antiken Charaktere allerdings voller, anschaulicher, plastischer, in scharfen und sichern Umrissen mehr auf dem Markte, im öffentlichen Leben als daheim in der Verborgenheit der Häuser oder Cabinette, uns entgegen treten, während die modernen Individuen mehr in der Gemeinschaft mit Vielen oder hinter dem Vorhange der Begebenheiten erblickt werden oder, wie Heydemann richtig sagt, auf eine

2) Richtig hat diess auch Assmann S. 11. in seinen Erörterungen und Ausführungen, z. B. am Lykurg, anerkannt.

ganz particuläre Art sich in ihren Verhältnissen zum Staate befinden und sich aus dem Verbande mit demselben aussondern; dass andrerseits aber diese unendlich viel öfter ihre selbständige Stellung oft der grössten weltlichen Macht oder äusseren Gewalt gegenüber behaupten, überhaupt einen unabhängigen Kampf und eine selbständige Arbeit für Ideen und geistige Güter unternahmen. Diese und ähnliche Betrachtungen hätten zu der wichtigen Frage führen sollen, die von A. leise berührt, von L. eigentlich gar nicht erwähnt, von Heydemann am gründlichsten erörtert ist: *ob* mehr geistiger Bildungsstoff in der alten oder neuen Geschichte enthalten sei und für welche Lern- und Bildungsstufe sich darnach die eine wie die andere vorzugsweise eigne. Erst dann wird auch eine zweckmässige Vertheilung des umfassenden Geschichtsstoffes auf verschiedene Lebensalter und Classen möglich sein, die ohne diess immer etwas Willkührliches behält.

Nach diesen Ausstellungen gegen eine Grundrichtung in der Darstellung Assmanns komme ich auf diese selbst wieder zurück. Hierbei treten zwei Puncte namentlich hervor: das Verhältniss der Geschichte zur Geographie und die nähere Erklärung des Pragmatismus; beides ist von gleich grosser Wichtigkeit, beides ist vom Vf. in eine ausserordentlich nahe Beziehung zu einander gesetzt. Bei der Erforschung der Ursachen des Geschehenen nemlich unterscheidet er zwei grosse Classen irdischer Verhältnisse: die menschliche Natur nach ihrer doppelten Seite und den Raum, auf welchem die menschliche Thätigkeit sich entfaltet. Ich finde diese Bestimmung zu eng, schon das Alterthum hatte mindestens noch eine dritte Quelle in der Verkettung der Dinge und der sich darin offenbarenden höheren Fügung; aber es ist zugleich damit schon über den Begriff des Pragmatismus hinaus gegangen, der sich streng genommen nur auf das Verhältniss der Thatsachen unter einander bezieht. Wenn er dann aber die Beziehung der Geschichte zur Geographie berücksichtigt, und dabei zwar vor einer den geschichtlichen Zusammenhang der Thatsachen zerstörenden Uebertreibung in der Annahme geographischer, klimatischer u. s. w. Einflüsse warnt, doch aber wieder die ungemeine Bedeutsamkeit derselben an einem Beispiele, der Entwickelung Russlands in weiterem Umfange, durchführt: so beklage ich, dass er nicht stärker (wie Löbell S. 18 ff. diess mit Recht thut) auf den Unterschied beider Disciplinen hinge-

wiesen hat, deren Charakter nur zu leicht entstellt wird, wenn man die Geographie so ohne Weiteres mit ihm S. 8. den eigentlich geschichtlichen (erzählenden) Wissenschaften beirechnet. Ich wünschte, dass dieser Punct auch nach seiner, sehr wichtigen, practischen Seite hier näher ausgeführt und zu grösserer Klarheit gebracht wäre; das ist aber nicht geschehen, sondern Löbell und Assmann sprechen nur im Allgemeinen darüber; wo Letzterer die specielle Anwendung auf den Unterricht macht, berührt er es kaum mehr, und Heydemann weist zwar verschiedentlich auf die entscheidenden Fragen hin, lehnt jedoch ihre eigentliche Beantwortung von sich ab. Dass der Sache durch die von ihm *angedeuteten* geogr. Repetitionen in den oberen Classen ein Genüge gethan sei, mögte ich bezweifeln, denn gerade da fängt erst die Stufe an, auf der die eigentliche Erdkunde, wie sie ein Meister unserer Tage ins Leben gerufen hat, zum Verständnisse gelangt. Die ernste Frage bleibt also die: *ob*, *wo* und *wie* die Geographie recht eigentlich mit der Geschichte im Gymnasialunterrichte verbunden werden solle? In den unteren Classen? Da steht sie doch wohl entschieden der Naturgeschichte näher. In den mittleren? Da fällt diese Verbindung wohl weg und die mit der Geschichte hat noch nicht begonnen; vielleicht also *da* am ehesten selbständig? In den oberen endlich, oder soll sie da schon ganz verschwinden? Wird sie gefasst in ihrem Verhältnisse zur Natur und Geschichte des Menschen, so wird sie ja gerade hier am wenigsten zu entbehren sein. Und ich mögte daher gerade auf diesen Punct gleich so antworten: Gleichviel wie der geschichtliche Stoff im Unterrichte der oberen Classen vertheilt werde, jedenfalls muss vor den betreffenden grösseren und kleineren Abschnitten eine geographische Uebersicht und Charakteristik gegeben werden, wie Pütz in s. Lehrbuche diess auch, freilich in einer gar trockenen und äusserlichen Weise, gethan hat. Wenn hier mit Recht das Topische mehr aus dem früheren Unterrichte, nicht als bekannt vorausgesetzt, sondern ausdrücklich wiederholt und nöthigenfalls ergänzt werden kann, muss die allgemeine Charakteristik der Boden- und Naturverhältnisse das sichere Gepräge des Landes vorführen, auf welchem der Schüler das Volk nachher soll sich handelnd bewegen sehen. Zuerst kann da natürlich nur die alte Geographie, beschränkt auf die alte Welt, in Betracht kommen; doch sollte niemals diese für sich und losgetrennt von

der neuen behandelt werden, weil sie dadurch erst Leben und Interesse gewinnt und die allgemeinen Verhältnisse und Oertlichkeiten entweder immer dieselben bleiben oder gerade durch den Gegensatz der alten und neuen Zeit, was sich natürlich nicht auf die blossen Namen beschränken darf, anziehender und behältlicher werden. Was schon hiebei nahe liegt, nemlich ein Eingehen in die neueren Entdeckungsreisen, die auch zur Aufhellung alterthümlicher Zustände so Wesentliches beigetragen haben: das mögte wohl von selbst für die neuere Erdkunde sich als Bedürfniss aufdrängen. Man gebe also da, wo mittlere und neuere Zeit sich scheiden, eine kurze Geschichte der amerikanischen Länderentdeckungen und mache kurz vor dem neuen Aufschwunge des Weltverkehrs im 18ten Jahrhunderte auf gleiche Weise mit der Entdeckung des fünften Erdtheils bekannt. Da ist selbst die geschichtliche Form bewahrt und das Interesse der Jugend wird dadurch nur gesteigert werden. Wie anregend muss es nicht für dieselbe sein, wenn er von den grossartigen Entdeckungen Botta's und M. Wagners auf dem uralten Boden Ninives oder am Ararat vernimmt oder die neuesten Forschungen von Lepsius über eigenthümliche Bewohnerstämme Aegyptens mit den alten Troglodyten, Makrobiern und Ichthyophagen Herodots in wunderbarer Uebereinstimmung findet. Anderswo, wie bei Athen und Rom, wird man von selbst solcher Ergebnisse neuerer Forschung sich nicht enthalten können; sie grade machen die Vergangenheit zu einer lebendigen und ziehen sie in die Gegenwart hinein. Um aber wieder auf die Darstellung Assmanns zurück zu kommen, so hält er sich, wie es scheint, auch wo er darauf andeutungsweise eingeht (S. 34.), doch zu sehr im Allgemeinen und Unbestimmten, indem er die allmähliche Erweiterung des Kreises der Völkerverbindung auch geographisch nachgewiesen, doch mehr und mehr die Einwirkung dieses äusserlichen Bandes auf die Bildung und Veredlung der Menschheit berücksichtigt und hauptsächlich von dieser die Charakteristik der einzelnen Zeitabschnitte entlehnt wissen will. Allein ist denn wirklich die potamische und thalassische (Mittel-Meer) Cultur eine ausreichende, wirklich vorzugsweise charakteristische Bezeichnung für die Periode vom Anfang eigentlicher Geschichte bis auf Cyrus und wieder von da bis auf Alexanders Tod, oder die der continentalen für das Mittelalter, der oceanischen für die neuere Zeit? Damit ist das Gebiet der

rein Geschichtlichen offenbar verlassen und in das des Comparativen und Philosophischen hinübergestreift, wofür eine gewisse Vorliebe auch schon hervorleuchtet aus der kurzen Geschichte dieser jüngsten philosophischen Disciplin, wie Löbell die Philosophie der Geschichte nennt, wie der Vf. von Pascal an bis Hegel und Krause sie zu geben versucht hat. Ich will daher auch dieser Frage: in wie weit eine philosophische Behandlung der Geschichte für Gymnasien gehöre? um so mehr ins Auge fassen und möglichst scharf und bestimmt die Grenzen abzustecken suchen, weil Löbell mit ziemlich entschiedener Verneinung darauf geantwortet, Heydemann sie aber nicht näher berücksichtigt hat. Dazu kommt noch, dass in neuester Zeit einige schätzbare Arbeiten — ich nenne namentlich die von F. Ehrenfeuchter und C. G. Weilbrecht — auf diesem Gebiete erschienen sind, bei denen man sich unwillkührlich die Frage aufwirft, wie weit aus denselben ein Gewinn für die Schule zu ziehen sein dürfte.

Eine ganz objective Behandlung der Geschichte, eine blosse Mittheilung von Ereignissen und Angaben, eine annalistische oder chronikenartige Zusammenreihung der bedeutendsten Facta ohne innere Gliederung und Verkettung ist auf dem Felde des Schulunterrichts eigentlich unmöglich. Schon der erste Standpunct, der biographische, schreitet über solches Bedürfniss und Thun hinaus; der Lehrer wählt nach bestimmter Rücksicht aus, stellt an den so gewählten Helden und Lieblingen das Inhaltschwerste und Bedeutungsvollste zusammen, lässt die Züge je nach ihrer Wichtigkeit mehr oder minder stark hervortreten, vertheilt Licht und Schatten an dem Bilde; genug, seine Aufgabe ist im edelsten Sinne eigentlich die des Bildhauers, eine *plastische.* Die nächste Stufe mögte ich zum Unterschiede eine *architektonische* nennen: es soll das Einzelne zum Ganzen gesammelt, die Bausteine für das gesammte Riesenwerk herbeigeholt und in einander gefügt werden, damit man den engen Zusammenhalt, das Ebenmaass der Theile und die Abrundung und Ueberdachung des Gebiets erkenne; diese entspricht der ethnographisch-synchronistischen Methode. Darf ich im Bilde fortfahren, so unterscheide ich nothgedrungen von diesen beiden noch eine *graphische* Behandlungsart, eine solche, wie sie der Maler übt, der das Verhältniss der Theile unter einander und zum Ganzen noch viel genauer ordnen und bestimmen, Licht und Schatten noch zweckmässiger vertheilen, seine Gegenstände nach innerer Nothwendigkeit in

den Vorder- oder Hintergrund bringen und über das Ganze, dessen Theile hier nicht *in*, sondern *neben* einander, oft in buntester Fülle gelagert sind, eine eigenthümliche Färbung, ja den lieblichen Duft des südlichen Himmels verbreiten muss, wenn in Wahrheit das Gemälde aus dem rechten Mittelpunct und in der vollkommnen Einheit der Ideen gefasst werden soll. Gerade auf diesem *dritten* Standpuncte erwächst die grosse Schwierigkeit besonnenen Maasses und richtiger Abgränzung; auf dem *zweiten* handelt es sich nur um scharfe Umrisse, um einen übersichtlichen Riss und Plan, um die Gewinnung eines Fachwerks, das ja nicht mit zu vielen Einzelheiten angefüllt werden darf, aber den äussern Zusammenhang der Begebenheiten um so deutlicher erkennen lassen muss. An einem Verfehlen dieses Theils der Aufgabe liegt nach meiner Ueberzeugung ein wesentlicher Theil der Schuld, warum der Erfolg des ganzen Geschichtsunterrichts den Zurüstungen und Erwartungen so wenig entspricht: man gibt hier mehr Geschichten als Geschichte und lässt die gemüthlich-anziehende Erzählungsform mit Sentenzen und Anecdoten vorwalten, ohne auch hier durch strenge Methode eine feste Regelung dem jugendlichen Verstande zu bereiten [3]). Soll nun aber hier schon der äussere Causalnexus der Dinge erfasst werden, so bleibt ja mit Nothwendigkeit, wie es scheinen will, der höhern Stufe noch eine höhere Aufgabe vorbehalten.

Der gewöhnliche Pragmatismus erreicht sehr bald sein Ende; es finden sich sehr früh diejenigen Ursachen, von denen es scheinen will, dass sie nicht wieder auf andere zurückgeführt werden können. Wir sind also genöthigt Faden an Faden zu reihen, ohne dass wir die Anfänge derselben verknüpfen oder befestigen können; sollen wir diese denn liegen lassen? Ich denke vielmehr: gehen die Thatsachen nicht mehr aus Thatsachen hervor, so suche man die Gründe in den Menschen und Völkern, deren Bestimmung und Motiv zum Handeln aber in dem durch Klima, Oertlichkeit und so viel Anderes bedingten Charakter; endlich

3) Man hat neuerdings (*Reichenbach u. Richter, d. naturwissensch. U... auf Gymn.* S. 168 f.) von den Naturwissenschaften behauptet, sie wür... in herkömmlicher Behandlung bald als Guckkasten, bald als Kaleidos... Bilderbuch, Vorrathskammer u. s. w. gebraucht; kann man nicht le... ganz etwas Aehnliches zum Theil vom Geschichtsunterrichte behaupten?"

da auch das Alles offenbar noch immer nicht hinreichen kann, in der Aufgabe, die durch höhere Fügung jedem Volke wie jedem Menschen zugetheilt ist. Hier wird sich ein bestimmter Fortschritt und Erziehungsgang in der Geschichte entdecken lassen; nur so kann der eigentliche Zusammenhang erkannt, nur so die rechte Beziehung derselben zum Mittelpuncte aller Bildung und Geschichte, dem Christenthume, verstanden werden, und das darf doch offenbar in keinem Erziehungsunterrichte fehlen. Hier gibt es nun aber einen doppelten Weg, um den tieferen Gehalt der Geschichte zu enthüllen: entweder wird der mit innerer Nothwendigkeit sich selber fortbewegende Gedanke in seiner Selbstentwickelung fortgeführt, wobei dann die geschichtlichen Data als Belege dienen, oder es werden ideeneiche Beziehungen der Geschichte gedeutet und ausgelegt, an denen die Darstellung den rothen Faden der bedeutungsvollsten Momente in der Erziehung des menschlichen Geschlechts gewinnt. *Jenes* ist ein dialektischer Process, der weder in das eigentlich geschichtliche Gebiet noch in den Unterricht überhaupt hinein gehört; *dieses* ist ein sinniges Hinwirken auf die verborgenen Triebfedern oder Räderwerke im Gebiete der göttlichen Allmacht, deren Kenntniss bei aller Betrachtung der Geschichte nicht fehlen darf, und entfernt sich von der eigentlichen Aufgabe des Gymnasiums, der *Interpretation des Worts*, am wenigsten. Ich mögte daher vorschlagen, in dieser Weise die Grenzen des Gebiets nach dieser Seite für die Schule abzustecken und ich will nur noch zur Erläuterung der Sache einige kurze Andeutungen versuchen.

Die Geschichte ist das Erziehungsbuch der Menschheit, der grosse Erfahrungsspiegel, darin der sorgsame Beobachter die Führungen und Thaten des eigenen Lebens, die Wahrheiten und Irrsale des eigenen Herzens wiederfindet; und es gibt keine wahrhaft grosse innere Lebenserfahrung des Einzelnen, die er hier nicht irgendwo und irgendwie in colossaler, grossartig und scharf ausgeprägter Gestalt wieder erkennt. Alle Lebensalter, alle Berufsarten, alle Geistes- und Gemüthsrichtungen sind in den Völkern der Weltgeschichte ausgeprägt, treten hier aber zugleich in die reichste Mannigfaltigkeit der verschiedensten Gestalten aus einander. Und zwischen den Aufgaben der einander auf dieser Bühne ablösenden Völker ist ein Zusammenhang und nothwendiger Fortschritt; eine Nation nimmt der andern, vor ihr abtretenden

ihre Aufgabe ab und erfüllt, indem sie diese zu dem ihr beschiedenen Ziele führt, ihren schönen Beruf. Diess den Menschen und Völkern *gesetzte* Ziel suchen und meinen sie durch *eigene* Kraft und Willensbestimmung zu erreichen, und wir sehen so das grosse Räthsel göttlicher Nothwendigkeit zwischen menschlicher Freiheit und *des inneren Verhältnisses* durch die That und Erfahrung gelöst. So wird man denn nicht umhin können, den weltgeschichtlichen Beruf der Völker mit möglichster Bestimmtheit hervorzuheben und kenntlich zu machen, was *freilich* ohne das, Allem sein Licht spendende und seinen Standpunct anweisende Christenthum, von dem ja auch all unser Sinnen und Denken von Kindheit an bewusst und unbewusst durchdrungen ist, in der That nicht erreicht werden kann. Da wird man also nicht umhin können, in das Kindesalter wie in die Jugend und weiter in die verschiedenen Stadien des Mannesalters hineinzuführen; man wird der starren Einförmigkeit und inselartigen Isolirtheit des chinesischen Reichs mit einem Worte gedenken müssen, an der Contemplation, der Askese und dem Kastenwesen des Inders seine eigenthümliche Auffassung des Verhältnisses der Natur und des Lebens, des Bösen und der Gottheit wenigstens andeuten, man wird die Gegensätze von Aegypten und Hellas, die Wechselbeziehung zwischen Persien und Griechenland und wiederum innerhalb dieses letzten Landes die Eigenthümlichkeiten und Unterschiede der einzelnen Hauptstaaten nicht übersehen können und bei Athen wieder den nahen Zusammenhang zwischen seiner Thalattokratie und der unruhigen Beweglichkeit seines Geistes andeuten. Man wird die alle Kräfte, Gaben und Eigenheiten des Orients sammelnde Natur des persischen Reichs, die zum ersten Male den Orient und Occident mit einander verbindende Thätigkeit des macedonischen Eroberers und den endlich alles Leben und Denken des Alterthums concentrirenden Geist der Römer, durch die die Potenzen des Rechts und der Macht in eigenthümlicher Blüthe der Ausbildung an die christlich-germanische Welt übergeben wurden, zu charakterisiren haben. Aber wie in den Völkern wohnt auch in den Helden der Weltgeschichte ihre grosse, nicht von Laune, Zufall oder eigener Kraft gebildete Aufgabe und Bedeutung. Man wird nicht versäumen an Karl dem Gr. den Theseus germanischen Lebens zu bezeichnen, in Luthers grosser Persönlicheit einen mächtigen Hebel der Reformation oder

bei den Ursachen und Wirkungen derselben ihre Prüfungen, Gefahren und Missstände nachzuweisen. Endlich sind es tausendfach die geringfügigsten Umstände, in denen sich eine umfassende Bedeutung nicht minder spiegelt als in dem winzigen Thautropfen die majestätische Sonne. Unzählige solche Beziehungen wird der geistig frische Lehrer mit Leichtigkeit entdecken oder sich durch die trefflichen Arbeiten dieser Art für eine fruchtbare Benutzung reiche Winke geben lassen; nur hüte er sich, dass er dabei statt auslegend nicht hineinlegend verfahre.

Nach dem oben Bemerkten würde ich nun bei einer naturgemässen sechsfachen Abstufung eines Gymnasiums den geschichtlichen Lehrstoff nach Inhalt und Behandlungsform etwa so vertheilen: In den beiden unteren Classen, dem Alter entschiedener Vorliebe für das Individuelle und Unmittelbare, Darstellung der hervorragendsten Charaktere (biographisch) und Charakteristik der vornehmsten Völker (ethnographisch); in den beiden mittlern, wo die Rücksicht auf die erste eigentliche Verstandesentwickelung vorwaltet, Uebersicht und Erkenntniss des allgemeinen ursächlichen Zusammenhangs der Begebenheiten, wobei die eine Stufe die vorchristliche Geschichte ausführt, die nachchristliche wiederholt; die andere umgekehrt; in den oberen, denen möglichst universelle Geistesentwickelung nach allen Richtungen und Gaben angehört, schreitet sie, ihren Stoff ähnlich vertheilend und wiederholend, allmählich bis zur eigentlichen Culturgeschichte vor.

Hiermit ist eigentlich im Wesentlichen der Inhalt der schätzbaren Schrift *Assmanns* durchgesprochen, einiger noch darin berührter practischer Fragen wollen wir lieber weiter unten in zweckmässigerem Zusammenhange gedenken. Wir wenden uns also jetzt vielmehr dazu, die wichtigen von *Löbell* angeregten Fragen genauer zu besprechen.

Was Löbell zur Sprache gebracht hat, ist wenig, sind eigentlich nur, streng genommen, zwei eng zusammenhängende Puncte; ist also lange nicht umfassend und erschöpfend genug für alle hier in Betracht kommenden Fragen; aber was er gegeben hat, ist von grosser, eingreifender Bedeutung und so gebührt ihm ein lebhafter und inniger Dank dafür. Er weist nemlich vorzugsweise darauf hin, dass die Geschichte ein unendlich gedankenreiches, aber auch in ihrer ganzen Art und Gliederung ein der ganzen consequenten gedankenmässigen

Auffassung ungemein fähiges und bedürftiges Gebiet ist. Gesteht er auch die ganze Wichtigkeit der für alles Geschichtliche so nothwendigen Auffassung des Nacheinander und der dem angemessenen Darstellungsform in der Erzählung zu, so ist ihm doch, wie schon angedeutet ward, das eigentliche Ergebniss des geschichtlichen Studiums nicht sowohl die Kenntniss der Ereignisse, als vielmehr die ihrer Wirkungen, der Verhältnisse und Erscheinungen, die sich als ihre Folge gestalten und fixiren. Es gilt hier also vor allen Dingen, der Jugend gegenüber die unermessliche Mannichfaltigkeit der geschichtlichen Data zu einer wirklich beherrschenden Einheit zu sammeln; das geht aber nicht ohne die Bildung gewisser Schemata, in denen sich die sonst in verworrenem Knäuel zusammengerollten Thatsachen auf angemessene Weise gruppiren. Die Beiträge, die der Vf. hierfür in seiner kleinen Schrift gegeben hat, sind äusserst schätzenswerth; einige derselben geben besonders lehrreiche Muster, nach denen auch in die verwickeltsten Parthieen der Geschichte eine lichtvolle Uebersicht für die Jugend gebracht werden kann. So sind die Eroberungen Alexanders des Grossen, der 43jährige Diadochenkampf, die Gründung des fränkischen Reichs, die Geschichte des ersten hohenstaufischen Kaisers, und zwar letzteres in der doppelten Form für mittlere und obere Classen, hier behandelt worden. Diese ordnende Vertheilung erfasst bald die eigentliche Aufeinanderfolge der Begebenheiten, bald verschiedene Gesichtspuncte der Auffassung; so bei der Gründung des Frankenreichs in Gallien und Germanien. I. Beide Länder zur Zeit der Auflösung des weströmischen Reichs unter folgende Staaten und Völker getheilt: A. In Gallien a) zwei römische Staaten u. s. w. b) zwei germanische Reiche mit überwiegend römischer Bevölkerung u. s. w. B. An beiden Rheinufern u. s. w. C. Nur auf dem rechten Ufer u. s. w. II. Grosse Ausbreitung der fränkischen Macht durch Chlodowig. A. Chl. unterwirft sich a) röm. Gebiet, b) die Amoriker, c) Alemannen und d) westgothische Besitzungen. B. befestigt s. Herrschaft a) durch die Taufe als kathol. Christ, b) durch Ausrottung der fränk. Fürsten — Alles vom Vf. noch in weiteren Andeutungen entwickelt. Wir setzen noch zur Verdeutlichung seines Verfahrens die summa capita aus dem Lehrstücke über Friedrich Barbarossa hieher: I. Sein Walten in Italien u. s. w. a) der Kaiser und die Städte, b) der Kaiser und die Kirche,

c) des Kaisers Glück und Unglück, d) die Aussöhnung, e) Neue grosse Hoffnungen. II. Sein Walten in Deutschland. A. Die Reichregierung im allgemeinen. B. Fr. und Heinrich der Löwe. a) Heinrichs Wiedereinsetzung. b) Sein Wachsthum und Uebermuth. c) Sein Fall. C. Friedrichs Kreuzzug und Ende. a) Jerusalems Eroberung. b) Friedrichs Sieg und Tod. — Wir billigen es sehr, dass der Vf. einer solchen wesentlich sachlichen Anordnung vor der oft gar keine Verknüpfungspuncte bietenden chronologischen Aufeinanderfolge den Vorzug gibt; auf solche Weise wird ein sinniges Geistes- und Gedankenspiel als Unterrichtsmittel dargeboten, das alle mnemonischen Künste weit hinter sich lässt. Wir wollen auch das noch hervorheben, woran der Vf. so richtig erinnert, dass es oft gerade darauf am Wesentlichsten ankommt, in welchen Zusammenhang ein geschichtlicher Abschnitt hineingestellt wird. Die punischen Kriege z. B., bemerkt der Vf., in dem Abschnitt über Karthago behandelt, sind dem Schüler kaum verständlich; und, fügen wir hinzu, der grosse Kampf der Perser und der Griechen gehört in seinen Vorbereitungen wesentlich der persischen, dann aber plötzlich mit einem Wendepuncte im Leben des Darius der hellenischen Geschichte an, wo man also genöhigt ist, auf einmal abzubrechen, was jedoch der lernenden Jugend so wenig Schaden bringt, dass es vielmehr dienlich sein kann, einmal geflissentlich den durch ein Zwischenstück unterbrochenen Faden besonders wieder aufzunehmen. Daran nun aber wollen wir gleich die Frage knüpfen, deren Beantwortung wir vermissen: In welchem Verhältnisse diese *Gliederung* zur *Erzählung* steht? Jene als eine fertige Form mit der Ausführung durch Namen, Thatsachen, Zahlen u. s. w. mitzubringen und dem Schüler, sei es in die Feder zu dictiren oder sonst zu übergeben, scheint mir dem tiefsten und wahrsten Interesse des Unterrichts zu widersprechen; vielmehr darf es nach meiner Ueberzeugung nur der leitende Faden in der Hand des Lehrers, die allgemeine Form sein, die der Schüler sofort mit dem bestimmten Inhalte zu erfüllen hat. Das kann aber der Natur der Sache nach nur geschehen, wenn das geschichtliche Substrat schon als bekannt vorausgesetzt werden darf, mithin nicht im eigentlichen Unterrichte, der immer mehr den erzählenden und wiedererzählenden Charakter wird tragen müssen, sondern in der, freilich eben so wichtigen, Repetition. Und diess scheint der Vf. wenigstens

gefühlt zu haben, indem er, was wir als das zweite Verdienst seiner Schrift hervorheben, unmittelbar daran treffliche practische Winke für die Repetitionsübungen angereiht hat. Für diese stellen wir denn gern das beschriebene Verfahren einer gedankenmässigen Gliederung des Geschichtsmaterials in den Vordergrund, schliessen daran aber die vom Vf. mit so grossem Rechte empfohlene Uebung der freiesten Combination, die aber nichts als eine Aufgabe des Tactes und der Vorbereitung des Lehrers sein kann. Es kann nichts Verkehrteres geben als das blosse Abfragen von Namen und Zahlen nach der Reihenfolge eines Compendiums oder einer Tabelle; der Lehrer lege bald diese oder jene leitende Idee zum Grunde und streife nun frei durch Zeitalter und Nationen hin, lehre verwandte Namen scheiden, unterschiedene vergleichen, chronologische Beziehungen aufsuchen, Zahlen, Ereignisse, Namen nach ihrer inneren Verwandtschaft combiniren u. dgl. m., wofür einige treffliche Winke beim Vf. S. 71—82. gegeben sind. Eine solche Repetition, in frischer Lebendigkeit gehandhabt, kann nicht anders als eine erfolgreiche sein; nur dass sie denn auch als solche respectirt und daher durch weit häufigeren Gebrauch, als gewöhnlich geschieht, dem eigentlich vortragenden oder erzählenden Unterricht, dessen wesentlichen, vom Lehrer frei dargebotenen Inhalt der Schüler selbstständig in nächster Stunde zu wiederholen hat, näher gerückt werden muss. Ja, es lässt sich sehr gut denken, dass es einmal nothwendig werden könnte, einen ganzen Abschnitt nur auf solche combinatorisch und gliedernd repetirende Weise durchzugehen, was freilich wohl ein Lehrbuch voraussetzt. Ehe wir jedoch das Bedürfniss eines solchen zu begründen suchen, werfen wir hier noch eine zweite Frage für den Vf. auf:

Ist es wahrscheinlich, dass man alle Parthieen der Geschichte mit demselben Erfolge oder auch nur mit einigem Nutzen in solcher Gestalt werde schematisiren können? Haben alle Zeitalter eine ähnliche Beschaffenheit, alle Völker eine gleich wichtige Aufgabe? Nach meinem Dafürhalten muss hier gar sehr geschieden werden und zum Theil anders als herkömmlich zu geschehen pflegt. Der Geschichte der *orientalischen* Völker räumte man ehedem nur einen sehr geringfügigen Raum ein; und doch sind diese gerade für das Verstehen der Anfänge aller Cultur- und Geistesentwickelung wie für das lückenlose Fortschreiten des geschichtlichen Kosmos

selber unentbehrlich. Dass der Stoff kein sehr reichhaltiger und umfassender sein kann, nicht minder, dass auf Vermuthungen und Combinationen kein ungebührliches Gewicht gelegt werden darf, braucht hier nicht erinnert zu werden. Die früher der Behandlung entgegenstehenden Schwierigkeiten, die in dem Mangel einer recht angemessenen litterärischen Bearbeitung des Gegenstandes lagen, sind neuerdings so gut wie ganz geschwunden, zumal da auch die neuesten, den Zwecken des Unterrichts ungemein förderlichen Arbeiten von Dittmar und von Löbell gerade dieser Seite einen eingehenden sorgsamen Fleiss zugewendet haben. Uebrigens muss in diesem Theile die *israelitische* Geschichte ihren *ganz* besonderen und ausgedehnten Platz finden, weil vielleicht kein Volk die erziehende Macht und Kunst, die sich in der Weltgeschichte offenbart, so umfassend, so klar und so mannichfaltig darlegt als eben dieses. Nur unter dem besonders günstigen Umstande, dass auch der Religionsunterricht in der Hand des Geschichtslehrers läge und dort der Sache nach dem abgesteckten Lehrgange schon ihr Recht verschafft worden wäre, könnte hier das repetitorische Verfahren zur Abkürzung eintreten. Dass alsdann die *griechische* und *römische* Geschichte nach Inhalt und Umfang vorzugsweise zu berücksichtigen sind, liegt ja im Interesse und der Natur des Gymnasiums; man übersehe dabei die eine Zeitlang vielfach mit einigen Schlagworten abgefertigte älteste Geschichte der Hellenen nicht, da ihre Kenntniss für das Verständniss ihres ganzen Geistes und besonders ihrer meisterhaftesten Schöpfung, der tragischen Poësie, von der allergrössten Bedeutung ist. Dagegen aber sollte man auf dem Standpuncte des Gymnasiums weder das Mittelalter noch auch die neuere Zeit in *so* grossem Umfange behandeln, als gewöhnlich geschieht. Das *Mittelalter* hat in seiner katholischen, romantischen und ritterlichen Entwickelung in Geschichte und Cultur, Poësie und Leben für die Jugend zwar viel Anregendes, aber das tiefere Verständniss desselben liegt ihr zu fern. Hier suche man also vor allen Dingen eine klare Uebersicht zu gewinnen, durch die der verwickelte Knäuel der Begebenheiten entwirrt und der durch die heterogensten Elemente hindurchgehende Faden festgehalten wird; hier wird es sich gerade zeigen, dass die von Löbell empfohlenen Schemata ihren besonderen Werth haben, während dieselben anderswo, z. B. in vielen Parthieen der griechischen Geschichte, wo

die Erzählung so anmuthig und dem jugendlichen Sinne leicht behaltbar verläuft, von geringerer Nothwendigkeit sind. Die Geschichte der *neueren Zeit*, so viel Anziehendes und namentlich dem mit seinem Sinn und Streben in die Gegenwart hinauseilenden *Jüngling* Lehrreiches sie auch darbietet, darf doch keineswegs in der ganzen breiten Fülle der zum Theil erst auf den Schauplatz der Weltgeschichte tretenden Völker, deren Entwickelung der Zukunft vorbehalten ist; eben so wenig darf bis in die eigentliche Gegenwart gegangen werden und es würde daher am meisten wohl zu empfehlen sein, dieselbe mit dem Jahre 1815 abzuschliessen. Eine Vereinfachung wird aber auf dem Wege am leichtesten erreicht werden, wenn man sich an die Hauptträger der Weltgeschicke, insbesondere die germanischen Nationen, vorzugsweise hält und daran das Folgenreichste aus der Geschichte des westlichen Europas anschliesst. Kommt nun noch der Umstand hinzu, dass auf deutschen Universitäten der alten Geschichte sehr wenig, der neuen sehr viel Fleiss und Zeit gewidmet wird, mithin auf Schulen vor allen Dingen nur eine lebendige Anregung zum weiteren Studium desselben gegeben werden mag: so scheint es nicht unbillig, was das Zeitmaass anbetrifft, die Behandlung der alten und der neuen Geschichte auf Schulen, etwa in zwei *gleiche* Hälften zu zerlegen, wobei nicht zu vergessen, dass theils eigene Privatlectüre, theils mannichfaltiger sonstiger Anlass, wie bei der Kirchengeschichte, und vornemlich beim deutschen Unterrichte, die Schüler zur weiteren Kenntniss der neueren Geschichte führt.

Einen Punct, der in keiner der hier berücksichtigten Schriften geflissentlich berücksichtigt worden ist, glaube ich noch ausdrücklich hervorheben zu müssen. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob die Aufgabe des geschichtlichen Unterrichts in der Hand eines *Fachlehrers*, der ihn in möglichst vielen oder allen Classen ertheilt, oder in die eines *Classen-Ordinarius* gelegt ist, der ihn dann ja freilich, zumal wo der innere Zusammenhang der Aufgabe es begünstigt, noch in einer anderen Classe auch, nur nicht in allen durchweg, ertheilen kann. Es ist ebenfalls durchaus wichtig, dass dieser Unterrichtszweig mit anderen Lectionen und Studien der Classe in eine wechselseitig fördernde Beziehung gesetzt werde, weil nach meiner innigsten Ueberzeugung nur durch ein mehr und

mehr

mehr bewirktes Ineinandergreifen des gesammten Unterrichts der wahre Segen an der Bildung der Jugend erreicht werden kann [4]). Und aus diesem Grunde stehe ich nicht an, so wenig ich den grossen Umfang der für dieses Fach aufzuwendenden Arbeit in Studien und methodischer Durchbildung verkenne, dennoch den Geschichtsunterricht für eine höchst wünschenswürdige Aufgabe des Classenlehrers zu erklären. Doch muss hier von einer näheren Erhärtung abgesehen werden, weil die Gründe dafür nicht sowohl in diesem Lehrgegenstande selbst als vielmehr in der Natur und dem Gesammtorganismus des Gymnasiums gelegen sind.

Ich verkenne es durchaus nicht, wie unentbehrlich einem Geschichtslehrer in Gymnasien die selbstständige Durcharbeitung seines weiten Feldes und die Anlegung eigener Entwürfe und Arbeiten dafür ist, ich weiss es aus eigener Erfahrung nur zu wohl, wie der Lehrer durch den sammelnden, umgestaltenden, immer mehrenden und bessernden Fleiss seiner Hefte sich so recht frisch und lebendig in die Sache hineinlebt. Aber so wenig diess fehlen darf, so wenig andrerseits ein entsprechender Geleitsmann für den Schüler, dem seine eigenen Ausarbeitungen in der Lage und dem Alter nie das werden können, was ein lieb und vertraut gewordenes Studienbuch ihm zu gewähren im Stande ist. Ich kann daher nicht umhin hier einen auch von Andern [5]) im Allgemeinen öffentlich ausgesprochenen Wunsch etwa in dieser Weise zu wiederholen: Mögte doch diesem für unsere Schulpraxis so überaus wichtigen Fache bald ein Reformator zu Theil werden, der uns mit einem rechten *Katechismus der Geschichte* beschenke! Und zwar müsste diess ebenfalls ein doppelter sein: ein kleinerer für das jüngere Alter etwa vom 10ten bis 15ten, ein grösserer, für die Zeit vom 15ten bis zwanzigsten Lebensjahre berechnet; dabei der letztere nothwendig den ersteren dem Geiste und Wesen nach vollkommen in sich befassend. In dem kleinern müsste die

4) Ich habe mich über diesen Punct in einem Aufsatze: *über die Einführung unserer Jugend in das Alterthum, in der Mittelschule*, 1846. H. 4. S. 481 ff. näher ausgesprochen.

5) *Peter* in der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden (*Verhandlungen* S. 101.).

Geschichte der Welt vor Christo, in dem grössern die der Welt nach Christo das Vorwaltende, die gewöhnliche strengere Scheidung aber, wie sie zwischen Welt- und Kirchengeschichte gemacht zu werden pflegt, für diesen grössern, wo sie besonders in Betracht kommt, ganz wegfällig sein. Gern mögte dabei auf jeder Stufe noch wieder zwischen einer festen, elementaren Grundlage, die sich aber auch in dem zweiten Cursus möglichst gleichmässig wiederholte, und einer weiteren Ausführung geschieden werden — Alles aber in organischem Fortgange und stetigem Zusammenhange, und in klarer, bündiger, körniger, anziehender Form, damit der Schüler stets mit neuer Liebe zu seinem Gegenstande und Buche zurückkehre und so allmählich es zu seinem unverlierbaren Schatze mache. Will ein Kenner des Fachs uns daneben mit einem methodischen Handbuche für den Lehrer versehen, so wird derselbe sich besonders um jüngere Freunde dieses eingreifend wichtigen Unterrichtszweigs wesentliche Verdienste erwerben. Denn hier, wie überall, wo es gilt, einen unermesslichen Stoff zu bewältigen, ist die Form und Methode, welche der beherrschende Geist gibt, das wahrhaft Segenbringende, und ich bin gewiss, dass fernere Versuche auf diesem Felde die Wünschenswürdigkeit eines Leitfadens oder Lehrbuchs in der Hand des Schülers, an das freilich kein Lehrer sclavisch sich zu binden hat, bestätigen werden.

Wäre die Geschichte nichts anderes als, wie Tittmann[6]) meint, ein durch das ganze Leben des menschlichen Geschlechts durchgeführter Beweis von der Unfähigkeit des Menschen zu vernunftgemässem öffentlichen Leben, dann wäre von ihr im Gymnasialunterrichte lieber ganz zu abstrahiren als einen solchen Aufwand von Zeit und Kraft einem Gegenstande zuzuwenden, dessen Erfolg dennoch Manchem noch zweifelhaft erschienen ist. Aber sie vereinigt so grosse Vorzüge als Bildungsmittel und hat, wenn sie vom rechten Mittelpuncte aus gefasst wird, einen so unersetzbaren Werth, dass sie darum unsere ganze Arbeit und Mühe auch künftig für ihre Form wie für ihren Inhalt zu fordern berechtigt ist. Nicht nur, dass auch sie wesentlich beiträgt, das Gemüth zu beleben und zu erwärmen, den Verstand zu erhellen,

---

6) *Ueber die Bestimmung des Gelehrten und seine Bildung durch Schule und Universität* S. 201.

Gedächtniss und Phantasie mit edlen, wohlthuenden Bildern zu erfüllen, Willen und Muth zu kräftigen: sie gibt allein dem Menschen den Standpunct, auf dem er sich besinnen und zurechtfinden kann in einer sonst für ihn wüsten und unverständlichen Welt, auf dem er den Mittelpunct aller eigenen Zwecke, Fähigkeiten und Erfahrungen finden und es erkennen kann, dass Alles, was Grosses und Ewiges vor unserem Geiste sich bewegt, einmal im Laufe der Geschichte, als die rechte Zeit da war, in die Erfüllung eingetreten ist.

XVI.

Die Aufgabe und gegenwärtige Stellung der christlichen Pädagogik.

Die Pädagogik ist ein leuchtender Stern am Firmamente der Wissenschaften, mit hellem und reinem und doch fast unscheinbarem Lichte, als wollte er sich in der Menge jener strahlenden Körper unbeachtet verlieren. Sie ist beides, Wissenschaft und Kunst; ihr Inhalt und Gegenstand ist die Erziehung des Menschen, diese erste und letzte, diese grösste und erhabenste Aufgabe des irdischen Berufs. Denn in dem Umfange ihres Wirkens kommt der Erziehung keine andere Lebensthätigkeit gleich; sie erstreckt sich über die ganze Welt, und vielleicht kein Mensch ist völlig unempfänglich für ihren Einfluss. Sie geht nach ihrer weitesten Bedeutung von der Wiege bis zum Grabe, sie wird von der schlichtesten Mutter, wie von dem weisesten Denker geübt, ist aber keineswegs auf die Handhabung durch Menschen beschränkt, die vielmehr den Beruf zu ihr mit Schicksalen und Verhältnissen, Fügungen und Erlebungen theilen müssen. Und über dem Allen geht ein Zug von ihr, unsichtbar aber gewaltig, durch die ganze Weltgeschichte hin; ihn leitet der himmlische Steuermann selber.

Die Pädagogik ist so alt wie die Welt, und dennoch hat sie, wie es scheint, in dem Freistaate der Wissenschaften vielleicht noch kein Bürgerrecht bekommen, sie ist ein *ἀτίμητος μετανάστης* geblieben. Die Jugend der Menschheit lös'te die Aufgabe derselben durch wunderbaren Instinct an sich selber, aber von ihrem inneren Sinne etwas für Andere aufzuschliessen, war nur den bevorzugtesten Geistern in ihr vergönnt; in den Sturm- und Drangperioden des gährenden Alters, das zwischen dem Jünglings- und Mannesalter der Weltgeschichte liegt, war auch die Zeit nicht sich der Aufgabe *bewusst* zu werden; die Gegenwart, vielleicht dem Alter des reiferen, reicheren, ringenden Mannes vergleichbar, scheint es so zu fordern, wie zuzulassen. Und schon heben sich die Hände und Blicke von den verschiedensten

Seiten, um den werthgewordenen Fremdling sich anzueignen, und den man lange allenthalben verschmähte, dem möchte nun abermals Gefahr des Lebens drohen unter dem Streite der Richtungen und Facultäten. Möge sie sich uns selbst aufweisen über ihre Herkunft.

Die Pädagogik oder Erziehungswissenschaft will die Gesetze dessen zum Bewusstsein bringen, was die Erziehung des Menschen zu erfüllen und zu vollbringen hat. Erziehung des Menschen ist aber seine Erhebung zu dem ihm vorgesteckten Ziele seiner ursprünglichen Bestimmung; es ist im höchsten und letzten Grunde seine Zurückführung zum Ebenbilde Gottes, nach welchem er geschaffen ist. Von dem alten Adel seines hohen Berufs, in dem der Hochmuth ihm kein Genüge finden liess, und darum ihn aus demselben stürzte, ist ihm durch den Rathschluss der ewigen Liebe nicht blos von Anfang an wunderbar Vieles erhalten, sondern auch in der Fülle der Zeit Alles wiedergegeben worden, was er verloren hatte. Nur dadurch ist Erziehung überall im eigentlichsten Sinne erst möglich, und was sonst eine nutzlose Arbeit qualvollen Ringens, voll tantalischen Frevels wäre, ist gerade dadurch zu dem segensreichsten und seligsten Geschäfte geworden, das Jeder an dem Liebsten üben darf, was ihm auf Erden gegeben ist. Und ist die Rückkehr zu der verlorenen Gotteskindschaft die erste und wichtigste Aufgabe, so geht nach göttlichem Willen neben oder hinter ihr und mit derselben eng verbunden die andere her: dass der Mensch sich allmählich die ganze Natur unterwerfen, ihre Kräfte, Ordnungen und Gesetze erkennen und verwenden, alle Richtungen und Gaben der Welt, wie seine eigenen Kräfte und Arbeit, dem Herrn derselben zu Diensten stellen soll. Solche in wunderbarer Riesenarbeit fortschreitende Lösung der Aufgabe ist aber der ganzen Menschheit vorgesteckt, und der Einzelne nimmt nur in dem Maasse mit um so grösserem Erfolge an der Arbeit des Ganzen Theil, als er seine Stellung zu dem Ganzen zu würdigen, und seine engste Verbindung in gliedlicher Gemeinschaft mit ihm, und damit des Leibes Wachsthum zur göttlichen Grösse, zu befördern weiss, gemäss der inhaltsschweren Mahnung, die der Apostel Paulus *Eph.* 4, 15 f. (vgl. *Kol.* 2, 19) gibt, als hätte er damit die oberste Regel aller Erziehungswissenschaft zeichnen wollen: Lasset uns rechtschaffen sein in der Liebe, und wachsen in allen Stücken

an dem, der das Haupt ist, Christus, aus welchem der ganze Leib zusammengefüget, und ein Glied am andern hänget durch alle Gelenke, dadurch eins dem andern Handreichung thut nach dem Werk eines jeglichen Glieds in seiner Maasse, und machet, dass der Leib wächset zu seiner selbst Besserung; und das Alles in der Liebe. Es kann darum wahrhaft auch nur aus der Erziehung der Menschheit die Erziehung des Einzelnen gefolgert und verstanden werden, und die Weltgeschichte im Grossen und Ganzen, die den Plan und die Wege der göttlichen Erziehung selber offenbart, muss auch Regel und Richtschnur für das Erziehungswerk in allen besonderen Lagen und Richtungen geben. In dieser Anerkenntniss sind alle besseren und sinnigeren Forschungen gegenwärtig wohl einig, und während das schon seit langer Zeit geschäftig gewesene Treiben eines verheerenden, verödenden und verhöhnenden Rationalismus auch hier noch immer, und vielleicht nirgends verderblicher als hier, seine tauben Blüthen treibt, begegnen sich zwei andere Richtungen einander gerade auf diesem Wege einer bestimmteren Anlehnung an die Geschichte, wenn auch mit dem Unterschiede, dass die *eine* die directe Beziehung zum Christenthume auf das Entschiedenste heraushebt, ohne darum das concentrische Verhältniss der Lebensbewegung des Einzelnen zur Geschichte der Menschheit irgendwie zu verkennen, die *andere* dagegen, nur gelegentlich und aus einiger Ferne Anklänge und Erinnerungen christlicher Lehren bietend, ein näheres Verhältniss zu der von ihr treu gepflegten Philosophie der Geschichte einschlägt. Wir wollen beide Richtungen, jede durch einen achtbaren und tüchtigen Vertreter, und zwar so bestimmt und treu als möglich, ihre Sache führen lassen.

Erziehung, sagt die *erste* der bezeichneten beiden Richtungen, ist die Einwirkung auf die Totalität des Wesens eines menschlichen Individuums zu dem Zwecke, dass es werde, was es werden kann und soll. Wie aber der Mensch nichts *durch* sich selbst werden kann, so soll er auch nichts *für* sich selbst werden; er ist nicht absoluter Selbstzweck, er ist zur Gemeinschaft geboren, lebt in Verhältnissen — zu Gott, zur Menschheit und zur Natur. Das erste ist aber das hervorragende und das Grundverhältniss; steht der Mensch nur in der rechten Abhängigkeit von Gott, der *über* ihm steht, dann wird er um so leichter in Liebe der Menschheit *neben* sich dienen und die Natur *unter* sich beherrschen. Diese beiden Verhältnisse

bilden seine *sittliche*, jene seine religiöse Erziehung; wie *jene* die wahre Quelle *dieser* ist, so ist auch die religiöse Erziehung die Basis und Quelle aller wahren Sittlichkeit [1]). Wahres Verhältniss zu Gott wird allein gewonnen durch das Christenthum, das Heidenthum ist ein Leben ohne Gott (*Eph.* 2, 12.); die religiöse Erziehung muss eine christliche sein, die unreligiöse aber zugleich eine unsittliche, nicht, wie jene, sich zum Suchen Gottes verklärend, sondern eine Erziehung zur Selbstsucht, sei diese nun eine mönchisch-ascetische, oder eine stoisch-apathische, wurzele sie in Ehrgeiz oder Herrschsucht, Hab- oder Genusssucht. Ohne den Mittelpunct aller Bildung, die Beziehung auf Gott, wird die Kraft des Mittelpuncts sich auf die Peripherie werfen, und der Betrieb des Gewerbs, der Kunst und der Wissenschaft selbst zur Religion, zum Cultus, aber damit zum Götzendienste werden. Ohne diesen Mittelpunct, der das Grundverhältniss der menschlichen Natur ist, wird das Gleichgewicht der Seelenkräfte gestört und die Erziehung wird eine einseitige und äusserliche, wendet sich an Gedächtniss, Verstand und Routine, statt Geist, Herz und Gesinnung zu ergreifen, die Bildung wird zur Tünche und Dressur, bei der die grösste Rohheit bestehen bleiben kann und — bestehen bleibt.

Dass das Christenthum die Religion der Sittlichkeit sei, dass es wahrhaft, aber auch, dass es allein zu dem führen könne,

---

1) „Es gibt keine Erkenntniss des Guten, keine wahre Moral ohne die Erkenntniss Gottes, des absolut Guten; er ist die Liebe, d. i. die absolute Güte, die vollkommene, sich selbst mittheilende Lebensfülle (summum bonum est communicativum sui); Alles, was gut ist, ist es nur durch seine Güte, durch Mittheilung seiner Liebe, durch das *Ebenbild* seiner selbst, und was schlecht ist, ist es nur durch den Gegensatz gegen ihn. Nur das oder der absolut und unendlich Gute kann Princip, Maass und Ziel alles relativ Guten in der Endlichkeit sein. Jede Moral, die nicht Religion ist, ist entweder nur eine bürgerliche Sittenlehre und begnügt sich mit jener Gerechtigkeit der Werke, die auch der natürliche Mensch, obwohl schwach, doch sich selbst durch seinen eigenen Willen geben kann, oder sie bietet nur abstracta pro concreto, Schatten für Wesen, und versteigt sich bald im eigenen Geiste auf die eitlen Höhen der Selbstgerechtigkeit (Automomie), bald versinkt sie wieder in eudämonistische Geniesslichkeit. Das Heilige ist das Ineinandersein des Religiösen und Sittlichen; das Heilige wird nur im Allerheiligsten, d. i. in Gott, erkannt." *E. Sartorius von der heil. Liebe* II, p. IX.

dessen denn doch wohl noch kein Erziehungsprincip hat entbehren wollen, bedarf für die christliche Vorstellung des Beweises nicht. In ihm sind Religion und Sittlichkeit als Quelle und Erscheinungsform unzertrennliche Correlata; was der Mensch von seinem besten Selbst durch sich selbst verloren, er findet in Gott es wieder. Nachdem die grosse Thatsache der Erlösung allen Menschen den Weg und die Möglichkeit wieder zu Gott zu kommen, eben damit aber die Möglichkeit der sittlichen Wiedergeburt, der vollsten und wahrsten Lebensbethätigung auf dem Grunde seiner ursprünglichen Wesensbestimmung gezeigt hat; seitdem geht die Bedürftigkeit und Fähigkeit der *Erlösung* mit der Bedürftigkeit und Fähigkeit der *Erziehung* Hand in Hand und hält mit jener gleichen Schritt. Aber eine andere Frage ist die, ob sie denn wirklich den Menschen nach der Möglichkeit seiner von Gott gewollten Entwickelung zu seinem Rechte kommen lasse, alle seine Anlagen und Kräfte zu harmonischer Entfaltung bringe und nicht, während sie ihm Blick und Richtung nach *oben* stärke und befestige, Sinn und Bethätigung *um* ihn her vielleicht mindere und schwäche; ob es denn wirklich zu Wissenschaft und Kunst, zu practischem und technischem Berufe in dem rechten Verhältnisse und in geeigneter Vorbereitung stehe. Von einer Uniformirung der Geister — vielleicht einer Gefahr und einem Unstern unseres Jahrhunderts — kann hier nicht die Rede sein; wenn aber eine wahrhafte Gemeinschaft der Menschen erzielt, wenn alle im Leben sich entfaltenden, so höchst verschiedenartigen Richtungen, geistige und physische Gaben und Kräfte dennoch am Ende wirklich in einander greifen und zu Einem Ziele führen sollen, wenn der Wille Gottes, der den Menschen zum Herrn der Natur einsetzte, überhaupt zu verwirklichen ist, wo anders ist auch für das einfachste natürliche Bewusstsein dieser Halt- und Mittelpunct zu finden als in dem Christenthume? Wo bliebe das Band, das alle Wissenschaften, die ohne dieses nur in ihrer Vereinzelung dastehen und aus dem gemeinsamen Mittelpuncte herausfallen würden, als Mitarbeiterinnen für die Idee des Gottesreichs zusammenhält? wo jenes unentbehrliche Präservativ, dessen Mangel den edelsten Reichthum der Kunst zu einem Mittel des entartetsten Sinnen- und Götzendienstes herabsinken liesse? Erst im Christenthum gelangt der Mensch überhaupt zu seinem *persönlichen* Werthe und Wesen, zu dem ihn sein Schöpfer

berufen hat, und nur durch dasselbe ist die Ausprägung einer scharf bestimmten Eigenthümlichkeit erst möglich. Die Persönlichkeit[2]) des Menschen aber, von der die vor- und ausserchristliche Welt keine Ahnung, wie denn auch keinen Namen dafür, hat, ist seine absolute Beziehung auf Gott, ist die völlige Hingabe aller seiner Wünsche und Neigungen, seiner Gedanken und Empfindungen an die *eine* Bewegung seines Innern, die, von allem Anderen in der Welt sich geschieden wissend und demselben sich entgegensetzend, seine ewige, sowohl ursprünglich von Gott gegebene, als nie endende Einheit mit Gott in sicherster Ueberzeugung festhält. Ist der Mensch denn nun aber dieses *über* ihm stehenden unendlichen Geistes inne geworden, dieses Gefühl aber in sein Bewusstsein übergegangen, und hat er endlich demselben in Demuth und Liebe sich willig und völlig hingegeben: so hat er auch eben damit die bei aller Erziehung nothwendig vorauszusetzende Fähigkeit zum Glauben an Gott, die Empfänglichkeit für die Offenbarungen seines ewigen Wesens erlangt. Wir dürfen darum getrost mit dem Origenes[3]) sprechen: *die Seele ist eine geborene Christin*, ohne dass wir deshalb irgendwie zu besorgen haben, es mögte dem Geiste Gottes dadurch etwas von seiner unmittelbaren schöpferischen und belebenden Kraft entzogen und der menschlichen Seele etwas Ursprüngliches und Selbstständiges beigemessen werden; vielmehr zieht diese ihre Anlage sie nur um so stärker zu dem Gegenstande ihrer Sehnsucht hin. Denn nicht in den angeborenen Ideen, nicht im Menschengeiste überhaupt, nicht in der geistigsten Bewegung seiner Gedanken können die Offenbarungen Gottes vor sich gehen; das Abstractum seines Denkens, das ewig Jenseitige seiner Vorstellung kann ihn nicht befriedigen: der *persönliche* Mensch will einen *persönlichen* Gott haben; er ist durchaus ein historisches positives Wesen, darauf angelegt, durch und durch von der Objectivität abhängig zu sein, nur durch sie zu sich selbst zu

---

2) „Die Person ist nach kirchlichem Begriff jener einzige Centralpunct, jenes Ich eines geistigen Wesens, welches alle Radien seiner Sphäre einigt, indem es sie im Selbstbewusstsein eben so wohl von einander, als von sich unterscheidet, und doch zugleich sie alle unter einander und in sich verbunden hält." *E. Sartorius von der heil. Liebe* II, 15, Anm.

3) *G. v. Lasaulx üb. d. Stud. d. gr. u. röm. Alterth.* Anm. 22.

kommen und etwas zu werden; nur in einer geschichtlichen, *thatsächlichen* Offenbarung Gottes findet er sein Heil und Genüge. In Jesu Christo hat sich Gott dem Menschen geoffenbart, ist ihm blutsverwandt, in Allem gleich geworden, ausser der Sünde; Christus ist die einzige Offenbarung Gottes, darum auch der einzige Weg zu ihm. Und wie die Verheissung dieses Weltheilands dem ersten Menschen bereits gegeben worden ist, so ist von dem ersten Erschaffenen an die Anlage zum Glauben an ihn, sich in der Sehnsucht und dem Harren der vor *ihm* her gehenden, der Hingabe und Durchdringung der nach ihm folgenden Jahrhunderte kund gebend, des Menschen seligstes Erbtheil geblieben. Da aber weiter die leere Vermittelung und Allgemeinheit nicht des Menschen Wesen und Natur ist, sondern vielmehr Unmittelbarkeit, Bestimmtheit, Begränzung, Eigenthümlichkeit und feste Ausprägung, so offenbart er dieselbe in der ihm zur Aufgabe gestellten weiteren Bethätigung seines Triebes nach Gemeinschaft mit der Menschheit, der in seiner Bestimmung zur Liebe wurzelt und in seinen Organen zur sprachlichen Mittheilung einen lebendigen Ausgangspunct hat. Mit der Familienliebe beginnend, entfaltet er sich später einerseits zur politisch-nationalen, andrerseits zur kirchlich-confessionellen Bestimmtheit, da er für die äussern Zwecke des Lebens in Wahrheit keinen geringeren Vereinigungstrieb besitzt, als für die höheren in kirchlicher Gemeinschaft. Hierneben behält seine eigenthümliche Entwickelung auf der Einen gemeinsamen Grundlage noch einen hinreichenden Raum.

Aber *wie* bringt der Mensch sich denn zu solchem Ziele hin? Vermag er es selbst durch eigene Kraft? So wenig, dass wir vielmehr nach dem göttlichen Vorgange, wornach alle grossen und wunderbaren Führungen fast immer mittelbar oder unmittelbar in Menschenhand gelegt sind, auch hier in völliger Allgemeinheit bestimmt aussprechen müssen: der Mensch kann nur durch Menschen, der Ungebildete nur durch den Gebildeten u. s. w. erzogen werden, und es erhellt schon hier der ungeheuer wichtige Einfluss, den die Persönlichkeit des Erziehers übt. Man könnte hierbei es nun für genügend ansehen, dass dem Zöglinge ein Vorbild gegeben werde, damit der rechte Reiz zu freier Selbstbestimmung nach diesem Muster oder Vorgange das weiter Nöthige in ihm selbst vollziehe; aber damit ist nicht eine ausreichende

Thätigkeit erzielt, weil die Freiheit seines Willens nicht bloss die Möglichkeit einer entgegengesetzten Selbstbestimmung zulässt, sondern auch nach einer nur zu sehr begründeten Erfahrung sich in einer ganz anderen, dem erziehenden Vorbilde entgegengesetzten Weise bethätigt. Dies geht nicht aus einer *Anlage*, am wenigsten der ursprünglichen nach göttlicher Ebenbildlichkeit, sondern aus der durch die leibliche Abstammung ihm einwohnenden verkehrten *Richtung*, der Richtung auf das Böse, hervor; diese ist aber in ihrer Abwendung oder zuletzt völligen Scheidung von Gott der Hang zur *Selbstsucht* und Selbstvergötterung. Wenn derselbe nun aber nach allen Seiten hin sich erstreckt und alle nur ersinnlichen Mittel zu seiner Befriedigung ergreift, so gilt es hier für den Erzieher, seine ganze Sorgfalt und Wachsamkeit anzuwenden, dass der Zögling unvermerkt, aber sicher in seiner ganzen Lebensbethätigung von dieser Richtung hinweg und auf die Sehnsucht nach der verlorenen Gottesgemeinschaft hingelenkt werde, indem er eben so gewiss die fluchwürdige Gestalt der Sünde nicht bloss äusserlich und gedächtnissmässig auffassen, noch über die klare Erkenntniss des engen Zusammenhangs aller seiner Neigungen, Fehltritte, Verirrungen mit seiner grundverderbten Natur an der Ursprünglichkeit und Sicherheit seiner Errettungsfähigkeit verzweifeln, als andrerseits über dem steten Hinblicke auf alles Aeussere, Irdische, Beschränkte den Blick auf das Ewige, Unendliche, Heilige zu richten nicht verlernen soll. Der christliche Erzieher ist daher wesentlich ein Organ des Erlösers, er kommt in *seiner* Kraft und sieht mit unerschütterlichem Vertrauen das Gelingen seiner Bemühungen als eine Verheissung *seines* Geistes an; in *ihm* sieht er die alleinige Quelle, wie das hehre Vorbild seiner ganzen Erziehungsthätigkeit [4]). Und er stellt damit den Gegenstand der-

---

4) „Wie viel brauchbare, selbst aus christlicher Lebensansicht hervorgegangene Erziehungs- und Unterrichtsschriften wir auch haben, eine *echt christliche* Erziehungslehre, die, *ganz aus dem Lehr- und Lebensbilde Christi* abgeleitet, ein treuer Abdruck seiner unergründlichen und allein heilsamen Erzieher-Weisheit wäre, vermissen wir noch. Aber wie nur *das* Wort, nur *die* Lehre, die des eigenen Lebens Kraft und Licht in sich trägt, in Andern Geist und Leben zu erwecken vermag, so kommt auch hier kein Lehrer über die Nothwendigkeit hinweg, sich selbst zunächst in Christus hineinzuleben, hineinzubilden, sich selbst von seines Geistes Zucht erziehen

selben nicht etwa ungebührlich herab, vielmehr ausserordentlich hoch empor; denn je fester er solche Lehre und Einsicht von des Menschen angeerbter Sündhaftigkeit hält, desto lebendiger und wirksamer wird ihm auch die erlösende und zu der ursprünglichen Gesundheit zurückführende Kraft seines Heilands. Einen je höheren Grad der menschlichen Erziehungsbedürftigkeit er annimmt, in einem eben so hohen Maasse ist darnach auch die Erziehungsfähigkeit desselben gesteigert. Und während die materialistische und naturalistische Erziehung auf diesem Wege ihre entschiedene Abfertigung empfangen, erscheint die idealistische nach dem Maasse *ihres* Antheils an der lauteren Wahrheit eben in dieser, der christlichen, in ihrer tieferen Begründung und Verklärung; und allerdings werden, wie Einer gesagt hat, die bekannten Principien der *Humanität* und *Divinität* sich in einer dritten, dem Namen nach noch unbekannten Grösse, der *Christianität*, vereinigen lassen. Dieses ist aber nach biblischem Ausdrucke nichts Anderes als die Kindschaft Gottes, das neue Leben durch Christum in Gott, damit aber das ewige Heilsgut selber bezeichnet, dessen Erkenntniss, Aneignung und Bewahrung die Summa christlicher *Ethik* ausmacht; aber wir erkennen und bedenken die ungeheure Mannigfaltigkeit menschlicher Individualitäten, und fügen zur Beschränkung des Gesagten sofort *das* bei, dass von einem Streben nach Einerleiheit oder Identität mit Christo, oder von einem farb- und leblosen, aller Unterschiede und bestimmten Markirung völlig entbehrenden Zurichten der menschlichen Seelen, von einem Nivelliren der Geister und Physiognomien in einem abstracten, inhalts- und gegensatzlosen Christenthum hier gar nicht die Rede sein kann[5]. Grade in dieser besonderen Vorbereitung und Einführung der in der eigen-

---

zu lassen" u. s. w. *K. J. Blochmann: Heinrich Pestalozzi.* Lpz. 1846. S. 179.

5) „Wie das allgemeine Leben der Pflanzenwelt in jeder der tausend und aber tausend Pflanzenarten sich wieder in besonderer, eigenthümlicher Weise, übrigens doch in vollkommenem Typus, ausprägt, so geht auch das Leben aus Gott in jede menschliche Persönlichkeit nach dem Maass ihrer schöpferisch gegebenen Anlage ein, und gestaltet sie innerhalb der Schranken dieses Maasses zu einem vollkommenen Reflex der Gottheit." *L. Völter, Beiträge zu einer christlichen Pädagogik*, S. 44 f.

thümlichen Mischung von Kräften und Gaben ihre persönliche Berechtigung übenden einzelnen Seele in ihr uranfängliches Erbtheil hat die christliche *Pädagogik* ihr Walten, und lässt somit den rothen Faden dieser Wissenschaft, den ihre verknüpfende Hand hält, von der *Sitten*- bis zur *Seelenlehre* hinüber- oder richtiger von dieser zu jener vorwärtsgehen, für die sie in derselben Verkündigung, die sie in den Besitz jenes Heilsgutes hineinführt, d. i. in dem Worte Gottes, die entscheidenden Grundzüge niedergelegt findet [6]). Mit diesem letzten ist denn auch genannt, was als der eigentliche Kern und Mittelpunct, die Richtschnur und Lebenskraft aller Erziehung angesehen werden muss; das Wort und der Geist Christi sind die wahrhaften und einzigen Erziehungsmittel, alle anderen aber, so viele ihrer auch sein mögen, die bei der Abwendung unzähliger Zöglinge auf früherer und späterer Lebensstufe von dem göttlichen Leben nicht entbehrt

6) Schönes Bekenntniss darüber bietet auch *A. F. C. Vilmar*, *Schulreden über Fragen der Zeit*, Marburg 1846, in denen man mit wahrhafter Freude ein köstliches Zeugniss christlich-kirchlichen Geistes aus dem Leben der Gelehrtenschule begrüsst; z. B. S. 161 ff., wo er „aus den drei verschiedenen, den theologischen Gebieten entsprechenden Gebieten der Pädagogik: dem des *Wissens*, der *Gesinnung* und der *Handlung*, nur je einen Punct heraushebt, um an diesen Stücken das untergeordnete, aber kindlich innige und kindlich freie Verhältniss der Pädagogik zur Theologie darzuthun. So wird von allen Seiten mit vollkommener Einstimmigkeit die *Psychologie* als einer der ersten und hauptsächlichsten Bestandtheile der pädagogischen Wissenschaft bezeichnet. Wo aber findet sich eine wahre und wirkliche Psychologie als im Bereiche der Theologie? Wo findet die Kunde von der Seele ihren Boden, in dem sie Wurzeln schlagen und aus dem sie ihr Wachsthum und Gedeihen ziehen kann, wenn nicht in der kirchlichen Wissenschaft? Wer hat eine Antwort auf die Frage: woher die Seele ihre Nahrung ziehe, durch welche sie wächst und gedeiht an innerem Wohlgefühl, an dem Bewusstsein des innern Gleichgewichts, der Sicherheit und Festigkeit, an Frieden und Ruhe?" u. s. w., und etwas weiter: „Und wo liegt der Schlüssel für die alte, einfache und doch tiefsinnige Lehre von den Temperamenten, wenn nicht in dem Worte und der Geschichte des Reiches Gottes? Wodurch wird uns das innerste Wesen und die Bestimmung dieser Naturarten aufgeschlossen, wenn nicht durch die genauere Betrachtung und Kenntniss der Propheten-, Evangelisten- und Apostelämter, durch die Lehre vom Säemann, durch die ausgetheilten Talente und durch die Lampen in den Händen der Jungfrauen?" u. s. f. Ich stelle dazu noch die Verweisung auf das Urtheil eines eben so erfahrenen Meisters, *Blochmann* in Dresden: *„Ueber das Herz und seine Pflege bei der Erziehung,"* S. 7, 15 f.

werden können, müssen, weil sie dem äusserlichen Leben und gesetzlichen Standpuncte angehören, von jenem ersten, einzigen und höchsten geheiligt und durchdrungen werden, bis der Zögling mit dem evangelischen Standpuncte auch die gleichartige Einwirkung erfährt. Auf diesem Grunde sieht der Erzieher der reichsten Belehrung und kräftigsten Unterstützung für alle einzelnen, noch so mannichfaltigen, noch so schwierigen Fälle entgegen, mögen dieselben auch alle Stadien, von dem tiefsten Anfange gesetzlicher Gebundenheit bis zur schönsten Höhe evangelischer Freiheit, durchlaufen. Und so steigen denn in seinem innersten Gemüthe für sein ganzes Sinnen und Thun, sein Dulden und Hoffen in den reichgesegneten Stunden stiller Feier und Erhebung die Kräfte dieser höhern Welt wie segnende Engel auf und nieder.

Nach diesen Erwägungen wird die Pädagogik von der Geschichte in ihrem ganzen Umfange, der Geschichte der Völker im Allgemeinen und der heiligen Geschichte insbesondere, der Geschichte der grossen Weltbewegungen, wie der stillen Züge des innern Seelenlebens, in keiner Weise zu trennen sein, und mit einem überraschend glücklichem Tacte ist die beste Thätigkeit in der Litteratur dieses Gebiets auch wirklich nach dieser Seite hin besonders rege gewesen, und mit dem schönsten Erfolge gekrönt worden. Es bedarf nur einer flüchtigen Erinnerung an die meisterhaften Arbeiten von *Fr. Cramer* und *K. v. Raumer*, um der ungetheilten Zustimmung der Sachverständigen gewiss zu sein. Die eigentlich systematische Behandlung dagegen hat die verschiedensten Wege eingeschlagen und in einer zahlreichen Menge von Erzeugnissen, die schon um der grossen Verschiedenheit der Auffassung und des Ausgangspunctes willen sich nicht leicht noch kurz in einen Ueberblick zusammenfassen lassen, mit erfinderischer Schärfe und Genauigkeit sich erschöpft. Auf christlicher Basis ruhen die Grundzüge der Erziehungslehre von Dr. *G. Baur*, Giessen 1844, ein für den Ueberblick aller auf diesem Felde liegenden und von dem Einen rechten Mittelpuncte aus erwogenen Fragen treffliches Büchlein; von dem nämlichen Geiste durchdrungen ist eine andere kleine Schrift voll goldener Körnlein, die reiche Frucht verheissen: *Beiträge zu einer christlichen Pädagogik*, von *L. Völter*, Heilbronn 1846, noch um so schätzbarer, weil die allgemeine Grundlegung der Wissenschaft mit

einer besonderen Ausführung der Grundidee nach einigen der wichtigsten Seiten hin verbunden worden ist, namentlich in Beziehung auf das Verhältniss der Erziehung zu den Sacramenten [7]), wie an einem Paar der bedeutendsten Erziehungsmittel, der Ertheilung von Lob und Strafe. Einige der Grundideen sind in Obigem mitgetheilt worden, so jedoch, dass das Meiste theils in einer abweichenden Fassung, theils in einer etwas weiteren Ausführung und Anwendung zu geben versucht worden ist. Jedenfalls soll damit der reiche Inhalt der köstlichen kleinen Schrift in keiner Weise erschöpft, vielmehr der sorgsamsten Erwägung und Beherzigung dringend empfohlen sein.

Wir wenden uns nach diesem Vorgange zu einer Prüfung der *zweiten* Richtung, von der im Eingange die Rede war, indem wir bei dem bestimmten Bewusstsein, dass das Christenthum die Alles beherrschende, durchdringende, regelnde und belebende Macht ist, jedenfalls die feste Erwartung aussprechen dürfen, dass jedes, wenn auch auf einem noch so verschiedenen oder eigenthümlichen Wege gewonnene Resultat doch im letzten Grunde eine dem christlichen Geiste nicht widersprechende, sondern vielmehr versöhnte und zugeneigte Richtung haben müsse. Wir wissen es wohl, es führen viele Wege nach dem schönen Ziele hin, und wir ehren gar sehr den Versuch, aus der Betrachtung der erhabenen Welterziehung Gottes, aus der Philosophie der Geschichte die Grundlage der allgemeinen Erziehungswissenschaft zu schöpfen. Wenn nun aber für die Pädagogik der philosophische Weg eingeschlagen wird, so erscheint es als ein Erforderniss, den einer bestimmten Philosophie zu wählen, und mit richtigem

---

7) 1) Die Kindertaufe und ihre Bedeutung für die Erziehung, worin namentlich für den Erzieher hervorgehoben wird: sie ruft ihm zu, erziehe deine Zöglinge kirchlich, mithin für Christum; sie weis't ihm die Mittel der Erziehung an, verbürgt ihm den sichersten Erfolg und belebt und stärkt seine Liebe zu ihnen; aber auch für die Kinder: sie erleichtert ihnen den Glauben an ihren Heiland, stellt ihnen denselben als eine Nothwendigkeit dar, breitet über ihre Seelen einen milden Hauch des Friedens, bildet in ihnen eine Macht gegen die Sünde und stärkt in ihnen den Sinn der kirchlichen Gemeinschaft. 2) Die Confirmation in ihrem Verhältniss zur Kindertaufe und ihrem Einfluss auf Erziehung, wobei hervorgehoben wird: die Confirmation ist nicht vorzugsweise ein Verpflichtungsact, auch keine Ergänzung der Kindertaufe, und dann die subjectiven und objectiven Erfordernisse für dieselbe besprochen werden.

Gefühle hat daher die Leistung, auf die wir uns hier zumeist beziehen, und die als eine vaterländische begrüssen zu können uns doppelte Freude ist, den Anschluss an die *Hegelsche* Philosophie gewählt, die wohl gerade auch um die Philosophie der Geschichte die grössten Verdienste haben dürfte. Wir meinen Dr. *G. Thaulow's Erhebung der Pädagogik zur philosophischen Wissenschaft, oder Einleitung in die Philosophie der Pädagogik*, Berlin 1845, und wollen die Erwägung der Sache an der Hand dieser für jeden Gebildeten anziehenden Schrift vornehmen, der zugleich das unleugbare Verdienst gebührt, das Interesse der pädagogischen Wissenschaft in unserm Vaterlande angeregt und mit warmem Eifer vertreten zu haben. Es ist zunächst daran zu erinnern, dass auch diese Darstellung das Christenthum als die vollendete Offenbarung des Geistes, die absolute Religion auffasst, die in ihrem Begriffe solche Allherrschaft und Alldurchdringung als Potenz in sich tragen muss, dass sie die Gemüther mit ihrem religiösen Inhalt erfüllt und darnach aus dem christlich-religiösen Gemüthe alle andern Formen des Geistes entspringen lässt, bis der ganze Erdkreis die christliche Religion bekennt und in Allem die christliche Sittlichkeit darstellt; dass sie, wenn auch nicht von ihr ausgehend, doch auf sie hinzuleiten und mit ihr Alles auszugleichen bedacht ist. Nicht durch sie selbst wird die Pädagogik hervorgerufen und in ihrer Nothwendigkeit erkannt, sondern durch die philosophisch-geschichtliche Methode, die sich nicht so sehr darum bekümmert, *wie* der jedesmalige Standpunct einer Zeitperiode beschaffen war, diese Kenntniss vielmehr voraussetzt und darin allein ihre Aufgabe findet nachzuweisen, *warum* dieser Standpunct einer Zeit nicht anders sein konnte, als er gerade war. Solche Auffassung setzt voraus, dass es eine Vernunft gibt und dass diese in dem Menschengeschlechte ihre Verwirklichung finden muss. Diesen Fund, den der allmählich sich besinnende menschliche Geist erst auf dem Wege der Erfahrung und Geschichte selbst gemacht hat, nennt der Verfasser die köstlichste Entdeckung, die der Mensch je gemacht habe; seitdem sei, ausser den unberechenbaren Folgen, welche aus ihr für alle Wissenschaften und die Zukunft selbst erwachsen, die Versöhnung des menschlichen Geistes mit der göttlichen Weltregierung eingetreten; dadurch erhelle es auch, weshalb die Ethik

bis

bis auf die neueste Zeit eine so dürftige Behandlung gefunden habe, und warum erst seit einiger Zeit ihre eigentliche Entstehung als Wissenschaft, damit also auch jetzt erst die der Pädagogik (denn ohne die Ethik ist die Pädagogik nicht denkbar, S. 20. 33), in der christlichen Welt möglich geworden sei. Es wird an den drei Epochen, die in der Entwickelung des Christenthums angenommen werden, nachgewiesen, dass erst im Laufe der dritten, seit der Reformation, eine Ethik möglich sei, weil erst da die Versöhnung der beiden absoluten Extreme, des Diesseits und des Jenseits, unter deren Spannung die Menschheit im Mittelalter gehalten wurde, zu Stande gekommen, und das Princip ausgesprochen sei, dass im *Bewusstsein* allein die Stätte des Himmels ist, und dass das Bewusstsein in *dieser* Welt sich zu bethätigen habe. Ich fürchte, dass hierbei die *erste* Periode in bestimmter und scharfer Zeichnung (es wird nur gesagt: es könne in ihr sicherlich von keiner Wissenschaft die Rede sein) zu kurz gekommen, die *zweite* zu hart beurtheilt und die *dritte* überschätzt worden ist. Von *jener* heisst es nämlich: Wir sehen die Menschheit im Mittelalter das religiöse Bewusstsein auf eine aufrichtige, aber höchst traurige Weise in sich verarbeiten; das Mittelalter war Entgeistigung des Weltlichen, und daher freilich auch Entgeistigung des Geistes. Keine Zeit war eigentlich unchristlicher als die des Mittelalters. Von *dieser:* Damit ist das letzte und vollendetste Princip der Weltgeschichte gewonnen, etwas eigentlich Neues kann von der Zukunft nicht mehr erwartet werden u. s. w. Ja, wir finden auch die Stellung des Christenthums selber und ihr Verhältniss zu den verschiedenen Religionen nicht genügend, noch richtig bezeichnet. Denn wenn behauptet wird, dass die Abhängigkeit der Sittlichkeit von der Religiosität in der christlichen Religion in demselben Verhältniss bleiben müsste, wie in jeder andern Religion; dass die Religion einem Volke etwas Vorzeitliches ist, und dass ein Volk dann überhaupt erst Volk ist, wenn eine gemeinschaftliche Gesammtheit dieselbe Religion bekannte, so vermag ich dafür die ausreichenden Beweise nicht zu erkennen. In der griechischen und römischen Religion ist entweder gar keine oder nur eine sehr geringe Verbindung mit der Sittlichkeit, oder wo sie mit ihr in einer gewissen Verbindung stand, war doch weder Lehre noch Cultusform, sondern das natürliche Bewusstsein vom Göttlichen die maass-

gebende Norm für das Sittliche; die christliche Heilslehre dagegen ist die innigste Durchdringung beider; sie ist That und Lehre, Glauben und Leben, beides aber in, durch und mit einander. Das hellenische Volk war längst und fühlte sich als ein trotz aller Verschiedenheit in Verfassung, Cultus, Sprache u. s. w. stammverwandtes und zusammengehöriges Volk, ehe seine Religion auch nur bis zu ihrer Hauptentwickelung fortgeschritten war, ja, es ist eben dieses vielleicht eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten in dem Unterschiede aller Religionen vom Christenthume, dass der Inhalt ihrer religiösen Vorstellungen eben mit dem fortschreitenden nationalen Leben und Character sich entwickelt und historisch ausgebildet, daher selbst feindselig einander entgegen wirkende oder in ihrer Herrschaft einander verdrängende und auf einander folgende Gottheiten aufzuweisen hat, während das Christenthum wesentlich That ist, die es, von Ewigkeit her beschlossen und vorbereitet, in der kürzesten Spanne der Zeit, ja in dem Raume von Stunden vollendete. Alles dieses ist aber für die tiefere Auffassung des Christenthums in seinem Grunde und Wesen in derselben Weise wichtig, wie das Verhältniss desselben zu der voraufgegangenen Weltperiode, das entweder gar nicht hinreichend zur Sprache gekommen ist, oder, wo es einmal vorübergehend besprochen wird, sowohl dem Heiden- [8]), als dem Judenthume [9]) gegenüber eine positive Abgrenzung vermissen lässt. Eine solche aber nach allen Seiten hin möglichst scharf und bestimmt zu fordern scheint unerlässlich, wenn der Satz: dass kein gegenwärtiger Mensch mit Sicherheit begriffen und erzogen werden kann, wenn nicht die Kenntniss der Entwickelung der ganzen Menschheit und der Erziehung des Menschengeschlechts

8) „Empören müssen aber die Urtheile so vieler Frömmler, die über die Heiden herfahren, als wären sie qua Heiden dem ewigen Verderben gewidmet, vergessend, dass die alten Völker gerade so viel geleistet haben. wie die unsrigen; denn alles nach seiner Art und seiner Gerechtigkeit. d. h. nach seiner *Voraussetzung.*“ S. 75 ff.

9) „Ein ganz rohes Volk, ohne alle Bildung, zum Träger und Organ der geoffenbarten Religion auserwählt.“ S. 27: „Der erste vermeintlich absolut monotheistische Gott wurde selbst der Anfang des successiven Polytheismus, als monotheistischer nur festgehalten von Einem Volk, bis auch dieses endlich erfahren musste, dass es sich geirrt: denn der Gott der Juden war doch noch immer nicht der *wahre* Gott.“ S. 74.

vorangegangen ist, in seiner Wahrheit behauptet werden soll. Denn es hängt ja hiervon unglaublich Vieles ab, was bis in die Betrachtung der Gegenwart und ihres eigenthümlichen Characters hineinreicht, so dass es fast scheint, als ob darnach die Welt vor Christo in einem beständigen und immer vollkommneren Fortschreiten begriffen gewesen, bis denn eben mit der Pflanzung des Christenthums ein ganz neues Geistesleben wie von vorne angefangen habe, worin die Summe des bisher in dem Bewusstsein der Menschheit Erreichten vollkommen begriffen und auf eine völlig neue Stufe erhoben worden sei. Auf diese Weise wird es nicht klar, in wie fern das Christenthum auch eine *zurückgehende* Wirkung auf die geschichtlich vor ihm liegenden Stufen gehabt habe, dergestalt, dass der ganze geistige Gehalt derselben, in die Bildung der ferneren Jahrhunderte aufgenommen, in einer christlich durchdrungenen und verklärten Gestalt in dieselbe eingegangen sei, ohne mit ihrem, dem Christenthume sonst diametral entgegengesetzten, Wesen einen unversöhnlichen Contrast und Widerspruch im Leben eines Volks zu bilden. Dafür hat das Alterthum wahrlich Anknüpfungspuncte und Handhaben, Sympathieen und leere Räume genug geoffenbart; aber bei aller Annäherung und Sehnsucht ist es nicht in graduellem, sondern in wesentlichem Abstande geblieben, und wir vermögen nicht dem Verfasser nachzusprechen: Da erst das Christenthum das absolute Bewusstsein erreichte, die vorhergehenden Religionen aber nur *stufenweise* sich diesem näherten, so war es natürlich, dass die früheren verschwinden mussten. Wir meinen vielmehr: In dem Keime neuen Lebens, das einst in dem Tode unsers Heilands gepflanzt ward, lag wahrhaft der vollkommene Embryo der ganzen Menschheit, aber nicht der werdenden blos, sondern der schon gewordenen auch, die ihre irdische Entwickelung zwar schon durchlebt hat, damit aber gewiss nicht nach göttlichem Rathschlusse von dem Geiste und der Kraft des Menschensohns in Ewigkeit fern gehalten werden wird, so wie schon jetzt das dem evangelischen Geiste verwandte und versöhnte Element der vorchristlichen Welt, unverloren und unverachtet, ein Segen der Jahrhunderte und ein Besitz der gebildeten christlichen Völker geblieben ist. Wie nun aber im Keime die ganze werdende Grösse des Baums schon vollkommen beschlossen liegt und, so sehr derselbe auch zunimmt in seiner äusserlichen Entfaltung, Wachsthum,

Krone, Blüthe u. s. w., doch innerlich nichts wahrhaft Neues irgendwie zu dem ursprünglich darin Enthaltenen hinzukommen kann: so ist, was das Reich Gottes auf Erden werden kann und wird, im Keime schon enthalten und gepflanzt worden mit dem Evangelium Jesu Christi selber, das nach seiner ganzen Breite und Länge, Tiefe und Höhe alle seine Gaben und Kräfte, Erscheinungen und Thaten, so viel ihrer möglich sein werden im Laufe der Geschichte der christlichen Kirche bis zum jüngsten Tage hin: dem Keime und Wesen nach, d. h. an und *für sich*, wenn auch nicht *für uns*, umschlossen hält. In solchem Sinne wird wohl schwerlich irgend Jemand die Entwickelungsidee verwerfen, wohl aber in der Weise, wie dieselbe hier gefasst und namentlich auf die letzte Stufe, auf der wir gegenwärtig seit der Reformation stehen, so angewendet ist, dass darin erst das Christenthum zu seinem Rechte, zu seiner mangellosen Vollkommenheit gekommen zu sein scheint. Der Volksgeist, heisst es hier, ist der Begriff des Volkes, der sich in seine Momente zerlegt und Allem, was innerhalb dieses Volkes vor sich geht, seinen Stempel aufdrückt; die Thätigkeit desselben ist die der Potenz, des fortwährenden Entlassens aus sich und der unaufhörlichen Rückkehr in sich. Auf dieser *Thätigkeit* beruht das Glück, der Selbstgenuss und der Frühling eines Volks; seine *Krankheit* darauf, dass die Potenz nicht alle ihre Momente aus sich entlässt und *gehörig* aus sich entwickelt; sein *Tod* endlich darauf, dass das, was wir die Rückkehr der Potenz in sich nannten, nicht mehr stattfindet. Bei weltgeschichtlichen Völkern ist aber dieser Tod der Uebergang zu einer höhern Stufe des Weltgeistes. So wie aber der Volksgeist ist, so ist jeder Einzelne in dem Volke, der kein anderes Verdienst hat als dieses, seine Voraussetzung, d. h. die Errungenschaft der vorangehenden Stufen, erkannt und sich dieser adäquat gemacht zu haben. Darum, wie jedes Zeitalter alle vorhergehenden idealiter in sich und die letzte Stufe des Menschengeschlechts die gesammte bisherige Voraussetzung in sich tragen muss, so schliesst der Mensch, heute geboren, die frühere gesammte Entwickelung der Menschheit in sich ein. Ich gebe gern „das unbeschreiblich grosse Resultat der neuern Philosophie, die Einsicht, welche die Wissenschaften förmlich umgestaltet hat," in diesen letzten Sätzen zu, aber ich glaube mit Recht mich gegen Anwendungen verwahren zu müssen, wie

, dass jedes Volk eine Stufe des Gottesbewusstseins darstellen lte, bis durch den Process des Polytheismus endlich der *wirk-* *ie Monotheismus* im Christenthume errungen wurde. Hier ist lmehr eine absolute Scheidung des Göttlichen und des Mensch- ien: das Christenthum, aller schöpferischen Kraft und Geistes- cht von Seiten der Menschen entnommen, ist eine absolute, ie Gottesthat, ein unmittelbar göttliches Wirken und Schaffen, l in diesem seinem ewigen Ursprunge und unendlich reichen sen aller Entwickelung überhoben. Es ist daher auch nicht e Macht, ein Leben, das erst allmählich vollständig habe heraus- boren werden können, das in dem empfänglichen, umgestal- *den*, ausbildenden Mutterschoosse des nationalen, insonderheit germanischen Volksbewusstseins erst seine volle Reife erlangt e; vielmehr ist zu allen Zeiten in der christlichen Kirche der ize, volle Christus, der nach seiner eigenen Verheissung immer- in derselben gegenwärtige, vorhanden, aber freilich gar sehr ch das Medium getrübt und verschieden dargestellt, durch ches dieses reine Licht in der sichtbaren Kirche auf Erden lurchfällt. Es muss aber die Integrität und Vollkommenheit christlichen Lebens in einem Zeitalter nicht nach der Man- ifaltigkeit der in demselben sich darlegenden Gegensätze in re und Leben oder nach der durch diese erschöpften oder rollständig gelassenen Fülle desselben, sondern nach der höhe- Einigung und innigeren Zusammenschliessung derselben beur- ilt werden. Ich erwarte den Einwand, dass das auch gar it habe geleugnet werden sollen, dass es darauf aber hier zugsweise nicht ankomme, weil für die Erziehung des Men- en nicht sowohl die Natur des ihn bildenden Objects, als lmehr in höherem Grade die Hineinbildung desselben in die ischliche Natur oder dieser in jenes zu erforschen und zu ngen sei. Ich erwiedere jedoch, dass gerade jenes Object, lches der in Christo offenbar gewordene Geist Gottes ist, vorzüglichste, wenn nicht die alleinige Quelle ist, aus wel- r Alles für die Vermittelung an den einzelnen Seelen ent- imen werden muss, diese dagegen mit ihrem individuellen, wie mit ihrem nationalen Bewusstsein, nichts als die von tt gegebene vollste Empfänglichkeit und reichste Anlage ten. Weil wir nun aber alle noch so feinsinnigen und tbaren Bestrebungen zur Verständigung auf diesem Gebiete

nach Christo und seinem Worte zu messen berechtigt sind: so muss auch, zumal in einer Zeit gährender Spaltungen und schreiender Gegensätze, wo Vermittelung und Zurückhaltung gleich gefährlich scheint, gerade über diesen Mittelpunct eine Einigung stattfinden. Sonst werden auch manche Differenzen, die bei der späteren speciellen Anwendung unvermeidlich sind, nicht auszugleichen sein, weil sie immer wieder auf diesen letzten Grund zurückkommen. Dass aber mit dieser noch andere wichtige Abweichungen in der inneren Lehre des Christenthums zusammenhängen, die gleichfalls für uns hier nicht zu übergehen sind, wird sich uns zunächst nun ergeben.

Wir glauben zu dem Ende dasjenige hervorheben zu müssen, was in dieser Darstellung über das Verhältniss Gottes zur Welt und über des Menschen ursprüngliche Stellung und Natur gelehrt wird, weil insbesondere hierum, und namentlich um die Auffassung der Sünde und ihrer Einwirkung auf den Menschen, alle Erziehung in ihrer ersten Quelle wie in ihrer letzten Anwendung sich bewegt. Wir hören nun zwar wiederholt schon, dass der Sündenfall absolute Wahrheit habe, dass die Erbsünde auch eine der bedeutendsten und wichtigsten Lehren der Philosophie sei, dass das Böse nicht von Gott stammen könne; aber indem die Philosophie uns über den Standpunct der gewöhnlichen Auffassung hinausführen zu müssen glaubt, so dass sie z. B. dafür sorgen will, dass, wenn wir die Erschaffung des Menschen durch Gott der Liebe Gottes zuschreiben, dieser Ausdruck begriffen werde u. dgl. m.: so müssen wir der eigenthümlichen Fassung dieser Lehre doch noch erst genauer nachgehen, ehe ein bestimmtes Resultat über unsere Uebereinstimmung oder Abweichung zu gewinnen ist. Die ganze schöpferische Thätigkeit Gottes erscheint hier nun aber als seine Selbstanschauung; als absoluter Geist ist er ein in jedem Augenblick sich wissender und anschauender oder, mit andern Worten, ein sich selbst zum Objecte machender. Diese Sich-Selbst-Anschauung Gottes in ihrer Totalität werde mit Recht der *Sohn* genannt und die Rückkehr aus diesem Andern seiner selbst zu sich der *Geist*, weshalb denn auch der Sohn gleich dem Vater und der Geist gleich beiden sei. Weiter heisst es nun, dass nichts *sein* könne, was nicht *innerhalb* dieser Selbstanschauung Gottes wäre, wenn auch nicht Alles, was ist, dieselbe als totale darzustellen brauche. Liebe ist nun aber über-

haupt, bei Gott wie beim Menschen, nichts Anderes, als Selbstanschauung; Gott, sich selber anschauend, *muss* sich daher lieben, weil er das absolute Gute ist. Sich aber anschauend, ist er schaffend, und *nur* als sich anschauend ist er schaffend, oder wie an einer andern Stelle mit Wiederholung des Früheren gesagt wird: Gott als absoluter Geist ist sich ewig in den Unterschied setzend und aus dem Unterschiede in sich zurückkehrend. Aber weder Gott als die erste Thätigkeit, noch als die zweite ist der *ganze* Gott, sondern wird es erst durch die *dritte:* durch jene *Rückkehr zu sich* aus dem *Unterschiede* ist er absoluter Geist und absolute Freiheit. — Wir finden in dieser wesentlich *Hegel*schen Auffassung nur eine entfernte metaphysische Parallele, die weder den tiefen Lehrgehalt oder die lebensvolle Thatsächlichkeit der christlichen Trinität jemals zu erschöpfen, noch der umfassenden ethischen Bedeutung derselben zu genügen im Stande sein wird[10]. Und wenn an einer Stelle (an einer andern etwas weiter ausgeführt) mit dem Gedanken, dass Gott aus *Nichts* geschaffen habe, in der Art gespielt wird, als sei dies der ebenso allein richtige Gedanke von Gottes Schaffen, wie der durchaus verkehrte: jenes, insofern Gott keines Stoffes *ausserhalb* seiner bedurfte, um zu schaffen, dieses, indem Gott in der That nichts aus Nichts schaffe, sondern aus dem Reichsten, was es gebe, nämlich aus sich selber: so liegt die Besorgniss nahe, dass damit ein Weg der Auffassung eingeschlagen sei, der zwischen der Erschaffnng der Welt und der Erzeugung des Sohnes kaum einen wesenhaften Unterschied mehr lasse, so dass jedenfalls die Lehre der Schrift und der Kirche einer Fassung wird entgegentreten müssen, die offenbar auf ihrem Boden nicht gewachsen ist. Es geht uns *der* Gott verloren, bei dem, ehe denn die Welt war, der Sohn Klarheit und Herrlichkeit hatte (*Joh.* 17, 5. 24), der da rufet dem, das nicht ist, dass es sei

---

10) „Hiernach ist immer nur Gott in und mit der Welt und durch sie der lebendige Gott, so dass er ohne die Welt eben so wenig Gott, als ohne Sohn Vater sein kann; die Welt hat als das göttliche Object dieselbe ewige Nothwendigkeit, wie das göttliche Subject, und so werden Gott und Welt, wie Vater und Sohn in der Trinität, wenn auch unterschieden, doch zugleich als wesentlich verbunden und identisch gesetzt." *Sartorius v. d. heil. Liebe* I, 19 ff.

(*Römer* 4, 17), der in dieser seiner Gemeinschaft mit dem Sohne und dem Geiste die vollkommenste Seligkeit genoss und nicht, weil er dazu ihrer bedurfte, die Welt schuf, noch weil es ein nothwendiges Erzeugniss seiner allmächtigen Schöpfungskraft oder ein Ausfluss des aus ihm hervorquellenden Lebensstromes war, sondern einzig und allein zufolge seiner unendlichen Barmherzigkeit und herablassenden Liebe. Eben weil aber von der Anerkennung der wahrhaften Persönlichkeit des dreieinigen Gottes die Summa der christlichen Heilslehre abhängig ist, ohne welche wiederum eine christliche Erziehung, so wie eine Wissenschaft dieser nicht möglich ist, müssen wir eine Entscheidung über diese Puncte fordern, ehe eine Verständigung über das Fundament der Pädagogik erfolgen kann, und wenn die Philosophie diesen Punct nicht genügend erledigen kann, läuft sie Gefahr, eine Disciplin ganz aus ihrem Bereiche zu verlieren, die mit der christlichen Lehre und Wissenschaft in so offenbarer und enger Verbindung steht.

Wie oben gezeigt worden ist, bildet die Lehre von der Sünde den Angelpunct, um welchen eine Verständigung über die Quelle und das Ziel aller Erziehung sich bewegt. Wir müssen demnächst auch hier also nach der Auffassung dieses Begriffs fragen. Wie er aber im Ganzen, ausser den schon angedeuteten, gelegentlichen Winken, nicht in entschiedener Wichtigkeit oder Bestimmtheit hervortritt: so scheint er ganz besonders an einigen Stellen fast verwischt oder wesentlich alterirt worden zu sein. Die Wesenheit des Menschen, heisst es hier nämlich, ist seine *Gottähnlichkeit*, seine Göttlichkeit, seine Einheit mit Gott; *sie* musste also das Wesen der *ersten* Menschheit sein, eine Wesenheit, welche aber nicht im letzten Sinne das *von Gott gewollte Ziel* ist. Die erste Menschheit muss also sowohl eine homogene gewesen sein, als eine in ihrem Bewusstsein vollends *befangene*, deshalb aber gerade vollends *unbefangene*, deshalb gerade *unvollkommene*. Denn wie die Unschuld das Unbefangenste ist, so ist sie im Begriff des Geistes das Unvollkommenste, nicht als wenn der Geist *Schuld* wollte im Gegensatze zur Unschuld, sondern weil er nur anfängt zu sein, wenn er in den *Unterschied* tritt und sich in den Bruch begiebt. Die erste Menschheit war mit Gott verbunden, ganz in die Wesenheit befangen, nicht als eine sich frei *wissende*, sondern ganz von ihm, so zu sagen, in Beschlag

genommen —; sie stand zu ihm in dem Verhältniss eines scheinbar *absoluten* Monotheismus, in der That aber war ihr Gott nur ein *relativ* monotheistischer und weder konnte noch sollte bei ihm stehen geblieben werden. — In der Potenz des Andersseinkönnens, die der Mensch hat, insofern er nicht Natur, sondern Geist und Freiheit ist, liegt die Möglichkeit des Bösen; dass aber auch nicht die *Nothwendigkeit* des Andersseinmüssens darin liegt, hat Gott gezeigt, und ausserdem ist die Potenz des Andersseinkönnens in dem Begriffe der Freiheit ja selbst nur ein *Moment*, welches *so lange* Existenz hat, als es eben durch fortwährenden Selbstact des Geistes *überwunden* wird, die formale Freiheit sich in *reale* verwandelt, die — *ursprünglich* nicht Natur war, sondern erst durch Act des Geistes so *geworden* ist. — Wie bei solcher Anschauungsweise die Sünde noch ihre *reale* Macht behalte und im Gebiete des sittlichen Lebens wahrhaft ausübe, ohne sich blos in eine mangelhafte Gestalt des religiösen Bewusstseins umzukleiden, muss vor aller weiteren Erwägung dieses wichtigen Puncts mit grösster und entschiedenster Klarheit nachgewiesen werden. So erscheint sie nur als etwas rein *Negatives*; als ein zwar immer fortgesetztes, aber auch eben so rasch wieder aufgehobenes Moment, als ein nothwendiger Durchgangspunct unserer geistigen Entwickelung, was wir auf keine Weise zugeben können. Zu dem Ende ist aber gerade dieser Punct in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Aufsatzes weiter ausgeführt worden, damit uns die „der gegenwärtigen Stellung der Theologie“ gegenüber mit Sicherheit gemachte Voraussetzung, „dass, blos weil die Erziehung vom *menschlichen* Bewusstsein abhängt und von *Menschen* zu vollziehen ist, eine wissenschaftliche Pädagogik für pelagianisch gehalten wird“, nicht ohne Weiteres zur Last gelegt werden möge. Je mehr aber die Beziehung zur Theologie unmittelbar festgehalten und die Erwartung ausgesprochen worden ist, dass durch die Pädagogik die beste Brücke des Verständnisses zwischen Philosophie und Theologie in unserer Zeit geschlagen werden mögte, und dass jedenfalls die Heiligkeit des Gegenstandes auch ein ernstes Entgegenkommen von Seiten der Theologie voraussetzen lasse: um so grösser war die Berechtigung, gerade von dieser Seite her, und im Eindringen auf die tiefste Wurzel und Quelle, eine Aufweisung der wesentlichsten Differenz und dadurch wiederum, wo möglich, eine verständigende

Einigung herbeizuführen, ohne die alle Anwendung auf die Praxis und weitere Besprechung pädagogischer Probleme der höheren Grundlage und des festen Anhalts gänzlich entbehrt.

Sonst fände sich hiezu allerdings schon in der gegenwärtigen Schrift vielfacher Anlass, noch mehr aber, wenn uns eine Besprechung der beiden andern vergönnt sein wird, die der Verfasser dieser ersten angereiht hat. Wir würden die sogenannte Menschenkenntniss, die, wenn sie über dem Vereinzelten nie das Allgemeine finden und erkennen lässt, allerdings von keinem Werthe ist, mit der deshalb *Hegel* nur beinahe zu sehr sein Gespött trieb, als Erfahrung, als Wahrnehmungsgabe und Beobachtungstact gern wieder etwas zu Ehren gebracht sehen, da sie dem Erzieher ebenso unerlässlich ist, wie dem Arzte die Diagnose. Wir würden aus gleichem Grunde bezweifeln, ob die Erziehung als Kunst, wenn auch dieser Begriff in der Construction des Ganzen bereits befasst sein möchte, doch ihrem Werthe und ihrer Anwendung nach zu ihrem Rechte gekommen sei. Zu ihr als solcher gehört wesentlich der Character der Vermittelung, und zwar derjenigen, die auf allgemeinen und besonderen Anlagen auf Seiten des Erziehers wie des Zöglings beruht, und zwar in bei weitem höherem Maasse auf Seiten des Erziehers, so dass hier jedenfalls Erfordernisse vorhanden sind, die eine Wissenschaft der Erziehung wohl vorzeichnen, aber nicht geben kann. Wir würden weiter es als einen Mangel betrachten, dass der Begriff des Erziehens nach einer Seite so wenig scharf festgehalten ist, dass ein völliges Ineinandergehen und Verschwimmen der Begriffe Lehren und Erziehen unverkennbar ist, was mindestens auf dem gewählten Standpuncte der Voraussetzungslosigkeit um so mehr zu beklagen ist, als im gewöhnlichen Leben nur zu oft beides völlig unterschiedslos zusammengeworfen oder wieder so gänzlich geschieden wird, dass in beiden Fällen gleich sehr die erziehliche Kraft und Natur alles Lehrens verloren zu gehen in Gefahr ist. Wir würden endlich zwar mit dem Verfasser nicht weiter über die Eintheilung seines *Systems* rechten, wenn er als *ersten* Theil die Philosophie der Geschichte der Erziehung, und zwar: a) in der orientalischen, b) in der griechisch-römischen, c) in der germanischen Welt, als *zweiten* die Lehre vom Menschen: a) in seiner anthropologisch-psychologischen Entwickelung, b) seiner ethischen Grundlage, c) seiner sittlichen Entwickelung

und als *dritten* die Erziehung des Menschen nach den Epochen: a) der Substantialität, b) der Moralität und c) der Sittlichkeit hinstellt; aber wir würden dieselben Theile insgesammt, und, wie wir nach dem Angedeuteten glauben dürfen, mit dem vollkommensten Rechte, der Philosophie streitig machen und in das Gebiet der Theologie hinüberziehen. Denn um kurz die Gründe zusammenzufassen, ohne das *Christenthum* ist die *Geschichte* in allen ihren Theilen nicht verständlich und die Philosophie kann darum weder aus sich, noch sonst woher den Schlüssel zu ihrer Deutung und Erklärung nehmen; durch das *Christenthum* ist der *Mensch* eine ganz neue Creatur geworden, und die Kräfte und Gaben, *Zustände* und Erlebungen, die durch den heiligen Geist in ihn ziehen oder aus ihm reden, kann die Philosophie, wie nicht aus sich erzeugen, so auch nicht aus sich beurtheilen und erkennen; der Seele Wesen und Leben spiegelt sich am hellsten im Lichte der Offenbarung und gibt sich darin am reinsten und wahrsten zu erkennen, und zwar nicht blos in ihrem erleuchteten und geheiligten, sondern auch in ihrem natürlichen Zustande, weil es ja eben des Lichts Natur ist, in die Dunkelheit hineinzuschauen und sie zu erhellen; aber so muss denn auch durch das *Christenthum* einzig und allein die wahrhafte *Erziehung* des Menschen beschafft werden, und so gewiss seine Bestimmung nicht mit dieser Vorbereitungswallfahrt des irdischen Pilgers beschlossen, vielmehr sein Beruf zum Bürger des Himmelreichs das letzte, unendlich erhabene Ziel bleibt: so sicher muss auch hier die Philosophie wiederum sich an diejenige Wissenschaft wenden, die die Verwalterin der christlichen Lehre selber ist. Ich liebe und ehre die Philosophie, aber es ist nöthig, ihre schwersten Aehren und reichsten Saaten auf die Tenne der himmlischen Weisheit zu werfen; ich weiss ihren Werth für die vollendete Form wissenschaftlicher Methodik wohl zu würdigen, aber ich muss auf einem Gebiete, das sie sich als ihr wahres und ausschliessliches Besitzthum auf keinen Fall vindiciren kann, so lange ihrer Berechtigung misstrauen, als sie nicht lauter und offen die Grundlagen gelegt oder die Resultate gewonnen hat, die mit dem untrüglichen Gottesworte selber übereinstimmen.

XVII.

Der christlich-nationale Charakter der Schule. [1])

In einer Zeit, wo ein neuer Lebensodem in allen Ländern deutscher Zunge erwacht und das Gefühl der lang entbehrten Einheit und die Sehnsucht nach der angestammten Kraft wieder rege geworden ist, und unter dem Beistande des treuen Gottes, der sich im Leben dieses Volkes so mannichfach und klar geoffenbaret hat, einer schöneren Erfüllung entgegen gehen wird, da muss auch von der Erziehung deutscher Jugend, muss von der deutschen *Schule* die Rede sein. Die Schule ist eine Zierde deutschen Lebens gewesen von Anbeginn an; in Bezug auf ihr Wirken gesteht man willig Deutschland einen Vorzug vor andern Ländern zu, darum muss es auch suchen, diesen Schmuck sich zu bewahren nicht allein, sondern auch den Segen und das Gedeihen der Schule aus allen Kräften in jeglicher Weise zu fördern. Und schon ist sie eine der bewegtesten und besprochensten Fragen der Gegenwart geworden, ihre Zukunft schwebt auf der Waage der Entscheidung; davon, wie die Würfel fallen, hängt viel für die kommenden Geschlechter ab.

Fast könnte es freilich scheinen, als sei dieses ihr Schicksal bereits entschieden, nachdem durch die *Grundrechte* des deutschen Volkes die Hauptpuncte festgestellt worden sind. Allein, theils sind es ja nur die allgemeinsten Züge, die einer weiteren Erfüllung und Entwickelung gerade um so nothwendiger bedürfen, oder so unbestimmt und in ihrem Verhältnisse zu den nächstverwandten Gebieten so wenig geordnet, dass eben durch diese gemeinsame Feststellung Manches in einem andern Lichte auftreten muss, theils sind doch wohl gerade solche Gebiete, wie Kirche und Schule, diejenigen, auf welchen am ehesten und natürlichsten überhaupt eine Modification oder Abänderung zulässig, insbesondere aber die Eigenthümlichkeit selbstständiger, provincieller Entwickelung

---

1) Geschrieben im März 1849.

denkbar ist. Darum mag es auch jetzt noch an der Zeit sein, die Frage von einem festen Gesichtspuncte aus zu beleuchten.

Die Schule, wie sie allmählich geworden ist im Laufe der Jahrhunderte durch die mütterliche Pflege des deutschen Volkes, ist nach den verschiedenen Richtungen ihres Hauptwesens ein besonderes Eigenthum des deutschen Volkes. Sie geht *einmal* nicht auf das Irdische und Endliche, sondern auf das Höhere und Unvergängliche, sie will das Heil der unsterblichen Seele; sie ruft *zum andern* eine Gemeinschaft hervor zwischen denen, die durch sie dieses höheren Guts theilhaftig gemacht werden; verbindet die isolirten Glieder der Familien und Häuser zu Einem Ganzen und bereitet sie für eine höhere Gemeinschaft vor; sie bildet *zum dritten* ein fortwährendes Band innerer Gemeinschaft zwischen dem Erzieher und seinem Zögling, das, wenn irgend wahrhaftiges Leben in solchem Verhältnisse ist, in der Macht einer starken Liebe wurzelt, wie sie nur die schöne und lautere Frucht eines innerlichen geistigen Verkehrs sein kann. In diesem Sinne weiss nur das Christenthum, weiss nur die christlich-germanische Welt von einer Schule; das Alterthum hat sie auch in seinen gebildetsten Völkern und civilisirtesten Epochen nicht gekannt, alle ihre öffentliche Erziehung war auf bestimmte Zwecke bürgerlicher und staatlicher Existenz gerichtet; es fehlte ihnen dazu das freie Recht sittlicher Persönlichkeit, es fehlte ihrem Streben nach einer über das Sichtbare hinausreichenden Erhebung der Charakter der Gemeinschaft, es fehlte ihrem ganzen Leben die Richtung auf das *Gemüth*, als die innerste Wurzel alles Menschenlebens. Das ist aber gerade das Wesen des *deutschen Volkscharakters*; mit diesem Sinne und Geiste hat die deutsche Nation das Christenthum in sich aufgenommen, mit diesem Sinne ist sie vor allen Völkern eine Pflegerin wahrer Erziehung geworden. Ist dem aber also, so hat auch die Schule des christlichen Volkes der Deutschen vom Ursprung her einen *volksthümlichen Charakter*, sie wird nach wie vor ihre schönsten und sichersten Wege gehen, wenn sie das Grundwesen ihres Volkes rein und treu auszuprägen sucht; die Zeit der Erhebung ihres *Volks* muss also auch eine Zeit *ihrer* Erhebung sein.

Die Schule im deutschen Vaterlande ruht zufolge solcher Erwägungen auf der Basis volksthümlicher Erziehung; sie hat sich eben dadurch in dem allgemeinen Bewusstsein und Sprach-

gebrauche von jeder Lehranstalt, auch der ausgebildetsten, mit allen Mitteln gerüstetsten, nach Grund und Wesen geschieden. Handelte es sich blos in ihr um allerlei elementare Fertigkeiten und Kenntnisse, dann würde das deutsche Volk sie niemals zu einem Gegenstande seiner eifrigsten Fürsorge gemacht haben; dergleichen konnte das christliche Haus jederzeit, wie so viele andere Bedürfnisse der äusserlichen Existenz, von der Welt her entnehmen, wie denn auch die ersten Christen das thaten, als die Formen ihres jungen und zarten kirchlichen Lebens sich wenigstens noch nicht nach aussen hin genügend ausgebildet hatten. Damals hatte das Haus die Sorge für jede gedeihliche Pflege der jungen Seele, und wer will leugnen, dass sie demselben auch jetzt noch und vorzugsweise obliegt, aber bei der Mannichfaltigkeit des gegenwärtigen Lebens und bei dem Umfange seiner Forderungen kann es dieselbe nicht allein auf sich nehmen[2]). Die Seele will ihr Recht, die Befriedigung des in ihrer Tiefe wohnenden Triebes; ist sie nach dem uralten Worte eine geborne Christin, so will sie auch wissen, sobald sie wach geworden ist, von dem göttlichen Wesen, das ihres Lebens Mittelpunct ist. In einfacher mütterlicher oder väterlicher Erzählung nimmt die Jugend dieses auf, sie bewegt es in sich und bringt es mit den verschiedenen Gegenständen ihrer anderweitigen Anschauung und Beobachtung in Zusammenhang, es bildet sich eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung neue Gedanken und Fragen erweckt, deren Lösung schon über den einfachen Kreis des Hauses hinaus geht. Je einfacher aber und naturgemässer das Leben war, je patriarchalischer seine Fassung, desto leichter erfüllte dieser Beruf des Hauses sich und trat die erziehende und unterweisende Beihülfe zu demselben hinzu, bis es in die Kirche, mit der das Haus sich eng verwachsen fühlte, hinüberlief. So gingen ganz

2) Wenn in den Colleges und Universities der nordamerikanischen Freistaaten die Religion nicht als besondere Wissenschaft gelehrt wird, so erscheint es als eine consequente Folge, wenn in fast ganz Neu-England die Prediger der verschiedenen Kirchen keinen Confirmationsunterricht geben, weil der Religionsunterricht in den Familien, meist von den Müttern, ertheilt wird (*Pädag. Revue*, 1847, 2te Abth., S. 127 f., 3te, S. 117.); aber wir dürfen das gewiss weniger als Resultat einer freieren und einfacheren Bewegung des Lebens, denn als einen Mangel an Ordnung in der ganzen öffentlichen Lebensentwickelung ansehen.

natürlich die Thätigkeiten aller drei Sphären, der Familie, der Schule, der Kirche, in einander über, sie flossen zusammen und ein Zwiespalt war nicht vorhanden. Aber als das Leben bunter ward und die Bande des Hauses lockerer, da fielen alle drei Mächte auseinander und der Riss ward immer grösser.

Die *Schule* ist also zunächst eine Dienerin des *Hauses* und hat eben damit eine *erziehende* Wirksamkeit. Wozu aber soll die junge Seele denn anders erzogen werden, als zu dem göttlichen Ebenbilde, nach dem sie geschaffen ist? Ist eine Erziehung denkbar, die nicht auf diesem *religiösen* Grunde ruhte und von da aus alle Kräfte und Triebe sittlichen Wesens entwickelte? Aber die religiöse Befruchtung des zarten Keims, der im Menschen liegt, kann so mannichfaltig sein, als die religiöse Auffassungsweise überhaupt. Hierbei wird nun ein Jeder, auch ohne auf dem christlichen Standpuncte zu stehen, so viel zugeben müssen, dass unter allen eine die relativ vollkommenste und wahrste sein werde, diejenige nemlich, die der Natur und dem Charakter des menschlichen Wesens und seiner ihm möglichen Auffassung der göttlichen Natur am entsprechendsten ist. Dass das Christenthum diese Bedingung, und nicht etwa relativ nur, sondern in absoluter Weise, vollkommen erfüllt, bedarf unter Christen einer Erhärtung nicht. Die religiöse Erziehung muss daher nothwendig eine *christliche* sein; sie ist es bereits historisch, weil sie eben da nur vorhanden ist, wohin das Christenthum die Strahlen seines Lichts ausgebreitet hat. Aber das Christenthum ist nicht blos Lehre und Erkenntniss, es ist auch göttliche Kraft und göttliches Leben, ein Geist, der die Zeitalter und Nationen durchdrungen, der alle Verhältnisse des Lebens ergriffen und bewegt hat, ein Hauch, der alle Kräfte der Seele durchweht, alle Blüthen ihres Wachsthums zur schönen Frucht zeitigt, der den verschiedensten Richtungen der Seele die sichere und unentbehrliche Einheit gibt. So wie daher alle Erziehung, häusliche wie öffentliche, auf der in der Taufe gegebenen Gnadenwirkung des heiligen Geistes fort zu bauen hat, so steht sie auch fortwährend unter dem Einflusse seiner Gaben und arbeitet auf die Gemeinschaft und den Beruf, auf das Ziel des *priesterlichen Volks* hin. Mithin gewinnen wir auf dem Boden dieser Grundzüge und Erfahrungen die Gewissheit, dass *alle religiöse Erziehung eine christliche*, *die christliche aber nothwendig eine kirchliche sein muss.*

Aber noch steht eine andere Frage zur Entscheidung da: ob nemlich, wie die Schule von der Kirche ihrem Wesen und Grundcharakter nach unzertrennlich, so auch wirklich dem Hause und der Kirche, zwischen denen ihre Arbeit vermittelnd dasteht, unentbehrlich sei? oder ob jetzt nicht vielmehr ihr Werk, näher diejenige Thätigkeit, welche der religiösen Erziehung gewidmet ist, einerseits von dem gerade dadurch zu seiner Pflicht und Bestimmung zurückkehrenden Hause, andrerseits von der jetzt allem Anscheine nach der Dienstbarkeit an den Staat ledig werdenden Kirche vollkommen erfüllt werden könne? Die erste Frage erledigt sich leichter, wie es scheint, als die letzte. Das Haus kann nun einmal gegenwärtig solchen Ansprüchen nicht genügen, es muss Hülfe haben; kaum dass es die ersten Lebensjahre noch unter seiner Pflege und Obhut behält, und wo wäre vollends der geeignete Boden für alle diejenigen, die, frühzeitig der elterlichen Fürsorge und Pflege beraubt, einer starken Liebe bedürfen, die sie in das Leben hineinführen soll? Oder sind diese vielleicht ohne Weiteres an die Kirche zu weisen? Wir glauben allerdings, dass die Liebe wahrhaft gläubiger Glieder der Kirche dazu gehört, um sich der nackten und verwais'ten Jugend gewissenhaft und erfolgreich anzunehmen; aber dass die Kirche als solche, wie sie, auf dem Felsen des göttlichen Wortes gebaut durch die Kraft des heiligen Geistes, sich in der Welt seit bald zwei Jahrtausenden gestaltet hat, diese Arbeit des Erziehens und Unterrichtens übernehmen und durch ihre bis dahin allein uns vor Augen getretenen Institutionen befriedigen könne, dürfen wir wohl getrost in Abrede stellen. Der Cultus hat keine Form und Gelegenheit, die dafür so recht eigentlich gehörte, er setzt die Befriedigung solcher Bedürfnisse schon voraus, und wer mit allen den Fragen in ihn hineinkäme, würde eben so leer wieder hinausgehen. Jedenfalls bedürfte die Kirche also wieder besonderer Gehülfen, die das Werk des Erziehens und Unterweisens in ihrem Sinne und Geiste an der Jugend vollzögen, und wir ständen wieder auf dem ursprünglichen Standpuncte.

Aber vielleicht liesse sich hier eine Scheidung machen zwischen der *religiösen* und der *intellectuellen* Bildung des Kindes; jene kann, wie wir zugestehen müssen, nur von der Kirche gepflegt und wahrgenommen werden, diese gehört aber nicht [illegible] ihre [illegible]

ihrer Aufgabe, kann ihr vielmehr ganz gleichgültig sein, zumal da das Evangelium für die geistlich Armen ist und den Klugen dieser Welt sich vielfach entzieht, was den Thörichten geoffenbaret ist. Im Ernste wird indessen diese Erinnerung schwerlich gemacht werden; dass Demuth und Einfalt, diese Grundbedingungen für die Aufnahme des Evangeliums, nicht unvereinbar sind mit einer wohlgeleiteten Bildung des Geistes, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Wenn aber so leicht gerade das Herz mit dem Kopfe in Zwiespalt geräth, wenn es eine Geistesbildung geben kann, die der wahren Bildung des Herzens und seiner religiösen Entwickelung widerstrebt, dann ist natürlich gerade um deswillen schon eine Theilung zu vermeiden, die dieses nur befördern kann, und vielmehr eine Thätigkeit zu suchen, die, von dem rechten Mittelpuncte alles Seelenlebens ausgehend, eine harmonische Entwickelung aller Kräfte desselben sucht, in der alles Wissen und Können von reiner Gottesfurcht und wahrer Demuth durchdrungen ist. Dies ist ein Punct von tief eingreifender Bedeutung. Wenn aller Schulunterricht erziehender Natur sein soll, und darum auch einen religiösen, näher einen christlich-kirchlichen Charakter, wie wir gesehen haben, tragen muss, so darf auch kein Unterrichtsgegenstand davon ausgenommen sein, mag nun in ihm selbst Stoff und Anlass zu religiöser Anregung und christlicher Auffassung vorhanden sein, oder mag er nur bei allem Unterrichte das unentbehrliche Medium eines für die Erziehung wahrhaft gedeihlichen persönlichen Verkehrs sein. Das Technisch-Mechanische steht an sich dem Religiösen am fernsten, das Mathematisch-Physikalische rückt in seinen letzten Enden und höchsten Gesetzen demselben näher, alles geschichtlich-geographische Wissen führt in seinen vornemlichsten Höhepuncten, oft sogar Schritt vor Schritt, dazu hin. Kein christlicher Lehrer vermag dies ohne Beziehung zu dem, was seines Lebens theuerstes Gut ist, zum Christenthume, vorzutragen; dadurch wird auch dem Kinde Alles mit doppeltem Interesse erfüllt; kein Erzieher vermag endlich, in einem wirklich innerlichen Verkehre mit dem zu erziehenden Kinde zu stehen, wenn es nicht eben der gemeinsame religiöse Boden ist.

Man könnte hiernach nun glauben, dass auch alle Wissenschaft und Bildung an sich einen religiösen Charakter tragen, daher auch die höchste Stufe wissenschaftlicher Unterweisung demgemäss auf dem nemlichen Boden stehen und gleichen Ursprung

haben müsse. Dies wird indessen gleich durch die Erfahrung widerlegt. Zwar haben wir vielfach in der Geschichte der Wissenschaften die giftige Blüthe des Atheismus aus dem angestrengtesten Studium hervorgehen sehen, zwar konnte ein *Lalande* sagen: er habe lange genug am Himmel gesucht, aber die Gottheit nicht gefunden; aber wir sehen auch manchen Meister der Wissenschaft durch alles Wissen und Denken mit den fruchtbarsten Resultaten in seinem Herzen unbefriedigt, einen *Pascal*, *Newton*, *Euler* nach Frömmigkeit und Gotteserkenntniss ringen, und hören im Gegensatze gegen jenen Franzosen von *Kepler* am Schlusse eines seiner inhaltschweren astronomischen Werke ein schönes Gebet voll wahrer Demuth und christlichen Sinnes. Aber das ist auch an sich, dem Wesen der Wissenschaften nach, nicht nothwendig. Wie jede Wissenschaft nach dem schönen Ausdrucke eines Naturforschers zwei Hände hat, eine nach dem Himmel zeigend, die andere irdische Gaben spendend, so führt sie denn auch mit Entschiedenheit zu Gott hin, und nur dann von ihm ab, wenn Sinn und Richtung des Geistes, mit dem sie betrieben wird, an sich schon Gott entfremdet sind; denn alles wahre Wissen, wie *Wilhelm v. Humboldt* sagte, führt zu Gott. Und wenn wir auf den Höhen der Wissenschaft ein wunderbares Zusammentreffen mit den im Christenthume befriedigten tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Natur gewahren, werden wir wohl um so mehr der getrosten Zuversicht sein, dass in keiner Wissenschaft an sich ein dem religiösen Bewusstsein feindseliges Element liegt, und um vollends dieses Gebiet von solcher Gefahr zu reinigen, haben wir ja das erziehende Element aller Wissenschaft von ihrer objectiven, Grund und Ziel in sich selber tragenden Bearbeitung zu scheiden, mit der es die Schule nach Begriff und Sprachgebrauch nicht zu thun hat.

Dass die Kirche nicht die absolute Trägerin und Bearbeiterin der Wissenschaften sein solle, versteht sich von selber; aber sie hat ein Interesse für jede wissenschaftliche Bildung, die den humanen, d. h. des Menschen einzig würdigen, durch das Christenthum allein erreichbaren, Beruf des Menschen zu befördern im Stande ist. Die einst von ihr ausschliesslich gehandhabte ars clericalis wird, so wenig sie auch irgendwie eine Geringschätzung verdient, doch von ihr selbst nicht mehr übernommen werden können, da sie bei dem Umfange der Arbeit und

dem Stande des methodisch-technischen Fortschritts besondere Gehülfen verlangt; aber sie sucht die Erziehung zum letzten und höchsten Ziele, dem Christenthume, hin nicht ausschliesslich etwa nur in dem ihr eigenthümlichen Gebiete von Lehre und Geschichte, sondern strebt, alle Bildung und alles Wissen mit diesem Geiste zu erfüllen. Sie weiss, dass nur, wenn sie ein davon getragenes und durchdrungenes ist, ein wahrer Werth ihr beigelegt werden darf, dass aber im entgegengesetzten Falle, wenn die christliche und die wissenschaftliche Bildung auseinanderlaufen, die Arbeit der einen durch die der andern vollkommen zerstört und aufgehoben werden kann. Aus diesem Grunde erscheint es als ein grosser und verderblicher Missgriff, wenn die Kirche ihre Aufsicht über die Schule auf den Religionsunterricht beschränken oder die Ertheilung desselben einem Geistlichen übertragen will; kaum weniger verderblich, als wenn sie alle Unterweisung im Christenthume der Arbeit der öffentlichen Schule gänzlich entzieht; denn niemals wird das christliche Element im Leben der Schule schöner sich entfalten und tiefere Wurzeln schlagen, als wenn es in der Persönlichkeit des Lehrers die Perle alles Wissens und das Herz alles Lehrens ist, so dass es mit seinem reinen Glanze unter den heterogensten Gegenständen aufleuchtet. An der Möglichkeit eines solchen Lehrstandes verzweifeln, der den mit dem Dienst am Worte und den Sacramenten betrauten Geistlichen zu nächster Hülfe in der Arbeit an der Seite stände, hiesse an der entwickelungsreichen Macht der Kirche Christi selbst verzweifeln.

Es ist jedoch nöthig, gerade diese Seite noch weiter zu verfolgen, da in den uns benachbarten Ländern, insbesondere in Frankreich, Belgien und Holland, gerade dieser Punct der Ausscheidung des Religionsunterrichts aus der allgemeinen Volksschule eine ganz besondere geschichtliche Bedeutung schon erlangt hat. Es sind hier ausnehmend starke Forderungen, wenn auch in geringerem oder grösserem Maasse geltend gemacht worden, die sich im Wesentlichen auf folgende Puncte zurückführen lassen. *Entweder*: man verlangt eine völlige Ausscheidung des christlichen Religionsunterrichts aus der öffentlichen Schule, und zwar aus doppelt verschiedenem Grunde, nämlich einmal, weil man nicht nur das bestimmte Bekenntniss, sondern auch selbst den festen Glaubensgehalt aus der Schule und aus dem Leben ent-

fernen will, oder für's andere, weil man die Gebiete der Schule und der Kirche von einander trennen und die Lehraufgabe der einen nicht der andern überwiesen sehen will, und das um so mehr, als bei der Trennung von Staat und Kirche und der bürgerlichen Gleichstellung aller Bekenntnisse und Religionspartheien die der Leitung des Staats anheim gegebene Schule consequenterweise nicht in ein anderes, ihr fremdartiges und bei ihrer eigenen religiösen Zersplitterung unvereinbares Gebiet mehr hinübergreifen darf. *Oder*: man will zwar den Religionsunterricht auch in der allgemeinen Volksschule bewahrt sehen, aber während man alle übrigen Unterrichtsfächer willig der Leitung und Fürsorge des Staats zu überlassen gedenkt, will man diesen der Aufsicht der Kirche und selbst der Ertheilung von ihr aus vorbehalten. So wenig wir den ersten Standpunct zu billigen geneigt sind, so müssen wir doch bekennen, dass ein reines Verhältniss damit erzielt ist; auf dem zweiten wird gerade durch die beabsichtigte Theilung und Vermischung Alles auf das Spiel gesetzt, und wir können demselben daher, so ernst und achtbar auch die zum Grunde liegende Gesinnung ist, am wenigsten beipflichten. Am letzten Ende werden sich alle diese Richtungen begegnen und werden, wie wir leider mit Ueberzeugung aussprechen müssen, auf eine völlige Vernichtung des christlichen Elements in der Jugend hinauslaufen. Wir haben es hier nemlich zunächst mit solchen zu thun, die dem Christenthume abhold sind und dasselbe aus dem Bewusstsein des Volkes gern ausrotten möchten; sie wollen zum Theil auch das Religiöse überhaupt verbannen und beschränken sich nach dieser Seite auf eine selbstgemachte Moral mit praktischen Nutzanwendungen. Wenn dieselben von nationaler Erziehung sprechen, so ist nicht abzusehen, wie ihnen auch nur einige Kunde von der Geschichte ihres Volks beizumessen sei, oder sie müssen eine neue Nationalität erst mit ihrer eigenen Geburt beginnen lassen. Sonst würden sie die Frömmigkeit nicht aus dem deutschen Volke streichen, noch seine Kraft verkennen wollen, mit der es nach muthigem Kampfe des Christenthume auf seinem Boden zum Siege verholfen hat. Diese innerliche Lossagung vom Christenthume ist es aber allein, die mit dem Namen einer Emancipation der Schule von der Kirche belegt werden darf und die denn auch ihren Fluch und Tod schnell genug in sich selber trägt.

Von einer wesentlich verschiedenen Bedeutung und von tieferem Gehalte ist die andere Seite, die den Religionsunterricht aus der Schule in die Kirche hinüberweis't. Es ist das ein geschichtlicher Kampf, der mit der Frage nach der Trennung des Staats und der Kirche zusammenhängt und in den Nachbarstaaten Deutschlands schon seine vollen Früchte getragen hat, von denen wir kosten können und von denen wir lernen sollen. Es ist dieses bekanntlich in seiner höchsten Spitze schon vor 20 Jahren in *England* zur Sprache gekommen, wo die beiden alten Landesuniversitäten mit ihrer Beschränkung auf Mitglieder der Staatskirche nicht mehr dem evangelisch-christlichen Charakter, wie dem Geiste der neuen Zeit zu entsprechen scheinen, und deshalb eine grossartige Lehracademie für alle Facultäten und Confessionen mit Ausschluss der Theologie und jedes bestimmten Bekenntnisses, wenn auch unter einer, immer leeren, Voraussetzung des christlichen Princips, in der London-University errichtet ward. Im Uebrigen aber hat gerade England bis jetzt mit seiner überaus tüchtigen, national-geschichtlichen Kraft die Unterweisung in den positiven Lehren des Christenthums, wenn auch mit dem Unterschiede formaler Beschränktheit und freier Bewegung bei den Episkopalen und Dissenters, als sichere Grundlage aller Jugendbildung festgehalten. Und in gleicher Weise gibt es auch unter den sehr vielen Privatanstalten, sie mögen nun von der einen oder der andern kirchlichen Parthei geleitet sein, keine einzige, bei der nicht Lesung und Erklärung der Bibel und ein den Unterricht beginnendes und schliessendes Gebet die feste Grundlage wäre. Gewiss hat gerade diesem christlichen Principe der Erziehung, in Verbindung mit dem classischen, England die Blüthe seines höhern Unterrichtswesens und seiner nationalen Bildung zu danken [3]).

Ganz anders hat sich die Sache bei den Franzosen gestaltet. Was dieses bewegungsvollste aller Völker in den verschiedenen Phasen seiner Revolution auch in dieser Beziehung durchgemacht hat, übergehen wir hier. Als im Jahre 1832 zuerst der Plan erwachte, den Religionsunterricht ganz aus den Schulen zu verbannen und ihn ausschliesslich der Kirche zu überweisen, erhoben sich

---

3) Einiges Nähere in *Kniewel's Reiseskizzen:* vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche. I, 237 ff.

nicht blos bedeutende Stimmen der Theorie, sondern auch praktische Bedenken dagegen, indem man, das Interesse des Volks für eine christliche Unterweisung der Jugend voraussetzend, die Concurrenz mit den dadurch sich auszeichnenden Privatschulen fürchtete. Und ein Mann, der in den Nachbarstaaten, in Deutschland, besonders Preussen und Holland, dem Unterrichtswesen auf eigenen Reisen im Auftrage der Julireglerung seine grösste Aufmerksamkeit gewidmet hatte (*Victor Cousin*), fand da die Schulen am blühendsten, wo der Unterricht ganz auf religiöser Basis *beruhte*, derselbe verwirft daher verallgemeinernden, alles Systematische ängstlich meidenden holländischen Seminarunterricht im Christenthume, an welchem auch die jüdischen Schul-Seminaristen Theil nehmen, und bekennt sich, indem er dem positiven, systematischen Religionsunterrichte in den deutschen Schulen den Vorzug gibt, zu der Ansicht, dass eine Trennung der Volksschule und der Kirche in jedem Falle mehr Nachtheil darbiete, als eine Vermischung beider. In den höhern Schulen (Colléges) sind eigene Geistliche als Religionslehrer (Aumoniers) angestellt gewesen, deren seelsorgerischer Einfluss bisweilen gerühmt worden ist, obwohl die ganze Einrichtung und Methode des Unterrichts einen völlig formalen und dürren Charakter in gedächtnissmässiger Auffassung trägt [4]); und später wurde den Vorstehern dieser Anstalten gerade besonders dringend empfohlen, ja selbst aus dem Grundsatze der Gewissensfreiheit die Anordnung getroffen, dass für die Bekenner jeder Confession ein eigener Unterricht von dem betreffenden Geistlichen ertheilt werde. Manche Katholiken fanden dadurch freilich wieder die Gewissensfreiheit der Vorsteher bedroht, die unmöglich protestantischen Unglauben neben dem katholischen Dogma in ihrer Anstalt könnten lehren lassen [5]).

In Holland ist der Religionsunterricht von den Elementar-, wie von den Zwischen- oder Bürgerschulen gänzlich ausgeschlos-

---

4) Das beweisen die Schilderungen bei *Thiersch* (*über den Zustand des öffentlichen Unterrichts*, 2, 197 ff.), *Cousin* u. A.; vgl. auch die Mittheilungen in *Friedemann's Parünesen*, 4, 93 ff.

5) Ausführlichere Mittheilungen über das Ganze finden sich in *Reuchlin's Christenthum in Frankreich*, S. 92 ff., und besonders in dem umfassenden Werke von *L. Hahn, das Unterrichtswesen in Frankreich*, 2 Bände. Breslau 1848.

sen und der Kirche überlassen, wie das denn bei dem Ausgangspuncte, den die Schulreform dort von den Dissentirenden, nicht von der Landeskirche her genommen hat, und bei der ausserordentlichen Mischung der Confessionen kaum anders möglich war [6]. In Belgien dagegen ist seit der Trennung von Holland eine völlige Scheidung zwischen den von dem Staate und von der Kirche unterhaltenen und beaufsichtigten Schulen durchgeführt worden, so dass von den letztern nur einige wenige sich nachmals dem Staate wieder unterworfen haben, die meisten völlig selbstständig und dabei in einem sehr blühenden Zustande sind [7]. Gerade deshalb aber, weil eine so schroffe Scheidung durchgeführt und damit unvermeidlich ein gewaltsamer Eingriff in die Erziehung und religiöse Natur des Einzelnen begangen wurde, erhob sich in einer Weise und von einer Seite her, von der man es nicht hätte erwarten sollen, ein aus ernster Sorge hervorgegangener Kampf gegen die absolute Herrschaft und Aufsicht des Staats in der Schule, und man begann dort mit der grössten Entschiedenheit auf Gewissensfreiheit [8] in Bezug auf den Unterricht zu dringen, wie denn bald nachher ein ähnlicher Ruf auch in Frankreich vernommen wurde. Das ist dieselbe Forderung des edelsten Princips sittlich-religiöser Freiheit, die sich in der Reaction des schweizerischen Volks gegen die Uebermacht des Erziehungsraths über die Kirche geltend machte, als am 10. März 1839 in Zürich jene innerlich bewegte und in ihrem theuersten Besitze angegriffene Schaar von fast 40,000, reichlich 1000 Andern gegenüber, wider *Strauss's* Berufung auf den theologischen Lehrstuhl der Universität protestirte [9]. Ich glaube, wir können aus den geschichtlichen Erfahrungen der Nachbarländer eine reiche Belehrung ziehen. Es kann zwar nicht der Sinn der grundsätzlich ausgesprochenen Trennung der Kirche vom Staate sein, dass dieser sich in irgend eine feindselige Stellung zu jener setze, da er als ein durch und durch sittliches Institut ihrer Macht und ihrer

---

6) *Thiersch, über den Zustand des öffentlichen Unterrichts*, 2, 13. 57.

7) *Museum des rheinisch-westphälischen Schulmänner-Vereins*, 4, 200 ff.

8) Vgl. *Hupfeld* in dem *Halleschen Volksblatt*, 1848, Nr. 54., und *Ausland* 1847, Nr. 104 ff.

9) *Gelzer, die Straussischen Zerwürfnisse*, 208 ff.

Gaben in seinem eignen Leben unumgänglich nothwendig bedarf; aber man wird es beim Hinblicke auf jene thatsächlichen Zustände erkennen, wie gewaltsam auch selbst eine nur relative Scheidung auf diesem Gebiete wirken und das innerste Interesse des Gemüths gefährden muss. Wir werden uns in gleichem Maasse vor jenem Alles nivellirenden oder in gewaltsame Formen einzwängenden Principe der Centralisation zu hüten haben, das dem geschichtlichen Charakter der deutschen Nation so vollkommen widerspricht und auf dem Boden Frankreichs nichts Anderes, als die bittere Frucht eines erhitzten und verderblichen Streits zwischen der Universität und der Kirche getragen hat. Auch bei uns würde die Kirche um die Gründung eigener Schulen wahrlich nicht verlegen sein, aber kein Lehrer, dem es heiliger Ernst ist mit der Führung der jungen Seelen, wird seine des christlichen Unterrichts entleerte Schule zur ehemaligen Schreibschule wieder herabgesetzt sehen wollen, abgesehen davon, dass er ausserdem jeglichen Antheils an jenem schönen und vollen Berufe einer tüchtigen und wirksamen *Diakonie* der Kirche, wie sie von *Bunsens* [10]) Hand so trefflich gezeichnet ist, völlig verlustig gehen würde.

Aber es ist neuerdings auf Einen Punct ein ganz besonderes Gewicht gelegt und derselbe an die Spitze aller Erziehung in öffentlichen Schulen mit dem grössten Nachdrucke gestellt worden, nemlich das Princip des *nationalen* Einflusses, und es ist nun die erste und vorzüglichste Frage, wie sich ein solches zum Christenthume und zu dem christlichen Princip der Erziehung verhalte. Soll insbesondere das nationale Princip dem christlichen sich unterordnen, oder dieses jenem, oder sind beide vielmehr einander nebengeordnet? Zu dem Ende müssen wir den Grundcharakter der deutschen Nation etwas näher in Erwägung ziehen.

Es kann hier nicht erst zur Untersuchung gestellt werden, in wie fern gerade *das deutsche Volk* vor allen Völkern berufen und geeignet war, ein Träger des Evangeliums zu werden, und bei aller Schroffheit der Formen seines Lebens und aller Unbeugsamkeit seiner naturgemässen Existenz, dennoch am meisten und stärksten die Lebenskraft der christlichen Kirche in sich zu be-

10) Die Verfassung der Kirche der Zukunft, S. 186 ff.

wahren und auszubilden; wir haben hier ein Recht, uns darauf als auf eine vollendete Thatsache zu berufen. Wenn nun aber das Christenthum eins der wesentlichsten Elemente des deütschen Volkslebens geworden ist, so muss es auch in allen Pulsen, Kräften und Erzeugnissen seines eigenen Lebens davon durchdrungen worden sein, aber auch andrerseits alle Erscheinungsformen, durch die das christliche Glauben und Wissen in der menschlichen Darstellung desselben hindurchgehen muss, an sich durchlebt haben, so dass diese, durch einen gesunden und kräftigen Volksgeist bewahrt, in voller Blüthe sich entfalten, dann aber wieder hinwelken und in einem naturgemässen Processe absterbend einer neuen Form der Entwickelung Platz machen konnte. Nirgend hat darum auch das Christenthum in einer *so* ursprünglichen Weise alle Gestalten und Schöpfungen des geistigen Lebens durchdrungen, die Poesie getragen und befruchtet, Epos und Drama durch die heilige Geschichte und den Cultus hervorgerufen, die Wissenschhft in ihrem Kern und ihrer Richtung belebt und geregelt, die Kunst mit Stoff und Haltung erfüllt; nirgend sind darum auch auf diesen Gebieten so frische und markige Naturen gewachsen, nirgend hat eine solche Fülle der Form und des Inhalts geherrscht. Es ist dadurch eine reciproke Wirkung entstanden, bei der man fast irre werden könnte in der Frage, ob das Ursprünglichere und eigentlich Schaffende auf Seiten des Christenthums oder der deutschen Nationalität gewesen sei. Aber das Christenthum hat als göttlichen Ursprungs und Wesens seine volle Entwickelungsfähigkeit in sich selber, es bedarf keines anderweitigen Factors zu seinem eigenen urkräftigen und schaffenden Leben, und was es daher an besonderen Erscheinungsformen offenbart, ist nicht um seiner selbst, sondern gerade um der allseitigsten und vollkommensten menschlichen Entwickelung willen da. Kein Cultus und keine Religion hat sonst der hinsterbenden Nation das ermattende Leben wieder einzuhauchen und zu fristen vermocht; das Christenthum bewahrt die Nationalität nicht allein vor Fäulniss und Tod, sondern auch vor langem Siechthum und ohnmächtiger Erschlaffung, es belebt die matten Glieder und lässt die Pulsschläge wieder rascher gehen, ja es hat nachweislich in der Geschichte wie in der Litteratur des deutschen Volks mehr als einmal die naturgemässe Ausbildung einer Form bis zu ihrer grösstmöglichsten Vollendung und wieder ihre läuternde Abstrei-

fung, wenn sie veraltet und untauglich geworden war, entweder allein bewirkt oder doch wesentlich befördert [11]).

Nach diesen Erwägungen wird das Resultat dahin lauten, dass das christliche Element bei unserm Volke, nachdem es einmal, freilich auf dem Wege eines harten Widerstandes und einer gewaltsamen Ueberwindung seiner ursprünglichen Kraft, ein Eigenthum desselben geworden war, das nationale mit in sich trägt, läutert und kräftigt, nicht umgekehrt, und dass, wenn einmal in einer Zeit dieses mit jenem sich zurückgezogen oder fast *gänzlich* verloren hat, nur das Christenthum wieder es ins Leben zu rufen und mit neuer Kraft auszurüsten im Stande ist. Wir werden also auch jetzt das christliche Element in den Vordergrund zu stellen haben, um unsre Sehnsucht nach einer wahrhaft volksthümlichen Gestaltung unsers deutschen Lebens und das Bedürfniss einer demgemässen Erziehung zu befriedigen. Wir wollen aber noch näher sehen, in welchen Mitteln denn die Kräftigung des nationalen Elements unsrer Erziehung besteht, und wir werden auch auf diesem Wege zu einem gleichen Resultate gelangen. Es handelt sich hier vor allen Dingen um eine Zurückführung von Sinn und Geist in die Geschichte und das Geistesleben unsers Volks; seine Schicksale wie seine Erzeugnisse müssen von der urkräftigen Zeit desselben her der Jugend vorgeführt werden, damit es daran eine wahrhafte Nahrung für Geist und Gemüth gewinne und zugleich seines eigenen nationalen Guts froh und bewusst werde. Dass das bis jetzt in unglaublichem Maasse vernachlässigt worden ist, bedarf eines Beweises nicht; es hat ja freilich auch gar nicht anders sein können, da wir in wunderbarer Verabsäumung des Eigenen erst in jüngster Vergangenheit manches unschätzbare Zeugniss des eminentesten Geisteslebens in unserm Volke dem Staube entrissen, und von der ganzen reichen Entwickelung der grossen und goldenen Zeit unserer ältesten Litteratur durch eine bewundernswürdige Meisterschaft eine tiefere Kunde gewonnen haben. Auch die Geschichte unsers Volks, seiner

11) Das Verhältniss des ursprünglich Nationalen zum Christlichen im deutschen Volkscharakter hat freilich mehrfache Seiten, die hier nicht unmittelbar in Betracht kommen; man vergleiche nur die dahin gehörigen Bemerkungen bei *Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur*, 2te Aufl., S. 31 ff. und *R. v. Raumer, vom deutschen Geiste*, S. 103 ff.

Schicksale und seiner politischen Entwickelung, seiner Bestrebungen und Irrgänge, seines Suchens und Findens ist erst in unsern Tagen der Gegenstand eines ernsteren und gründlicheren Studiums und einer kritisch strengeren Darstellung geworden; kein Wunder also, wenn jetzt erst eine Einwirkung von hier aus denkbar geworden ist, da es einer längeren Zeit bedarf, um solchen Schatz der Wissenschaft zu einem wirklichen Gemeingute des Volks zu machen. Für beide Seiten, die litterarische wie die politisch-geschichtliche, ist ein weites und verdienstliches Feld der Bearbeitung zum Frommen unsrer Jugend geöffnet, für die in dieser Beziehung bis jetzt so gut wie gar nichts geleistet worden ist. Damit aber wäre das selbständige, productive Leben unsers Volks noch nicht erschöpft; was das höhere Interesse des Geistes in irgend einer Weise jemals in Anspruch genommen hat, ist auch ein Gegenstand deutschen Denkens und Sinnens, deutscher Liebe und Arbeit geworden. Wir zielen hier vorzugsweise auf die grossen Erscheinungen der christlichen Kirche, da ja ihre eigenthümlichsten und bezeichnendsten Entwickelungsstufen gerade auf deutschem Boden durchgemacht sind und das deutsche Gemüth vor allen durchdrungen haben. Diese geschichtliche und confessionelle Ausbildung der Kirche hängt mit dem Wesen des deutschen Volks auf das Innigste zusammen, und der Einzelne muss, entweder in mehr unmittelbarer oder in mehr bewusster Weise, diesen Process auch in seinem Geiste und Sinne durcharbeiten und durchleben. Da sind Charaktere, plastische Gestalten voll Hohheit und Seelenadels, geistige und sittliche Heroen, an denen sich das junge Gemüth weiden und stärken kann, wie denn bei allem Schmerze über die oftmalige Armseligkeit und Zerrissenheit in dem Leben des deutschen Volks uns doch wieder die Wahrnehmung trösten und ermuthigen kann, dass die Erscheinung grossartiger Naturen und die Vorzüge seines geschichtlichen Berufs und seiner Völkerstellung mit den Höhepuncten seiner geistigen und künstlerischen Leistungen zusammentreffen. Endlich ist noch Eins zu bemerken: Keine Litteratur der Welt hat einen solchen Reichthum an wahrhaft volksthümlichen Darstellungen in der ausgezeichnetsten Mannichfaltigkeit, in denen sich der fromme, treue, biedere, wahrhafte Sinn und Charakter des Volks ausspricht. Wird dieser Schatz mit sorgsamer Ausscheidung alles dessen, was, so ähnlich und verwandt es auch gern jenem scheinen möchte,

doch von einem ganz anderen Geiste regiert wird, herausgestellt und mit weiser Ausbeutung für die Jugend verwandt, so wird das neben der Schrift die eigentliche Muttermilch des Kindes werden, und die Litteratur der letzten Zeit hat bereits die anerkennenswerthesten Beweise gegeben, wie schön es auf dem Wege ist, sein Erbgut in dieser Art geistig auszubeuten und für die Jugend zu einem angemessenen und fruchtbaren Bildungsmittel zu machen.

Aber neben die nationale Erziehung der Jugend, die *das* mächtigste Postulat der Gegenwart ist, haben Manche auch *die politische oder staatsbürgerliche* gestellt, oder gar diese, bewusst oder unbewusst, an die Stelle jener gerückt. Wir treten mit voller Ueberzeugung dieser Ansicht entgegen, so gern wir auch ein wahrhaft politisches Leben der Staatsbürger, das aus echter Vaterlandsliebe hervorgeht, nach Kräften unterstützt und gefördert sehen. Das Alter des Knaben und Jünglings, das in der Schule seine geistige Nahrung findet, ist von einer naturgemäss einseitigen Richtung und kann daher das Wesen des Staats und seinen Organismus nicht begreifen noch würdigen. Der Knabe ist radical, reisst immer nieder und will immer Neues dafür haben; der Jüngling bauet und schafft, aber ohne sich nach den festen Grundstützen umzusehen, ohne die das Gebäude wankend werden muss, und auch ihm ist der Glanz der Neuheit ein besonders bestechender — beide haben für die Erfahrung, diese alleinige Lehrmeisterin auch in politischen Dingen, keinen Sinn. Es wäre daher grosser Unverstand, wenn man sie in die politischen Fragen practisch hineinführen und so gewaltsam zu einer Verfrühung zwingen wollte, die sich später durch Ueberdruss und Erschlaffung rächt; ja es wäre schon nicht rathsam, ein eigenes Lehrfach deutscher Gesetzkunde, wie man es vorgeschlagen hat, in Volksschulen oder selbst in Gymnasien einzuführen, weil niemand ohne gründliche Kenntniss der allgemeinen politischen und historischen Basis eines Staates seine Gesetzverfassung im Einzelnen verstehen kann, und überdies dem Knaben mit dem Mangel an practischen Interesse auch der lebendige Sinn dafür nothwendig abgehen muss. Was Alle auf diesem Gebiete lernen sollen, wird ihnen in Geschichte und Vaterlandskunde nicht vorenthalten; vielmehr sehen sie da das allgemein Politische in lehrreichster Weise in den Kämpfen Roms und Athens an demselben mühseligen und end-

losen Spiel, um das sich nicht minder alle Bewegungen der Gegenwart drehen, das allgemeine Landesrecht dagegen in der Geschichte der Vorzeit des eigenen Landes mit allen seinen Kämpfen und Bewegungen ausgeprägt. Nicht die abstracte Form von Lehrsätzen, Principien, Theoremen, sondern der volle geschichtliche Thatbestand kann hier eine wirklich fördernde Wirkung haben; tüchtige Kunde der Geschichte wird einzig und allein die rechte Einführung in das Verständniss der Gegenwart und ihrer politischen Bedürfnisse geben, mag der Knabe nun seinen dereinstigen Beruf als gleichberechtigtes Glied oder als leitendes Organ der bürgerlichen Gesellschaft finden.

So berechtigt mithin auch das ursprünglich Germanische in unserm Volksleben als ein Bildungsmittel und eine Geistesnahrung unsrer Jugend erscheinen mag, so wenig darf durch dasselbe doch irgendwie das christliche Element unsers Lebens wie unserer Bildung herabgesetzt oder in den Hintergrund gedrängt werden. Wie aber beide die wesentlichen und unzertrennlichen Factoren deutscher Nationalität bilden, dergestalt, dass sie, von einander losgerissen, der innern Kraft entbehren und das ganze Leben des Volks vor Ermattung und Hinschwinden nicht bewahren können, so muss auch in einer frischen und gesunden Entwickelung der Jugend Beides aufs Innigste mit einander vereinigt bleiben, und das Christenthum seinen Alles beherrschenden Mittelpunct behaupten. Aus gleichem Grunde muss das christliche Element allen Unterricht und alle Erziehung sowohl in den Gegenständen der gemeinsamen Beschäftigung als in der Persönlichkeit des Lehrenden durchdringen. Wer anders räth und will, der übt, bewusst oder unbewusst, einen eben so grossen Verrath an dem christlichen wie an dem volksthümlichen Leben unsrer Nation aus.

XVIII.

Die Vorbildung des Schulmanns für seinen Beruf.

Unter den Künsten, die das öffentliche Leben übt, ist *die* Kunst des Erziehers wahrlich nicht die leichteste. Wer insbesondere an der Bildung der Jugend in Gymnasien arbeitet, empfindet diese Wahrheit nach dem ganzen Ernste ihrer Aufgabe, und der Verantwortlichkeit für das ihm anvertrauete Gut, aber auch mit der ganzen Lieblichkeit der an die Treue aller Arbeit geknüpften Verheissung. Vielleicht kein Lebensberuf verlangt eine so entschiedene Hingabe des ganzen Menschen, eine so völlig nach allen Seiten hin ausgeprägte und mit dem Zweck des Wirkens zusammenstimmende Persönlichkeit; nichts ist hier gleichgültig oder unwesentlich: wo nur irgend eine Seite des Lebens und Denkens zum Vorschein kommt, da ist auch etwas, was zu seiner Arbeit in irgend einer Weise und Maasse mitwirkt. Darum kann auch das Geschick dazu im letzten Grunde nicht durch irgend eine Anleitung erworben sein; aber wiederum auch *der geborene Schulmann* bedarf der sorgsamsten Pflege und Ausbildung, eines reich gerüsteten Wissens und Könnens, und zwar beides in möglichster Vereinigung, weil nur, was wahrhaft sein geistiges Besitzthum geworden ist, auch wiederum auf Andere bildend einzuwirken im Stande ist. Wenn aber ein durch Denken und Wissen gebildeter Geist, eine mit klarem Bewustsein und sicherer Bewegung ausgestattete Lebensform, ein in Gemüth und Willen eben so biegsamer und hingebender als kräftiger und bildender Charakter die grossen Erfordernisse einer gesegneten Wirksamkeit auf diesem Felde sind, die nur durch seltene Gunst in einem Menschen vereinigt erscheinen: so bedarf vielleicht kein Zweig öffentlicher Thätigkeit, zumal in einer Zeit, die die Ansprüche häuft, die Conflicte des Lebens steigert, und die Forderung der Oeffentlichkeit betont, so sehr der aufmerksamen Fürsorge für eine nach allen Seiten hin wirksame Ausbildung als der Beruf des Schulmanns oder Gymnasiallehrers. Und doch scheint fast noch

in keinem Staate Deutschlands eine Anordnung getroffen zu sein, die den allgemein empfundenen und ausgesprochenen Bedürfnissen in dieser Beziehung entspricht.

Früher ist es anders damit gewesen. Der Kreis wissenswürdiger Gegenstände war unglaublich viel beschränkter; daher wie die Mittel, so auch das Ziel dieses Zweigs der Erziehung leicht und einfach. Die Grundbedingung jedoch für alles Gedeihen auf diesem Gebiete war auch da nicht minder nothwendig: eine markige, charakterfeste, mit einem edlen idealen Sinne begabte, dabei elastische und der Jugend in warmer Liebe ergebene Natur — und wo diese war, da fand sich der andere Factor, ein festes, inniges Anschmiegen der Jugend, leicht hinzu. Wodurch die Lehrer selbst so reich und kräftig genährt waren, die grossen Alten, die wurden auch die Lebensspeise der Jugend, und ausser dem Evangelium und den classischen Meisterwerken bedurfte es einer weitern Vorlage nicht. So sammelten sich Tausende um Einen Lehrer, und man fragte nicht, woher er Bildung und Methode empfangen habe. Das achtzehnte Jahrhundert hat auch hier eine ungeheure Veränderung hervorgebracht: dem Realismus, der sich schon zuvor geltend zu machen angefangen hatte, stellte sich ein entschiedener Humanismus entgegen; die deutsche Sprache verlangte ihr lange verhaltenes Recht, gerieth aber noch einmal unter den Druck französischer Eleganz und Unnatur, besonders in den höheren Ständen; der christliche Glaube drang aus seiner starren, verknöcherten Form zu neuer Frische und Wärme hervor, das Leben endlich forderte selbst unwiderstehlich sein Recht und der durch beständig fortschreitende Kunde erweiterte Blick in Natur und Welt konnte für die Dauer nicht ohne Einfluss bleiben. In jene Zeit einer humanistischen Reaction fällt, gleichzeitig mit einer neuen Blüthe dieser Wissenschaft, die *Stiftung der philologischen Seminare*, die eine Pflanzschule künftiger Lehrer der classischen Sprachen werden sollten. Das erste dieser Art war wohl das in Halle von *Christ. Cellarius* gegen Ende des 17. Jahrhunderts (1691) gestiftete Seminarium elegantioris doctrinae oder litteraturae, dem das philologische Seminar in Göttingen bei der Stiftung der Universität und Berufung *J. M. Gesner's* 1737 folgte. Erst 1784 stiftete *C. D. Beck*, drei Jahre nach *J. A. Ernesti's* Tode, das philologische Seminar in Leipzig, dem andere in Halle, Heidelberg, Jena, Rostock, Kiel, Königsberg, Breslau,

Erlangen, Tübingen, Berlin, Bonn, München u. s. w. folgten [1]). Diese aber hatten mehr oder weniger die Pflege der philologischen Studien überhaupt im Auge, während die eigentlich practisch-methodische Ausbildung des künftigen Schulmanns kaum als secundäre Richtung sich geltend machen konnte. Näher auf diesen letzteren Zweck scheint die Anstalt gerichtet gewesen zu sein, die unter *Wernsdorf* und *Wiedeburg* in Helmstädt bestand und deren Mitglieder unter Leitung des Directors im „Pädagogium“, d. h. in den beiden oberen Classen des dortigen Gymnasiums, unterrichten mussten. Von gleichem Bedürfniss veranlasst, wurde unter *F. Gedike's* Leitung in Berlin 1788 zuerst am Friedrichs-Werderschen Gymnasium, dann am grauen Kloster ein Seminar für gelehrte Schulen eingerichtet, dessen ursprüngliche, im Jahre 1812 erneuerte Instruction wohl noch jetzt als Muster ähnlicher Anordnungen dienen könnte. Aehnliches Interesse, wenn auch von allgemeinerem Charakter, bewog auch den trefflichen Pädagogen *F. H. C. Schwarz* in Heidelberg zu Anfang dieses Jahrhunderts zur Stiftung eines pädagogischen Seminars; zuletzt aber ist im Jahre 1843 das Göttinger Seminar in ein philologisch-pädagogisches umgestaltet, und damit den beiden Seiten, der theoretischen wie der practischen Ausbildung der künftigen Schulmänner, eine tüchtige Grundlage bereitet worden [2]). Das Bedürfniss

1) Eine von kundiger Hand gegebene nähere Geschichte dieser Institute würde um so dankenswerther sein, als die zugänglichsten Werke (*L. Wachler, Handbuch der Geschichte der Litteratur* 3, 38. *Schwarz, Geschichte der Erziehung* 2, 445 *f.*) Weniges und Ungenaues darüber berichten. Einiges bieten *Gesneri opuscula minora* I, 59; *Heyne's Leben von Heeren* S. 251 ff. *F. A. Wolf's Leben* von *Körte*, I, 200 ff.; *Creuzer's akademisches Studium des Alterthums*, Heidelberg 1807 (wieder abgedruckt in s. Buche: *Aus dem Leben eines alten Professors*, Lpzg. u. Darmst. 1848. S. 273 ff.); *Beck de consiliis et rationibus sem. philol.* Lips. 1809; *F. Thiersch Acta Philol. Mon.* I. Einleit. zum 1. und 2. Fasc. Die Statuten des Tübinger (*Zeitschr. f. Alt. Wiss.* 1840. Nr. 40.), Giessener und Bonner Seminars sind neuerdings in philologischen Zeitschriften abgedruckt worden.

2) Ueber das Helmstädter Institut hat *F. A. Wiedeburg* eine besondere Schrift gegeben. Ueber das Berliner Seminar gibt ausführliche Nachricht *F. Gedike* in seinen *Schulschriften* 2, 112—34. Von dem Heidelberger gab *Schwarz* 1807 Nachricht; die Statuten des Göttinger sind mitgetheilt in der *Pädagogischen Revue*, Oct. 1846. 3te Abth., S. 129—36, womit zu vergleichen das kräftig empfehlende Urtheil *Jahn's* in *s. N. Jahrb. f. Phil.*

dürfniss einer das nemliche Ziel verfolgenden Einrichtung hat sich allgemein geltend gemacht, und ist in Ministerialerlassen lebhaft anerkannt und ausgesprochen, von den entgegengesetzten Standpuncten pädagogischer Principien aus mit grossem Nachdruck behauptet [3]; aber dennoch im Ganzen bis jetzt wenig dafür ins Werk gesetzt worden.

Die Wissenschaft ist die grosse und reiche Nahrungsquelle eines segensreichen Wirkens im Lehrerberufe; eine treue, entsagungsvolle, mit Muth und Begeisterung verbundene Liebe zu ihr wird daher in dem künftigen Schulmann entzündet und immerwährend unterhalten und gepflegt sein müssen; ohne sie wird die Kunst, die er übt, bald zur Routine, zum Handwerke, zum Schlendrian — das Leben in ihr wird Tod. Der künftige Schulmann wird also zunächst mindestens einen dreijärigen Zeitraum von wissenschaftlichen Studien, die zur allgemeinen Ausbildung wie zur Vorbereitung für sein besonderes Fach dienen, durchmessen haben müssen, ehe er näher in die Thätigkeit eintritt, die ihn unmittelbar zu seinem Berufe führt. Man darf dabei nun voraussetzen, dass derjenige, der in dem Leben der Schule künftig *sein* Leben lehrend bethätigen will, selbst als Lernender

---

u. Päd. 46, 4. S. 467 ff. Sehr zu beklagen ist, dass Friedemann seinen langgehegten Vorsatz (*Gymn.-Ztg.* 1841. S. 46. Anm.), die hierfür dienenden Documente gesammelt herauszugeben, noch nicht zur Ausführung gebracht hat; bis dahin ist zu verweisen auf seinen Aufsatz: *über Bildung der Gymnasiallehrer*, in der *Darmstädter Gymnasialzeitung*, 1841. Nr. 5. S. 33—52. u. Nr. 26. S. 201—4., vgl. mit der anziehenden Mittheilung von ihm in *Schnitzer's Pädag. Vierteljahrsschrift* 1847. H. 3. S. 472 ff. Ein gleiches Bedürfniss für Oesterreich weist nach ein Auszug aus Mittheilungen *Ficker's* in der *Päd. Revue.* 1846. Aug. Sept. 3te Abth. Nr. 8. 9. Auch in Dorpat ist ein solches pädag.-philol. Seminar, dessen Reglement mitgetheilt ist in der *Allg. Schulztg.* 1827. Abth. II. Nr. 3 f. S. 22 ff.

3) Ich will hier nicht auf die bekannten speciellen Schriften, sondern nur auf gelegentliche Aeusserungen verweisen, namentlich auf *Freese, das deutsche Gymnasium nach den Bedürfnissen der Gegenwart,* S. 88 ff. u. *Köchly, vermischte Blätter zur Gymnasialreform,* 2, 69. vgl. *Schnitzer's Päd. Viertelj. Schrift* 1847. H. 3. S. 472—80. — Die schon von *Pölitz* (*Prakt. Erziehungswissenschaft,* Leipz. 1806. 2, 254 ff.) gemachten und jetzt von *Friedemann* (in *Mager's Pädag. Revue.* 1848. Febr. S. 152 ff.) in Erinnerung gebrachten Vorschläge für solche Bildungsanstalten habe ich gegenwärtig nicht berücksichtigen können.

in ihr in der Regel einen das Mittelmässige überragenden Standpunct wird eingenommen haben. Wohl gerüstet betritt er also die Universität. Hier nun wird er in dem Kreise der ihm nöthigen Vorlesungen ebensowohl mit vorsichtiger Wahl in Bezug auf die Art und Reihenfolge derselben, als mit grosser Sorgfalt in ihrer Wiederholung und Aneignung zu verfahren haben. Denn bei *anderen* Zweigen des nachherigen Berufslebens, in denen keine lehrende Thätigkeit geübt wird, handelt es sich wesentlich um eine practisch-populäre Benutzung und Anwendung der *erlernten* Wissenschaft; *hier* aber soll sie selbst auf einem wenn auch noch so unvollkommenen und ihrer wahren Würde nicht völlig entsprechenden Standpuncte reproducirt, und durch das von ihr gewonnene Leben wiederum in anderen Individuen vermittelt werden. Es bewegt sich aber diese wissenschaftliche Thätigkeit des künftigen Schulmanns, angeregt und belebt durch die Vorträge seiner Lehrer und Erzeugnisse der Litteratur, befruchtet durch selbstständige Studien und gemeinschaftliche Uebungen, zunächst und vorzüglich auf dem Gebiete des *Alterthums*. Auch hier scheidet es sich wieder nach einer doppelten Seite. Seine Studien umfassen nemlich zur einen Hälfte eigentliche wissenschaftliche Disciplinen, zur andern die Erklärung der Classiker; für beide ist zweckmässige Wahl und Stufenfolge erforderlich. Zunächst an das auf der Schule gewonnene Material sprachlicher Kenntnisse schlösse sich am geeignetsten eine *vergleichende sprachwissenschaftliche Uebersicht des Lateinischen und Griechischen* an; in derselben müsste die Darlegung der allgemeinen zu Grunde liegenden Theorie der Sprachverhältnisse überhaupt, wie sie schon zum guten Theil in den grammatischen Schriften der Alten gewonnen worden ist, mit den wichtigsten allgemeinen Resultaten der vergleichenden Sprachforschung und mit einer besonders genauen Einführung namentlich in die syntaktischen Erscheinungen der beiden alten Sprachen vereinigt sein. Dabei wird es nöthig sein dieselben fortwährend sowohl unter sich als auch mit dem Deutschen zu vergleichen, weil nur auf diesem Wege eine recht lebendige Einsicht des Allgemeinen wie des Eigenthümlichen gewonnen wird; ein abgesonderter Vortrag etwa der Syntax jeder der beiden alten Sprachen für sich würde die Erreichung dieses Zwecks bedeutend erschweren, und zugleich vielfache und dabei lästige und zeitraubende Wiederholungen unvermeidlich machen.

Es wird aber ein solches, durch die Vorlesungen gewecktes und methodisch geregeltes, durch fleissige Lectüre und eigene Beobachtung gefördertes, Verfahren gegenwärtig durch tüchtige Leistungen in der Litteratur, namentlich durch das ausgezeichnete Werk von *C. F. Nägelsbach* (*Lat. Stilistik für Deutsche*) wie durch die fruchtreichen practischen Arbeiten von *M. Seyffert* u. A. wesentlich unterstützt und gehoben werden. Diess ist die eigentliche Ringschule des Lehrerberufs, hier wird jene Schwungkraft und Beweglichkeit des Geistes erprobt werden, die für ein erfolgreiches Wirken im Unterrichte die Grundbedingung ist; hier wird der Blick in die wunderbare Werkstatt der Sprache eröffnet, ohne deren Kenntniss auch in ihrem mehr innerlichen und verborgenen Getriebe aller Sprachunterricht auf den elementarsten wie auf den obersten Bildungsstufen Klarheit, Schärfe und Fruchtbarkeit entbehrt. Hierneben treten zunächst die *Geschichte* und die *Alterthümer*; beide zusammen bilden die andere, der sprachlichen entgegengesetzte Seite des Alterthums. Es scheint fast, als ob die *alte* Geschichte im akademischen Studium weniger berücksichtigt oder selbst vielfach vernachlässigt oder hintangesetzt wird, wie denn auch zum Theil die Auswahl von Vorträgen darüber geringer ist: die Lehrer der Geschichte haben an der Universalgeschichte der *mittleren* und *neueren* Zeiten eine so ungeheure Aufgabe, dass in Studien wie mit Vorlesungen dieselbe zu bewältigen kaum möglich scheint; noch mehr aber dürfte es vielleicht zu beklagen sein, dass die Lehrer der Alterthumswissenschaft selten den Vortrag der griechischen und der römischen Geschichte zu ihrem Berufe machen. Schon der Standpunct, von welchem aus die Lehrer der Geschichte und des Alterthums dieselbe vortragen, ist ein wesentlich verschiedener; während der philologische sie vorzugsweise im Zusammenhange mit den übrigen Seiten der Geistesbethätigung der antiken Menschheit betrachtet, sieht der Geschichtslehrer vielmehr sie besonders als eine Stufe in der fortschreitenden Entwickelung der Geschichte und im engeren Zusammenhange und in vielfacher Vergleichung mit den übrigen Parthieen derselben an. Der künftige Schulmann wird zugleich ein näheres Eingehen auf die Quellen bei seinen geschichtlichen Studien nicht entbehren können, auf diese möge also auch in den Vorlesungen Rücksicht genommen werden. Natürlich ist damit nicht gemeint, dass eine feste Scheidung zwischen

dieser zwiefachen Behandlung der alten Geschichte gemacht werden solle; vielmehr wie sie sich gegenseitig ergänzen, so wird auch überhaupt nur dann die Sache ihre rechte Stellung haben, wenn die Studirenden aller Facultäten die philologischen Vorträge über alte Geschichte mit eben so grossem Nutzen und Erfolge werden hören können, als die künftigen Schulmänner vom universalgeschichtlichen Standpuncte aus darüber gehaltene Vorlesungen, die ihnen in einem gewissen Grade und wegen des Einschlusses der für das Verständniss aller Anfänge und Fortschritte historischer Entwickelung so besonders wichtigen orientalischen Geschichte, noch ausserdem unerlässlich werden könnten. Nur dass vor allen Dingen die Aspiranten des Schulamts sich des Gegenstandes als ihres eigensten Gebietes annehmen und mit selbstständigen Studien sich darauf bewegen. Das ist es gerade, was nach einer vielfach gemachten Erfahrung weniger, als es sollte, geschieht; obgleich doch Niemandem verborgen bleiben kann, eine wie wichtige und starke Offenbarung des antiken Leben in dieser Darstellung ihrer äusseren und inneren Geschichte, der Schicksale und Zustände, der Handlungen und Entschliessungen, ja selbst der sich entwickelnden Stimmung und Denkweise eines grossen Volks gegeben ist. Weniger bezweifelt wird dieses vielleicht in der gewöhnlichen Praxis bei den *Alterthümern*, die doch mit der Geschichte im allerengsten Zusammenhange stehen, so dass beide sich zu gegenseitiger Aufhellung dienen. Ich mögte hier daher nur den *einen* Wunsch noch hinzufügen: dass das Studium derselben sich nicht auf die eigentlichen *Staats*alterthümer beschränke, weil in dem Cultus (wofür in der letzten Zeit so schätzbare litterarische Beihülfe, namentlich auch durch das treffliche Lehrbuch von *K. F. Hermann* dargeboten worden ist), wie in dem socialen und häuslichen Leben eines Volks nicht minder ein starkes Gepräge seines Wesens und Charakters enthalten ist als in seinem politischen, und weil die Jugend gerade für diese Zeit eine leicht erklärliche Vorliebe zu haben pflegt. Wie aber das geschichtliche Studium sich vorzugsweise mindestens an einige der hauptsächlichsten Quellen zu halten hat, so wird die Beschäftigung mit den politischen Alterthümern nur eine recht fruchtbringende sein, wenn sie sich unmittelbar an die Geschichte anlehnt, und den Entwickelungsgang in seinem zeitlichen Verlaufe mit aufmerksamem Auge verfolgt. Jetzt erst möge die *Litteraturgeschichte* beider Völker folgen. Es ist schon

ein gewisser Umfang der Belesenheit in der Litteratur und der genauen Bekanntschaft mit einigen Hauptträgern derselben erforderlich, um mit rechtem Nutzen der Erforschung der Eigenthümlichkeiten des gesammten geistigen Schatzes einer Nation in der reichen Entwickelung durch Perioden und Stilgattungen hindurch sich widmen zu können. Dabei glaube ich *einen* Anspruch an den Vortrag derselben geltend machen zu dürfen, der vielleicht nicht immer ausreichend berücksichtigt wird. Es soll nemlich vor allen Dingen dadurch nicht blos Kenntniss von der äusseren Beschaffenheit und den Schicksalen der antiken Schriftwerke vermittelt, sondern in den eigentlichen Kern und Gehalt derselben *hineingeführt*, und der volle Gehalt, mindestens in seinen Hauptparthieen, zu lebendiger Anschauung gebracht werden, weil ohne diesen eine genaue, umfassende Kenntniss des alterthümlichen Lebens und Denkens nicht möglich, wiederum aber ohne diese kein recht fruchtbares Lehren des Alterthums vor der Jugend zu erwarten ist. Dass der Einzelne mit allen tüchtigen und selbstständigen Geisteserzeugnissen des Alterthums schon während seiner Studienzeit durch eigene Lectüre und Auslegung sich bekannt mache, ist unmöglich, wenn auch das Hauptziel der Privatstudien neben der vorwaltenden Pflege besonderer Schriftsteller auf möglichst umfassende Lectüre gerichtet bleiben muss. Wer aber hätte es nicht mehr als einmal in der Unterweisung besonders oberer Classen empfunden, wie ungemein fruchtbar und anregend es ist, so einmal durch gelegentliche Mittheilung in den Inhalt irgend eines von der Jugend nicht gelesenen classischen Products einzuführen. Da nun soll ein lebendig eingehender Vortrag der Litteraturgeschichte wesentlich zu Hülfe kommen; derselbe hält sich daher auch zumeist an die hervorragenden Parthieen und glänzendsten Geister, charakterisirt die musterhaftesten Werke und genialsten Schöpfungen, und entwirft ein Bild von dem Glanze der nach inneren Gesetzen fortschreitenden Geistesthätigkeit der Zeiten und Geschlechter. — Erst auf diese kann die *philologische Encyklopädie* folgen, die alle Seiten des Alterthums zu einem Gesammtbilde vereinigen soll; sie sammelt die Resultate der verschiedenen Disciplinen und führt zu einer allgemeinen und umfassenden Würdigung des Alterthums nach seiner ganzen weltgeschichtlichen Stellung. Man könnte glauben, dass mit diesem Theile des philologischen Studiums besser der Anfang gemacht

würde, um theils einen Ueberblick über das ganze Feld zu gewinnen, theils manche kleinere vorbereitende Fächer, wie alte Geographie, Theorie des lateinischen Stils, Metrik u. s. w., schon im Vorwege zu beseitigen. Ich kann dieser Ansicht nicht sein; denn von den meisten und wichtigsten Fächern würde doch nur eine oberflächliche Kunde, ein ziemlich leeres Fachwerk gegeben werden können, das ganz und gar der weiteren Ausfüllung bedürfte, und die genannten Nebenfächer lassen sich meist in anderweitigem Anschlusse, wie an die Geschichte, die Sprachwissenschaft, die Lectüre der Dichter u. s. w., ergiebiger behandeln. Die philologische Encyklopädie würde einen Ueberblick über den ganzen Umfang und die Bedeutung aller zu dem Kreise des Alterthums gehörender Disciplinen gewähren, und dadurch die Möglichkeit ihrer wissenschaftlichen Gestaltung zeigen, sie würde ihr Verhältniss zu andern Wissenschaften entwickeln, und damit ihre Berechtigung für Lehre und Leben wider allen Streit und alle Anfechtungen zu erhärten befähigt sein. So wie sie für das Einzelne der von ihr zu lösenden Aufgabe zwar viel selbstständigen Fleiss in Anspruch nimmt, so wird doch für die organische Zusammenfassung und methodische Ausbildung des Ganzen der lebendige akademische Vortrag von der erheblichsten Wichtigkeit sein. — So wären denn genau genommen nur zwei Fächer übrig, deren mindestens der eigentliche Lehrer des Alterthums nicht entbehren kann, nemlich *Encyklopädie der Kunst* und *römische Rechtsgeschichte*. Man könnte vielleicht meinen, dass beide durch die Encyklopädie bereits erledigt würden, in der sie ja auch unfehlbar für die allgemeinsten Umrisse und Grundlinien ihren Platz finden müssen; allein sie sind doch von zu grosser Wichtigkeit und zu grossem Umfange, als dass sie nicht besonders hervorgehoben werden müssten. Namentlich ist die *Kunstarchäologie* von grossem Interesse, sie öffnet durch lebendige Anschauung den Blick in eine ganz neue Seite einer längst entschwundenen Welt; und es ist um so wichtiger, dass der Lehrer so recht und voll auch von dieser Seite der antiken Herrlichkeit durchdrungen sei, als man dem Schüler selten und nur spärlich einzelne unmittelbare Erzeugnisse der Kunst vorführen kann. Die *Rechtsgeschichte* aber ist ebensowohl für das volle Verständniss einzelner Parthieen und Classiker (und gerade der hervorragendsten, eines Demosthenes und Cicero) des Alterthums als für die rechte Einsicht

in Natur und Wesen des politischen und bürgerlichen Lebens im Alterthume unerlässlich.

Wir dürfen von hier wohl zu denjenigen Vorlesungen übergehen, in denen die wichtigsten und originellsten alten Autoren *interpretirt* werden. Auch in diesen, welche sich natürlich über die ganze Studienzeit des künftigen Schulmanns ausdehnen, muss eine sorgsame Wahl und ein genauer Fortschritt beobachtet werden, ohne dass darum eine ängstliche, der Neigung und Individualität widerstrebende Norm empfohlen werden darf. Hier gibt der Vortrag des akademischen Lehrers im Wesentlichen die Anregung, das Beste aber muss durch eigenes Studium kommen; *jene ist* für eine lebendige Auffassung unerlässlich, dieses die reife Frucht der dort entwickelten Blüthe und darum vielleicht von der erheblichsten Wichtigkeit für die ganze wissenschaftliche und practische Richtung des künftigen Schulmanns, zumal da es der Mittelpunct alles Desjenigen werden soll, was er sonst hörend und forschend sich anzueignen im Stande ist. Diese Lectüre und Interpretation aber meide alle Liebhaberei zu Entlegenem, Abstrusem, Gekünsteltem, sie halte sich stets an das wahre Grosse und echt Natürliche, darum vor allen an die grossen Meister Homer, Sophokles, Pindar, Platon, Demosthenes, Thucydides, Cicero, Horaz, Tacitus, ohne darum die dem Range nach nächstfolgenden ganz ausschliessen zu wollen. Ausserdem dürfte hierfür eine vielleicht nicht immer genug berücksichtigte Regel hervorzuheben sein, durch die besonders auch der Unterschied zwischen einer Vorlesung, der eigenen Lectüre und der Seminar-Interpretation am richtigsten bezeichnet sein dürfte. Die Vorlesung sollte nemlich immer, die Lectüre mindestens nach absolvirter Erklärung des Einzelnen, den Schriftsteller und das Schriftwerk als ein Ganzes, als einen geistigen Organismus fassen, in dem Complexe seiner Eigenthümlichkeiten oder dem innern Zusammenhange seiner Theile, so dass eben auf diesem Wege das Ganze durch das Einzelne, und dieses wieder durch jenes wechselsweise ein wohlthätiges Licht empfinge. Geschähe dieses, so würde die wirksamste Ergänzung einer den ganzen Geistesgehalt des antiken Denkens und Redens anschaulich enthüllenden Litteraturgeschichte, und damit eben eine Sache von grösster Wichtigkeit, dargeboten sein. Diess gilt aber nicht blos von einzelnen Dramen oder Reden und ähnlichen Geisteserzeugnissen, sondern die

Forderung muss vor allen Dingen auf historische Werke, wie Thucydides und Tacitus, auf die rhetorischen und philosophischen Schriften Cicero's u. s. w. ausgedehnt werden, weil der reiche, vielumfassende Inhalt, oder Geist und Gesinnung des Schriftstellers, oder das Gesetz der höheren künstlerischen Composition in Prosa und Versen nur auf diese Weise erkannt werden können. Dass diese Interpretation keine voraussetzungslose sein kann, vielmehr wenn auch in verschiedenem Maasse nach der grösseren oder geringeren Leichtigkeit des eigentlich sprachlichen Verständnisses die Erklärung des Einzelnen als eine theils schon geläufige, theils durch selbstständige, nebenhergehende Studien geförderte angesehen werden muss, bedarf der Erinnerung nicht. Es handelt sich hier also um die eigenthümliche Stellung und Aufgabe des Schriftstellers, um das Eingreifen seines Schriftwerks in den Gesammtorganismus der Litteratur, sein Verhältniss zum Leben des Volks, die Gesetze seiner künstlerischen Composition u. s. f. Wie die Vorlesung daher hier nur im Grossen und Ganzen verfahren kann, ohne in eine detaillirte Erläuterung, Uebersetzung und Worterklärung einzugehen; so darf auch der Privatfleiss des künftigen Schulmanns nur auf diese Seite gerichtet sein, und sich nicht durch die Mikrologie einer Thätigkeit, die den vereinzelten sprachlichen und sachlichen Stoff zu allgemeinen, an sich vielleicht wichtigen, aber der Auffassung und Ausdeutung des Schriftwerks fern liegenden Betrachtungen sammelt und benutzt, zersplittern lassen. Thäte er das nicht, so würde er zwar wohl in dem Maasse und Umfange seiner Kenntnisse und Fertigkeiten, aber nicht in Art und Charakter derselben die höchste Lernstufe des Gymnasiums überschritten, und sich also auch nicht zum Lehrer desselben vorbereitet oder befähigt haben. Nun aber steht hier allerdings das Ganze und Allgemeine mit dem Einzelnen und Besonderen in einer näheren und wesentlichen Verbindung, so dass eben nur aus der sorgsamsten Prüfung des Einzelnen nach Ausdruck und Gehalt die erste Würdigung und Einsicht in das Ganze sich herausbilden kann. Das setzt eine kräftige, scharf ausgeprägte und dabei gewandte Natur des Geistes voraus, die nur durch fortgehende methodische Uebung erworben und befestigt werden kann. Je mehr daher die Vorlesungen nach der bezeichneten Seite hin dem vorgesteckten Ziele sich nähern, desto mehr werden die Uebungen des philologischen Seminars unerlässlich

sein, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche mit den Gesetzen kritisch-grammatischer und sachlich-historischer Auslegung vertraut und darin durch vielfache Uebung gewandt machen. Auch hier wird dasselbe Verfahren zu empfehlen sein, wodurch aus dem Einzelnen allmählich Resultate für das Ganze nach seiner litterarisch-künstlerischen Anlage und Vollendung gewonnen werden könnte, und zwar dieses mehr auf dem fruchtbringenden Wege eigenen Suchens und Findens, so dass diese Uebungen mit den Privatstudien in der anregendsten und fruchtbringendsten Wechselwirkung stehen.

Nach allen diesen Zweigen der wissenschaftlichen Vorbildung des künftigen Schulmanns fehlt aber noch ein grosses und wesentliches Stück, dessen er ganz besonders in der gegenwärtigen Zeit und in dem Lehrgeschäfte namentlich bei der erwachsenen Jugend auf keine Weise entbehren kann. Der *akademische Lehrvortrag* fasst den wissenschaftlichen Gegenstand für sich, also auch das Alterthum in seinem Wesen an sich ohne Beziehung zu der übrigen Welt, der *Gymnasial-Unterricht* aber hat eine vermittelnde Thätigkeit, soll den zu lehrenden Gegenstand in die Seele des Lernenden unter gewissenhafter Berücksichtigung der durch Zeit und Individualität gegebenen Bedingungen verpflanzen. Mag also jener vielleicht von dem Verhältnisse des Alterthums zu dem Christenthum und zur Bildung der Gegenwart absehen können: der *Unterricht* kann es zum wenigsten nicht, weil er es mit der durch das Christenthum von Kindheit an erzogenen und durch die Richtungen der Zeit gebildeten Jugend zu thun hat. Soll der Lehrer hier das vorgesteckte Ziel erreichen, dann muss seine Vorbereitung ihn vorzugsweise in Leben und Geist des Alterthums, in seine Beziehung und seinen Gegensatz zum Christenthum und zu der modernen Welt eingeführt haben, damit er gerade diess Element wieder der Jugend nahe zu bringen im Stande sei. Es gehört daher in den Kreis seiner akademischen Beschäftigung durchaus noch ein Gegenstand, mag man ihn nun *Ethik des Alterthums* oder mit welchem anderen Namen sonst benennen. Hier soll die ganze Summa alles antiken Denkens und Empfindens sich vereinigen, das innere Bewusstsein der alterthümlichen Menschheit von ihrem Sein und Leben, ihrem Können und Schaffen, ihrer Abhängigkeit von höherer Macht und dem Maasse einer dadurch bedingten eigenen Kraft, dem Ziele alles Strebens

in staatlicher und bürgerlicher Entwickelung u. s. w. aufgeschlossen werden. Hier gilt es vor allen Dingen, den ganzen Werth und die Fülle des Reichthums in Geist und Gaben, den das Alterthum in seiner wunderbaren Welt vor uns entwickelt, klar zu erkennen, aber auch die Schranke nicht zu übersehen, die ihrem Suchen und Forschen, ihrem Ringen und Arbeiten in Wissenschaft, Kunst und Leben gezogen worden ist. Dabei darf die zeitliche Entwickelung nicht unbeachtet bleiben, sondern es muss in stetigem Fortschritte und mit genauer Unterscheidung der im Charakter von einander abweichenden Zeitalter der Kreislauf der Ideen, in denen sich das hellenische Bewusstsein von dem in ursprünglicher Genialität schöpferischen Homer bis zu den mit reflectirender Gelehrsamkeit reproducirenden Alexandrinern, vom patriarchalischen Königthume an bis zu den Kampfeszuckungen um die verlorene Freiheit hin, aber auch in der römischen Welt von den ersten Grundlagen ihrer Staats- und Culturgestaltung an bis zu dem Puncte hin vorgeführt werden, wo sie ihre grössten Errungenschaften in Recht und Politik, einem stärkeren Geiste erliegend, an die sie besiegenden Mächte in Osten und Norden übergibt.

Wir haben bis dahin vom *Alterthume* als der reichen Schatzkammer geredet, aus der der künftige Schulmann seine nährenden Gaben an die empfängliche Jugend spenden soll. Aber sie darf allerdings nicht das alleinige Studium für ihn bleiben, sondern es muss noch, so unpassend jenes auch scheinen mag, nothwendig ein Kreis von tüchtigen Kenntnissen in der deutschen Litteratur und ihrer Geschichte, in dem mathematischen, physikalischen, geographischen, universalhistorischen, philosophischen und theologischen Fache hinzukommen, theils insofern wenigstens der tüchtige und das gewöhnliche Maass überragende Lehrer, auch in dem sogar, worin er nicht selbst Unterricht zu ertheilen haben sollte, wie Mathematik, Physik, Geographie, philosophischer Propädeutik, doch auf keinen Fall ein Fremdling sein darf, so dass er erforderlichen Falls selbst einmal darin eine Lection zu ertheilen im Stande ist, und zum wenigsten einen klaren Ueberblick über das Gebiet derselben gewonnen hat, ihr Eingreifen in andere Fächer so wie ihren Werth und ihre Bedeutung für die Entwickelung der jugendlichen Geisteskräfte zu beurtheilen fähig ist. Wir haben ja auch in diesen Fächern die nothwendigen Gegensätze, Kehrseiten und Ergänzungselemente zum *Alterthume*, sie bieten also

diejenigen Stoffe dar, ohne welche der jugendliche Geist vor Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit nicht bewahrt werden kann, und so muss ja denn auch, was den Schüler nähren und befruchten soll, zuvor ein wohl verarbeiteter Bildungsstoff des Lehrers geworden sein, damit in ihm alle Anziehungspuncte, alle Quellen der Befriedigung, alle Mittel eines wahrhaften Verkehrs mit jenem sich finden. Solche Gegensätze sind aber *Natur* und *Geschichte* in ihrer weiteren Beziehung, jene in ihren allgemeinen Grundzügen und festesten Gesetzen, diese in ihrer Entwickelung seit dem Alterthume. Hier begegnen wir also der Mathematik, der eigentlichen Physik, der mathematischen Geographie, der Erdkunde, der neuern Staatengeschichte; sie sind, wie wir offen gestehen müssen, bis jetzt vom künftigen Schulmanne ziemlich vernachlässigt worden, und allerdings erscheint dieses sehr erklärbar, wenn man die frühere mangelhafte Behandlung dieser Disciplinen auch in der Litteratur vor nicht mehr als zwanzig Jahren ansieht. Die letzten zwanzig Jahre haben diess dagegen entschieden anders gestaltet, und es würde ebenso unerklärlich sein, wenn man in solcher Unempfänglichkeit beharrte, nachdem Karl Ritter die Erdkunde in ihrer musterhaft durchgeführten Verbindung mit der Natur und der Geschichte des Menschen, mithin auf eine für jeden Philologen anziehende und ihm nahe liegende Weise behandelt, und Alexander von Humboldt in seinem *Kosmos* gezeigt hat, wie nicht bloss die allgemeinen Verhältnisse und Gesetze der Natur, sondern auch selbst die Ansichten des Alterthums über die Natur auf eine wahrhaft classische Weise sich darstellen lassen. Wenn dieser grosse Meister hier eine jeden Philologen beschämende ausserordentliche Kunde nicht bloss des classischen Alterthums, sondern auch der philologischen Litteratur selbst entwickelt und diess in einer an die vollendetsten Meister der Alten erinnernden Form oder Sprache dargestellt hat, so erhellt wohl zur Genüge, dass beide Richtungen nimmermehr als unversöhnlich erscheinen können, vielmehr dieselben in Einer Persönlichkeit und Einer individuellen Geistesentwickelung darzustellen als ein hohes und würdiges Ziel, als ein wenn auch nur schwach und annäherungsweise zu erstrebendes Ideal gelten muss. Wie wenig das selbst in einer frühern Zeit und bei einer andern Richtung der Philologie unmöglich war, zeigen die glänzenden Muster von Conr. Gesner und J. G. Schneider, um an manche

späteren wackeren Schulmänner und Philosophen hier nicht zu erinnern. Aber in einer so viele Forderungen erhebenden Zeit muss auch die Zahl der Hülfsmittel und Erleichterungswege im steten Wachsthume begriffen sein. Diess ist indessen nach einer Seite hin noch nicht der Fall; die Lehrvorträge der Universitäten haben sich gerade einer solchen Aufgabe, wie sie für den hier in Rede stehenden Zweck von eingreifendem Nutzen sein würde, nur noch in sehr geringem Umfange gewidmet, und ich erkläre mir es hieraus zu einem grossen Theile, wie es kommt, dass z. B. die Erdkunde ungeachtet ihres grossen Bildungsreichthums und geistigen Interesses noch so wenig tüchtige Lehrer, die Naturwissenschaft aber wohl ihre systematisch ausgebildeten Lehrer, aber im weiteren Kreise namentlich der Lehrerwelt so wenig entschiedene und kundige Freunde findet. Weit weniger ist diess bei der neuern Staatengeschichte der Fall und gewiss wird hier auch immer für das Lehramt an Gymnasien der geringste Mangel entstehen, wenn nicht etwa der auf diesem Gebiete sich fast jährlich häufende Stoff denselben zu Wege brächte. Auch hier thut also eine Beschränkung Noth, und zwar eine solche, die gerade nach einer andern Seite hin neue Vortheile entwickelt. Die *deutsche* Geschichte muss in den Vordergrund treten, sie muss, wie sie es in der Wirklichkeit für die ganze neuere Geschichte ist, so auch der Mittelpunct für alle Studien derselben werden. An sie schliesst sich die *deutsche Litteratur* und ihre Geschichte an, damit das mehr und mehr zu kräftigende nationale Element nicht bloss in der Gesinnung wurzele, sondern auch die feste Basis einer tüchtigen und bewussten Erkenntniss habe. Auch diese, für die in der Litteratur bereits tüchtige Hülfsmittel (Gervinus, Vilmar, Gelzer) vorliegen, wird einen grösseren Umfang und eine regelmässigere Pflege auf unsern Universitäten schon an sich wohl, wie viel mehr also nach den inhaltsschweren Erfahrungen der Gegenwart, erlangen; eben damit aber, wie mit der so durch die ganze Zeit gegebenen mächtigen Aufforderung wird auch den Schulmann in der Vorbereitung zu seinem wichtigen Berufe wie in der Ausübung desselben ein neuer Eifer und ein ernstes, warmes Streben für diesen schönen Zweig eines wahrhaft erziehenden Unterrichts beleben.

Wir kommen jetzt auf die dem künftigen Schulmanne unerlässliche *philosophische* Bildung und nennen in dieser Beziehung,

damit ein so wesentliches Element ihm doch ja nicht fehle, nur wenige Disciplinen dieses weiten Gebiets, die wir ihm allerdings auf keine Weise erlassen können; es sind Geschichte der Philosophie, Logik und Metaphysik, Psychologie und Aesthetik. Die zuerst genannten sind für seine speculative Ausbildung, die letzten für seine schulmännische Thätigkeit ausserordentlich wichtig; alle diese kann er auf keinen Fall entbehren, aber es wird darum nicht überflüssig oder nachtheilig sein, noch andere hinzuzunehmen. Die Geschichte der Philosophie führt ihm die grossen Probleme menschlichen Denkens in der langen Arbeit des Geistes, in der stetigen und zusammenhängenden Entwickelung der Jahrhunderte vor; sie zeigt ihm, um welche Gegensätze und Kategorieen herum das Suchen und Fragen der unruhigen Menschenseele von Anfang an gegangen ist und wie auf eine besonders lehrreiche Art das Alterthum darin die Angelpuncte seines ganzen Lebens und Strebens gehabt hat. So vorbereitet fasst er die nemlichen dann in ihrem inneren, tiefen und gesetzmässigen Zusammenhange, in dem Werthe und der Bedeutung aller für einander und für das Ganze durch die Logik und Metaphysik auf; so gewinnt er erst das volle Verständniss der Geschichte mit der ganzen unendlichen und mühseligen Arbeit aller ihrer Triebfedern und Kräfte, so gewinnt er jene Reife des Geistes, die, die tiefere Bedeutung und den innern Zusammenhang der Dinge erkennend, auch die rechte Form ihnen zu geben und sie nach der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer concreten Erscheinung in die rechte Beziehung zum jugendlichen Geiste zu setzen versteht. Wie oft wird er nicht dadurch in Stand gesetzt sein, den Gedankenformen und Spracherscheinungen ein Leben, eine Seele einzuhauchen, das Gesetzmässige in der Natur mit dem Bedürfnisse des denkenden Geistes in Uebereinstimmung zu bringen, selbst den geschichtlichen Gestaltungen in ihrer innerlichen Nothwendigkeit nachzuspüren, und wenn er das Alles auch nur in seinen vollen, lebendigen, concreten Zügen an die Jugend bringen kann, so muss er doch eben selbst ein weiteres und gedankenmässiges Verständniss davon haben [4]). Dasselbe gilt auch von

---

4) Ich will hier nur an ein treffliches Werk, *Trendelenburgs logische Untersuchungen*, erinnern, durch das gewiss jeder Lehrer, der es studirt hat, sich in seinem Wirken wird in dieser Beziehung mannichfaltig geför-

der *Psychologie*, die für den Lehrer eine doppelte Beziehung und Wichtigkeit hat, einmal, seitdem man die Sprache nicht mehr rein logisch, sondern vielmehr psychologisch, als das Gepräge des Volksgeistes oder der verschiedenen Charaktergattungen des Geistes, zu betrachten gewohnt ist; fürs andere aber, insofern sie die alleinige Grundlage für die richtige Würdigung alles Seelenlebens ist, ohne die also eine wahre und erfolgreiche Erziehung gar nicht gedacht werden kann. Aber eben deshalb tritt die Psychologie hier besonders in ihrer doppelten Gestalt auf, die Speculation muss der Erfahrung die Hand reichen, und es ist mehr als wünschenswerth, dass der Schulmann auf den erfahrungsmässigen Theil dieser Wissenschaft sein festes Augenmerk gerichtet halte und denselben, wie er besonders in dem Leben kräftiger Naturen und tüchtiger Persönlichkeiten vorliegt, zum Gegenstande seines anhaltenden und eifrigen Studiums mache. Aber das *Wahre*, das Gedankenmässige soll der Jugend vorzugsweise in der Gestalt des *Schönen* entgegentreten, dafür ist sie ja gerade besonders empfänglich und hat den offenen, frischen Sinn dafür; darum müssen auch dem Lehrer vor allen Dingen die ewigen Gesetze des Schönen stets vor seinem Geiste gegenwärtig sein, damit er hier die Jugend richtig leite und sie, von falschem Schimmer und trüglichem Scheine ungeblendet, das wahrhaft Schöne und in ihm das ewig Grosse, Gute, Wahre erfassen lehre. Die *Aesthetik* wird ihm daher nach allen Seiten hin einen Reichthum bildenden Stoffs geben, die bildenden Künste so gut wie die redenden, und zwar wegen ihrer nicht geringen Aehnlichkeit unter einander und wegen ihrer nahen inneren Verwandtschaft, besonders im Alterthume. Im Unterrichte wird er später gar oft Gelegenheit haben, auf Wesen und Bedeutung aller echten Poësie, auf den Unterschied und das innere Leben des Epos, der Lyrik, des Drama aufmerksam zu machen; hier lagert ein grosser und wunderbar reicher Stoff, dessen Schätze zu heben und durch die eigenen Kräfte aus den tiefen Schachten heraufzuarbeiten bei verständiger Leitung zu einer gesegneten Thätigkeit der Jugend führen wird [5]).

dert fühlen; namentlich ist der Gewinn, den man daraus für sprachliche Beobachtungen schöpft, ungemein gross.

5) Den Schüler die selbstständige Anwendung der allgemeinen Gesetze in den verschiedenen Gattungen der Poësie und an den Erzeugnissen der

Man könnte diesen Zumuthungen an das Studium des künftigen Gymnasiallehrers mit Leichtigkeit das alte *μηδὲν ἄγαν!* entgegen halten, und das um so mehr, als wir noch nicht mit allen wissenschaftlichen Vorbedingungen für eine gesegnete Führung des Schulamts am Ende sind. Jede Darstellung dieser Art wird immer einen idealen Charakter tragen müssen, es handelt sich ja auch nur darum, das hohe und würdige Ziel des schönen Berufs vorzuhalten, ohne dass es dem armen Sterblichen vergönnt wäre, sich einer völligen Lösung derselben jemals rühmen zu können [6]). Allerdings bedarf aber auch der Schulstand einer frischen, lebendigen, elastischen Natur, die mehr als gewöhnlich *geistig* zu verarbeiten und wiederzugeben im Stande ist; was aber den Umfang der Aufgabe betrifft, so sind hier noch gewisse Abzweigungen natürlich oder nothwendig, die sich nur bis zu einem gewissen Grade berühren, im Uebrigen aber ihre besonderen Wege gehen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Sache nemlich werden zwei Classen von Lehrern zu unterscheiden sein, wir bezeichnen sie als *Fach*- und *Classenlehrer*, und zwar jene wieder in zwei verschiedenen Richtungen. Der *Classenlehrer* muss philologisch gebildet sein, seine eigentliche Virtuosität muss in der Handhabung und Kunde der alten Sprachen bestehen, die mit einer vielseitigen Kenntniss des Alterthums, seiner Geschichte und Litteratur, Hand in Hand geht; aber nach einem innerlichen Bedürfnisse der sogenannten Bildung muss damit Kenntniss der

---

im Kreise seiner Bekanntschaften liegenden Litteratur in eigenen Ausarbeitungen machen zu lassen, wird seinen grossen Nutzen stets bewähren. Kein Lehrer aber sollte doch vor allen Dingen das Studium so inhaltreicher Arbeiten, wie die ästhetischen Werke von Hegel, von Thiersch u. A. sind, jemals verabsäumen.

6) Ich kann es mir nicht versagen, auf die schönen Bemerkungen voll anregender Wahrheit zu verweisen, die *Fr. Creuzer* in seiner Schrift: *das akademische Studium des Alterthums,* wiederabgedruckt in seinem kürzlich erschienenen Werkchen: *Aus dem Leben eines alten Professors,* S. 273—343., namentlich S. 279—83., niedergelegt und dabei auch Idee und Gesinnung so treffend gezeichnet hat. — Für die Zusammenfassung der akademischen Studienthätigkeit des künftigen Schulmanns in einem wohlgeordneten Kanon erscheint der Studienplan für die Hessen-Darmstädtischen Gymnasiallehrer mit ziemlich umfassenden Forderungen jedenfalls nützlich, s. *Fr. Osann, Beleuchtung der Bemerkungen Schleiermachers gegen den Giessener Studienplan,* S. 38 f.

Philosophie und Geschichte überhaupt verbunden sein, so wie diejenige Bekanntschaft endlich mit den mathematisch-physikalischen Wissenschaften, die eben so viel Ueberblick als Würdigung dieser Fächer gewährt. Die eigentlich tiefere und umfangreichere Kenntniss dieser letzten Disciplinen und ihre wohlgeübte Betreibung muss dagegen vor allem dem *Fachlehrer* verbleiben, der jedoch wiederum mit den classischen Sprachen vertraut und in den historisch-philosophischen Wissenschaften nicht unbewandert sein muss. Das Lehrfach in Geschichte und Geographie wird der Regel nach wohl den Classenlehrern zufallen, doch wäre auch die Wahl dieser Aufgabe als einer abgesonderten denkbar, nur dass dann, wie diese Fächer selbst zwischen den classischen Sprachen und den Naturwissenschaften gewissermaassen in der Mitte stehen, die vielseitigere Ausrüstung auf diese, namentlich auf die ersten, sich mit erstrecken müsste, in so weit nemlich das wissenschaftliche Band zwischen den angegebenen Fächern oder die Forderung classischer Bildung für das rechte Verständniss der Geschichte geht. Endlich ist noch ein anderer Zweig zu berücksichtigen, nemlich die *neuern Sprachen*; sie können in seltenern Fällen ein erfreuliches Eigenthum der Classenlehrer sein, in der Regel wird ihnen aber eine besondere Aufgabe zu widmen sein, und zwar entweder von Seiten philologischer Lehrer, was vielleicht dem Interesse des Gymnasiums entsprechender ist, oder bei einer vorwiegenden Hinneigung zur modernen Bildung von Seiten des Lehrers der Mathematik und Physik. Wir haben dem Gegenstande hier keine eingehendere Betrachtung widmen wollen, weil wir des Dafürhaltens sind, dass ein gedeihlicher Erfolg auf diesem Gebiete, bei übrigens tüchtiger und anderweitiger, namentlich sprachlicher Bildung, nur durch einen Aufenthalt und eine Erlernung dieser Sprachen im eigenen Lande, wo sie gesprochen werden, zu erzielen ist [7]).

Wir haben aber zum Schlusse noch etwas zu nennen, was allen diesen verschiedenen Gattungen des Gymnasiallehrer-Berufs gemeinsam ist, und zwar ein *Doppeltes*; wir nennen zuvörderst die *Pädagogik*. Die rechte Erziehungsweisheit soll freilich eine von oben gegebene Form sein und durch Uebung gestärkt und ge-

7) Ich darf auf das von mir früher, *Organisation der Gelehrtenschulen*, S. 97., Gesagte verweisen.

gemehrt werden; der Schulmann muss über jeden handwerksmässigen Betrieb seines Berufs, jede blosse Routine hinaus, es soll ihm seine Kunst eine bewusste, aus Principien erkannte und mit klarem Verstande geübte sein. Freilich betritt er hier ein weites und vages Feld, wo ein bestimmter Leitstern, ein festes Princip so schwer zu gewinnen ist, wo die Stimmführer der Wissenschaft und Litteratur gerade nach ihrer ganzen geistigen Richtung und Sinnesart auf einem so grundwesentlich verschiedenen Boden stehen, dass an eine Einigung kaum zu denken ist. Die erste Quelle und das erste Hülfsmittel muss hier also wohl nothwendig die Erfahrung, die Geschichte sein, und eine auf dem historischen Wege an der Hand der Völker und der Individuen charakter- und lebensvoll aufgebaute Pädagogik wird hier das Gewinnreichste sein. Die ausgezeichneteren Leistungen der Litteratur haben bis jetzt auch noch diesen Weg eingeschlagen [8]) und es wird auf demselben auch ferner noch manches schöne Verdienst zu erwerben sein; vielleicht wird dann erst, wenn diese Richtung genugsam ausgebeutet ist, ein organisch gegründetes und fest aufgebautes *System* der Pädagogik möglich sein. Je näher sich dasselbe an die Ethik und Psychologie anschliessen wird, desto lehrreicher und gediegener wird es sein. Immer wird der künftige Schulmann auch diesen Bestrebungen nachzugehen und, um aus dem engeren Kreise seiner besondern Aufgabe in die allgemeine Lebensluft des ganzen Gebiets emporzutauchen und frische Kräfte zu sammeln, auch selbstständige kleine Studien auf demselben zu machen haben. Besonders bewandert und heimisch aber muss er in der Geschichte wie in der gegenwärtigen Ausprägung des Gymnasialwesens sein; hier muss der Vergleich mit fremden Ländern und mit der Stellung, die das Gymnasium in denselben zu dem gesammten Unterrichtswesen hat, ihm besonders zur Belehrung und Anregung dienen. Erziehung und Unterricht dürfen in Allem zwar niemals gänzlich von einander getrennt werden, immer aber

---

8) Ich erinnere hier namentlich an die vortrefflichen Werke von Fr. Cramer und K. v. Raumer und mache nur noch ausserdem besonders darauf aufmerksam, wie auch in den grösseren pädagogischen Arbeiten von F. H. C. Schwarz und A. H. Niemeyer gerade dieser geschichtliche Theil mit einer Liebe und einem Erfolge bearbeitet ist, die den systematischen Theil weit hinter sich lassen.

wird, wie in dem Allgemeinen die Erziehung, so in diesem Besondern der Unterricht, die didaktische Kunst, stärker hervortreten. Die Probleme, Schwierigkeiten, Mittel und Abhülfen müssen hier durch besondere Vorträge zu einem lebendigen Bewusstsein gebracht werden, damit der Schulmann bei seinem Eintreten in den Beruf nicht blind umhertappe oder sich einzig immer auf sein natürliches Gefühl berufe. Denn hier finden wir ihn recht eigentlich in dem Mittelpuncte seines schulmännischen Wirkens und Bewusstseins; ihn soll vor allen Dingen die Seele des Lernenden *anziehen*, diese soll er bilden und veredeln wollen, er soll *erziehen*. Wenn aber so der ganze Mensch mit allen seinen Gaben und Kräften an Leib, Seele und Geist, an Herz und Gemüth das Ziel seines Strebens und der Gegenstand seiner Liebe und Fürsorge ist: so soll er auch bei allem Thun und Lehren mit seinem Zöglinge in einer innerlichen geistig-gemüthlichen Verbindung, einem wirklichen Seelen-Verkehre stehen. Diess ist im letzten Grunde ohne *religiöse* Gemeinschaft und Einwirkung nicht möglich; diese aber bildet sich ja nur auf dem Grunde eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses [9]), und wir halten an dem Glauben fest, dass nur dann eine wahrhaft segensreiche und innerliche Wirksamkeit statt haben könne, wenn sie von treuer religiöser Ueberzeugung und christlicher Lebenswärme durchdrungen ist. Nur wo die Seelen sich einig oder verwandt fühlen auf diesem tiefsten und innersten Lebensgrunde, da ist eine wahre Gemeinschaft vorhanden; folgt der Schüler hier seinem Lehrer gern und fühlt sich von denselben Bedürfnissen des Geistes getragen, dann wird er ihm auch freudig auf allen Wegen des Wissens und Lernens, die voll Mühe und Arbeit sind, nachgehen. Dazu gehört indessen nicht als unerlässliche Bedingung, dass er selbst immer den christlichen Religionsunterricht ertheile; aber ausser dem warmen Sinne und der treuen Liebe dafür darf ihm Interesse und Kenntniss des Christenthums bis zu einem gewissen Maasse der Lehrbefähigung nicht abgehen.

Es ist schwer, in einer Zeit, die einen so ungeheuren Umschwung hervorgerufen hat, gerade über dieses Verhältniss der

---

9) Das Programm von *A. F. Müller: diss., qua exponitur christianam educationem niti debere in ecclesiae confessione.* Grimma 1846., habe ich bis jetzt leider nicht einsehen können.

Schule und seine zukünftige Gestaltung zu urtheilen; ich erkläre jedoch meinestheils unumwunden, dass, wie auch die nächste Zukunft über das Loos der Gymnasien und ihre innere Organisation entscheiden möge, ich mir kein Heil und Gedeihen auf diesem Gebicte vorzustellen vermag, wenn die Thätigkeit derselben von diesem ihrem ursprünglichen Lebensgrunde losgerissen wird. Wenn Staat und Kirche, wie es dem obersten Principe nach bereits geschehen, auch factisch sich von einander trennen, und dann die religiöse Selbstbestimmung der Freiheit der Gemeinde im vollsten Umfange anheim gegeben wird: dann wird nach meiner Ueberzeugung die gewaltigste, bis an ihren innersten Lebensnerv dringende Krisis für die Gelehrtenschule eintreten, eine Krisis, wie sie noch keine seit ihrer Gründung bestanden hat. *Entweder* wird sie dann, jeden confessionellen Religionsunterricht von sich ausscheidend, in einer farb- und charakterlosen Weise, bei der die heterogensten religiösen Ansichten in träger Gleichgültigkeit gegen einander und ohne Einwirkung auf eine erziehende Thätigkeit bestehen müssen, einer rein formalen Geistesbildung sich zu widmen haben, wobei es der Familie anheim gestellt wird, wie weit sie glaubt für das religiöse Bedürfniss des Knaben und Jünglings anderweitig sorgen zu müssen; *oder* es wird auch das Gymnasium in eine starke und durchgreifende Scheidung eintreten, vermöge welcher jede christliche Confession, insoweit Zahl und Umfang ihrer Bekenner solches gestattet, ihr eigenes Gymnasium zu gründen Recht und Befugniss haben würde. Irre ich mich indessen nicht, so würde sich der Gegensatz leicht noch ganz anders gestalten. Vielleicht ist mein Blick zu trübe und meine Besorgniss zu schwer, aber ich sehe keine Sicherheit oder Bürgschaft, dass mit einer Zurückstellung oder Verdrängung des Christenthums aus den Gymnasien nicht auch eine Geringschätzung classischer Bildung eintreten mögte. Ich gebe es der nächsten Zukunft zur Entscheidung anheim, ob nach dem Vorgange dessen, was bereits in mehreren deutschen Ländern in Bezug auf die Befreiung aller Nicht-Theologen vom Griechischen geschehen ist, nicht eine folgerechte Ueberweisung der Juristen und Mediciner an Lehranstalten, denen der Staat neben der technischen und realen eine stärkere politisch-cameralistische Bildungsform geben wird, mit Recht zu erwarten sein dürfte, ohne dass damit jedoch ihrer Wahl der gewöhnliche bisherige Weg verschlossen wäre. Dann

aber würde ja die Kirche der eigenen Vorbildungsanstalten ihrer künftigen Diener um so weniger entbehren können, und wir erhielten von selbst jene „Gymnasien für künftige Theologen“ oder niederen evangelischen Seminarien, deren Einführung zur Zeit des christlichen Staats eine gefahr- und verderbenbringende Sache war [10]), mit der Scheidung zwischen Staat und Kirche aber leicht zu einer Nothwendigkeit geworden sein dürfte.

Ich komme jetzt auf das zurück, was *hier* zunächst den Hauptpunct bildet. Unter den beiden Möglichkeiten, die ich anführte, kann ich nur die zweite mit ihrer zwiefach denkbaren Gestaltung anerkennen; ich muss also der Gelehrtenschule, wenn sie nicht vollkommen aufhören soll, in dem alten Sinne ein seminarium rei publicae et ecclesiae zu sein, ihren christlich-kirchlichen Charakter lassen, und verlange demgemäss von jedem ihrer Lehrer eine bewusste, mit seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung in Einklang und Verhältniss stehende Kenntniss der Lehre, der Geschichte und des Lebens der christlichen Kirche. Am geeignetsten würde dieselbe nach meinem Dafürhalten dadurch gewonnen, dass regelmässig auf den Universitäten eine Vorlesung gehalten würde, die mit dem Kern und Wesen theologischer Wissenschaft in angemessenem Umfange eine gründliche und anregende Bekanntschaft vermittelte. Wir leben in einer Zeit, wo kein Einziger, der durch die akademischen Studien in irgend einem Fache hindurchgegangen ist, den Interessen, Bedürfnissen und Bewegungen des religiösen Lebens sich entziehen und zu dem Ende einer höheren Kenntniss aller darauf abzielenden Fragen entbehren kann; in einer Zeit, wo die evangelische Kirche ein neues Leben zu entwickeln und eine frische Form selbstständiger Verfassung sich zu bereiten begonnen hat, wo also jedes lebendige Glied derselben eine tiefere Kunde von ihrem Grunde und ihrem Aufbau nöthig hat: da sollte billig eine reichhaltige Gelegenheit dazu nicht fehlen und gewiss wird darum jede theo-

10) Ich verweise in dieser Beziehung auf die über einen solchen Gedanken, wie er in Preussen rege ward, geäusserten Ansichten in der *Berliner Lit. Zeitung* 1847. Nr. 20. und in dem Aufsatze von *Hagenbach, über die Vorbildung für den geistl. Beruf*, ebend. Nr. 10. u. 28. (besonders in diesem 2. Artikel), vornemlich aber auf den vortrefflichen Aufsatz von *Wiese*: *Das Gymnasium und die künftigen Theologen*, in der *Zeitschr. für d. Gymnasialwesen*, I. (1847), 3. S. 16—32.

logische Facultät mit Freuden künftig sich es zur Aufgabe stellen, wenigstens jährlich einmal durch eines ihrer Mitglieder eine solche, jedem Gebildeten ungemein interessante, Vorlesung halten zu lassen [11]. Ausserdem sollten die Philologen auf exegetische Studien, namentlich unter der anregenden Gemeinschaft der dafür nirgend fehlenden Seminar-Uebungen, fleissig eingehen: es würde auf diesem Wege der Theologie wie der Philologie gleich schöne Frucht bereitet werden. Wem der Religionsunterricht als besonderes Ziel vorschwebt, geht ausserdem in dogmatischen und kirchengeschichtlichen Studien natürlich noch weiter, lässt aber die übrigen mehr practischen Seiten des eigentlichen Theologen liegen, um auch noch statt dessen auf demjenigen Felde sich heimisch zu machen, auf welchem er nachmals ein sein bestes Wirken förderndes Mittel vertrauten und gedeihlichen Verkehrs mit der Jugend finden wird.

Es ist der letzte Theil unserer Darstellung übrig, der wichtigste und bedeutendste, den wir jedoch nach allem Vorausgegangenen kürzer behandeln können. Es ist das *philologisch-pädagogische Seminarium*, in dessen Uebungen und Studien sich die Summa und der ganze reiche Gewinn aller jener wissenschaftlichen Beschäftigungen des künftigen Schulmanns zusammendrängen soll. Hier spricht sich der frische, lebendige Sinn in der eifrigsten Ausbeutung des wissenschaftlichen Ertrages aus den akademischen Vorträgen wie aus der Litteratur, der genussreiche selbstständige Anbau ausgewählter Gebiete des in schöner Gemeinsamkeit gemusterten Feldes, hier ein fröhlicher Austausch des an Ideen und Wissensstoff gewonnenen Schatzes, vor allen Dingen aber auch der kräftige Trieb, das also erbeutete Gut in practischer Anwendung fruchtbar und nützlich zu machen, und der fruchtbarste Wetteifer für diesen ergiebigen Wucher mit dem gewonnenen geistigen Pfunde aus. Drei Dinge geben demselben einen unersetzbaren Vorzug: das ungetrübte, reine, wissen-

---

11) Aehnliche Vorträge sind bereits mehrfach gehalten worden, so von Nitzsch in Bonn (Berlin), Jul. Müller in Halle, Lücke in Göttingen u. A. Es wäre eine weniger formal gehaltene, mehr Stoff bietende Encyclopädie von 5—6 Stunden wöchentlich in 1, höchstens 4—5 Stunden in 2 Semestern. — Einen früheren Vorschlag (Organisation der G. Sch. S. 98.) möchte ich jetzt in Uebereinstimmung mit *Tholuck's Lit. Anz.* 1844. S. 395. so umgestalten.

schaftliche Streben, die schöne Gemeinschaft der Mitglieder unter sich und mit erfahrenen Freunden, die ihre Studien leiten, endlich der rasche und lebendige Umsatz der Ausbeute ihrer Studien in Arbeiten, Mittheilungen und practischen Versuchen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass dieses echt akademische Element für die Universität selbst wie für das spätere Berufsleben von gleich reichhaltigem Gewinn ist. Verzeichnen wir hiernach zuvörderst die verschiedenen Uebungen, die wir für das philologisch-pädagogische Seminar uns als besonders nothwendig und wesentlich denken:

1) *Disputirübungen* in lateinischer Sprache über die verschiedensten Puncte oder lehrreichsten Parthieen der ganzen Alterthumswissenschaft.

2) *Interpretationsübungen griechischer* Classiker, meistens in lateinischer Sprache und mit Rücksicht auf die höhere wissenschaftliche Aufgabe.

3) *Interpretationen lateinischer* Classiker, entweder schwererer in lateinischer Sprache und mit derselben mehr wissenschaftlichen Tendenz, oder leichterer in deutscher Sprache mit besonderer Rücksicht auf specielle Aufgaben, Methoden, Unterrichtsstufen u. dgl. m., also mit überwiegend pädagogisch-didaktischen Rücksichten.

4) *Vergleichende Sprachübungen*, an Musterstücken griechischer, lateinischer und deutscher Classiker angestellt und durch Versuche und Beurtheilungen, verbunden mit comparativen sprachlichen Erörterungen, fruchtbar gemacht.

5) Vorträge und Besprechungen über *pädagogisch-didaktische Fragen*, sowohl aus dem allgemeinen Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens, als auch dem besonderen des Gymnasialberufs, und in der mannichfaltigsten Form und Methode.

6) Praktische *Uebungen im Unterrichten* in den hauptsächlichsten Fächern und Lehrgegenständen mit Gymnasial-Schülern verschiedener Altersstufen in Gegenwart eines der Directoren und aller Seminaristen angestellt.

Es versteht sich übrigens von selbst, dass diese Uebungen theilweise modificirt, nach den Umständen erweitert oder beschränkt, einzelne auch mit nahverwandten Aufgaben (z. B. die unter 5. genannten pädagogisch-didaktischen Verhandlungen mit selbstständigen Vorträgen über freigewählte Gegenstände aus dem

ebiete der in den Bereich der Gymnasialthätigkeit fallenden, für lchen Zweck geeigneten Wissenschaften) vertauscht werden nnen. Wenn wir ferner oben mit Recht mehrere Arten der uptsächlichsten Lehrthätigkeit angenommen haben, so werden ch diejenigen, die sich für eine der besonderen Gattungen, e den Religionsunterricht oder das mathematisch-physikalische ch, vorbilden wollen, von der einen oder anderen Uebungsart freit werden können, um sich statt dessen vielleicht der Theilhme an den alt- und neutestamentlichen Interpretationsübungen s exegetischen oder den Aufgaben eines naturwissenschaftlien Seminars oder mathematischen Uebungen zu widmen. Es llte hier überall nur eine Andeutung gegeben werden, wie sich s innere Leben einer solchen den practischen Beruf nährenden l befruchtenden Vorbildungsschule am zwekmässigsten gestalten nte.

Die Leitung aller bezeichneten Uebungen liegt in der Hand eier Directoren, die die Arbeit in angemessenem Wechsel unter ı theilen; dieselben sind aus dem Kreise der Universitätslehrer h Maassgabe ihres hierzu erforderlichen philologischen Lehrufs und ihrer gründlichen, aus eigener Erfahrung stammenden ıntniss des Gymnasialwesens zu wählen. Sehr zweckmässig d indessen auch die Wahl des Directors eines am Orte belichen Gymnasiums, besonders behufs der mehr practischen ungen, erscheinen müssen; und wäre an einem Universitätsorte ie practische Seite aus dem einen oder anderen Grunde vielht überhaupt weniger passend und ausführbar, so würden wir h dagegen nichts zu erinnern finden, wenn wenigstens ein il der ganzen Aufgabe an ein Gymnasium verlegt und die ung einem dafür geeigneten Gymnasialdirector übertragen de, wie solches in Berlin unter Gedike geschah. Die Zahl zu regelmässiger Thätigkeit verpflichteten Mitglieder ist nach tänden und Bedürfniss verschieden, jedenfalls aber immer schenswerth, dass mindestens 4—6 (wie bisher gewöhnlich) h besondere Unterstützungen in den Stand gesetzt werden, mit ungetheiltem Eifer der wichtigen Vorbereitungsaufgabe vidmen. Dass ein vierjähriges Studium für den ganzen Um- der wissenschaftlichen Ausbildung wie für die practischen ungen, die dazu treten, in der Regel unerlässlich nothwendig wird, leuchtet ein; fühlt einer sich ausserdem befähigt, noch

eine der als besondere Fächer verzeichneten Aufgaben (Religion oder Mathematik und Naturwissenschaft, auch neuere Sprachen) zu der allgemeinen hinzuzunehmen, so möge er für die erforderliche weitere Ausdehnung seiner Studienzeit durch besondere Vergünstigungen gefördert werden. Ein eigenes Auditorium im Universitätsgebäude und eine dem Zweck und der ausschliesslichen Benutzung des Seminars dienende Bibliothek sollten billig als äussere Förderungsmittel nicht fehlen. Immer wird freilich der Haupterfolg von dem Geiste abhängen, der das ganze Institut beseelt; von dem Eifer, womit die wissenschaftliche und practische Ausbildung betrieben und dadurch dem köstlichen Berufe, der alle Arbeit und Entbehrung einer fröhlichen Jugendzeit mit dem erquicklichen Gewinne eines wahrhaft genussreichen Lebens in steter geistiger Thätigkeit und in dem innerlichen, wahrhaft verjüngenden Verkehre mit der Jugend reichlich vergilt und belohnt, tüchtige Kräfte zugeführt werden; von der Begeisterung und Hingebung endlich, womit die Lehrer nicht bloss für die Wissenschaft zu entzünden, sondern auch für die rechte Führung und Unterweisung einer den Segen der Zukunft bauenden Generation eine treue und dauernde Liebe einzuflössen und so, was in ihnen selber als ein reines und unvergängliches Gut lebendig ist, voll edler Gluth in die Seelen empfänglicher Jünger niederzulegen verstehen.

XIX.

Der Schulgottesdienst.

Die Schule, als eine sittliche Gemeinschaft wie das Haus nd die Familie, kann der gottesdienstlichen Erbauung nicht entehren. Soll sie wahrhaft ein lebendiges Ganze sein, ruhend uf einer innerlichen Geistesgemeinschaft zwischen den Lehrenden nd Lernenden in ihr, so ist dieses Element unerlässlich. Den- ɔch scheint es in einem weiten Umfange in höheren und nieəren Schulen verkannt und verkommen zu sein; und während an auf der einen Seite das Bedürfniss desselben nicht stark enug empfinden und ausdrücken zu können meint, will man auf er andern noch immer entweder die Augen davor verschliessen ler das Gelüste der eigenen Abneigung dawider geltend mahen. Wie weit eine frische und gesunde Pflege desselben in der olksschule gedeiht, überlasse ich Anderen, darzustellen; in demenigen Kreise, welchen wir hier zu Lande unter dem Namen er Gelehrtenschulen befassen, ist aller Orten nah und fern viel- ıches Verlangen neuerdings rege geworden, aber zur Befrieigung desselben wohl nur Weniges und Vereinzeltes geschehen. urch ein absichtliches Widerstreben oder ein nur halb bewusstes ersäumen dieses Mittelpunctes aller Erziehung ist ein offenares Missverhältniss und ein offenkundiger Mangel an Zutrauen ingerissen, wodurch der rechte Segen der auf diesem Felde u erzielenden Wirksamkeit gefährdet wird. Wenn „freie christche Gymnasien" in Gütersloh, Stuttgart, Stettin, Breslau und n anderen Orten theils schon begründet, theils wenigstens bebsichtigt worden sind: so beweis't das, dass entweder in dem lten Systeme oder in diesem neuen Plane etwas Verfehltes, Unesundes, Faules vorhanden sein muss. Es wäre gar sehr zu ünschen, dass die kirchlichen [1]) nicht minder als die Lehrer-

1) Wie es seitdem bereits auf dem Elberfelder Kirchentage im Septbr. 851 geschehen ist; doch habe ich die eigentlichen Protocoll-Verhandlungen ieser Versammlung bis jetzt (Ende Oct.) leider nicht einsehen können.

versammlungen diesen Gegenstand in reiflichste Erwägung ziehen, dass für diesen Zweck eine gemeinsame Arbeit unternommen und im vereinten Rathen, Sorgen und Beten ein Werk gefördert werde, das für das Gedeihen unsrer Schulen, für das Heil unsrer Jugend und die Zukunft unsres Geschlechts von höchster Wichtigkeit ist.

Die *Sache* selbst darf ich hier als eine unzweifelhafte voraussetzen. Es geht eine ernste Klage durch das ganze Volk, dass sein Zustand an schwerem Schaden leide, an Gebrechen und durchgreifenden Mängeln, die nur durch ebenso umfassende Mittel zu heilen sind. Mögen diese zunächst auf dem politischen, socialen, nationalen Gebiete zu suchen sein; es ist auch für dieses Lebensgebiet kein Heil zu erwarten oder zu finden, als eben in dem Christenthume. Durch dasselbe muss das ganze Volk auf die innerlichste und wahrhafteste Weise wieder zu sich selbst, zu seinem Kern und Rechte kommen; mit der Jugend aber muss das Werk beginnen, wenn es eine nachhaltige Frucht haben soll. In welcher *Art* jedoch und in welchem *Maasse* diese höchste Lebensbefruchtung vollzogen werden soll, darüber können mancherlei und selbst abweichende Gedanken sein. Ich habe die Sache schon vor einer Reihe von Jahren zur Sprache gebracht [2]) und damals den Grundsatz festgehalten, dass durch die desfallsigen Veranstaltungen das kirchliche Bewusstsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Gemeindeleben bei der Jugend nicht gestört werden dürfe. Andere Stimmen, deren Bedeutung ich hoch anschlage, haben dessen ungeachtet auch den eigentlichen und abgesonderten Gottesdienst für die Gymnasialjugend empfohlen, und ich gebe gleich im Vorwege so viel zu, dass man das Eine thun kann, ohne das Andere zu lassen. Schon die Schwierigkeit, die in grösseren Städten, wo mehrere Gemeinden sind, eintritt, die Theilnahme der Jugend am Gottesdienste zu überwachen und zu beleben, kann neben dem eigenthümlichen Bedürfnisse, das die Jugend in dieser Beziehung im Unterschiede von der erwachsenen Gemeinde hat, zu dem Wunsche der Einrichtung eines eigenen Gymnasialgottesdienstes treiben. Eine gewichtige Stimme dieser Art hören wir Dr. *Th. Vömel* (Director des Gymnasiums in Frankfurt a. M.) in seinem Vortrage: *Die christliche Gymnasialbildung* (1843). S. 18 f. erheben: „Nach

2) *Organisation der Gelehrtenschule.*, Lpzg. 1843. S. 74—81.

nem Dafürhalten mögte kein Mittel zur Durchbildung wirksamer, hter, geistiger, natürlicher sein, als wenn das Gymnasium eine ne Gemeinde ausmachte, welche ihren eigenen, den Gymnaten angemessenen Gottesdienst hätte (wie auch Klopsch andeu-, für das christliche Gymnasium berechnet in doctrineller und iturgischer Hinsicht, in sacramentaler und in sacrificieller Anweng. Die angezogene Aeusserung von *Klopsch* (Dir. des Gymn. in gau) findet sich in dessen vortrefflicher Schrift: *Gymnasium und che* (1842), S. 89. „Lieber (als zum Besuche des Gymnasialtesdienstes ermahnen) mögte der Lehrer seine Schüler freilich an er Vigilie zu einer Vesper und an jedem Sonntage zum Gottesnste in eine dem Gymnasium eigene Kirche oder Capelle führen, der man auch andern Männern und Jünglingen, ausser den rern und Schülern der Anstalt, den Zutritt verstatten könnte, it diesen das Bewusstsein ihres Zusammenhangs mit der Gende lebendig würde und bliebe. Dort hätte seine theure Jugend Ruhe und Stille vom Anfang an, die sie zum grossen Schafür ihre leicht zerstreuten Gemüther jetzt bei dem öffentlichen tesdienste in den Kirchen der Gymnasialstädte selten finden ;; dort wäre es möglich, sie alle bald zum Anfange zu vermeln, bei Liturgie und Gesang andächtig zu erhalten u. s. w., t könnten sich seine Kanzelvorträge sowohl nach den kirchen Zeiten als nach dem Sinne und der Fassungskraft der Jugend ten, was doch nach 1 Cor. 3, 2. und Hebr. 5, 12. 13. geehen soll u. s. w." Auch hat sich dieses Bedürfniss in der it sowohl früher als auch in der jüngsten Zeit wieder an vereidenen deutschen Gymnasien geltend gemacht, zumal da, wo ssere oder kleinere Alumnate mit denselben verbunden sind. ilich ist für den rechten Segen eine genaue Verbindung mit Anstalt, die unmittelbare Betheiligung der Lehrer bei den rträgen erforderlich oder wenigstens höchst wünschenswerth. l viele Gymnasien, die ihre 5 bis 600 Schüler haben, also e eigne kleine Gemeinde schon in sich bilden, hätten dazu ch sich selbst Anlass und Aufforderung genug. Wenn aber Umfang der Anstalten durch eigenthümliche Combinationen ı noch darüber hinaus erstreckt oder zugleich und wesentlich iehungsanstalt ist, dann scheint die Sache allerdings für das ammte innere Leben derselben, die Erziehung, die Seelsorge, 'adezu unerlässlich zu sein.

Ich glaube im Ganzen auf diesem Gebiete ein *Dreifaches* unterscheiden zu müssen. Das *Erste* ist das beim Unterrichte zwischen Lehrern und Schülern gemeinschaftliche tägliche *Gebet*. Es gehört dem Lehrer als solchem an; er spricht es als Hausvater im Kreise der Seinigen, oder lässt es eins der Kinder sprechen, oder wechselt in freiem Gebrauche der Zeit, wie der Art und Weise. Natürlich ist dieses indessen ein besonderes Eigenthum des Lehrers (Ordinarius) in *seiner* Classe, wo die andern Mitlehrer nur die brüderlichen Gehülfen in der Arbeit sind; dem Religionslehrer steht dieses selbstverständlich auch ausser seiner Classe um des Gegenstandes willen zu; nur möge, zumal da es hier in engster Beziehung zu dem jedesmaligen Unterrichte selbst steht, kein Zwang in der äussern Form herrschen: das frei bei dem von selbst sich darbietenden Anlasse der Brust des Lehrers entströmende Gebet wird das wirksamste sein. Immer am schönsten würde es freilich dabei sein, wenn jeder Lehrer (Ordinarius) in *seiner* Classe den Religionsunterricht ertheilte. — Tritt das Gebet aber vor einem andern Unterrichtsgegenstande auf, dann wird wohl eine gewisse Regelmässigkeit der festen Form unvermeidlich sein, nur möge dieselbe ja der äussersten Einfachheit sich befleissigen, und wenn auch nur das: Liebster Jesu, wir sind hier u. s. w. aus kindlichem Munde gesprochen wird. In vielen Schulen ist statt dessen die meistentheils aus Sachsen herübergekommene Sitte eines kurzen Gesanges, mit oder ohne Orgelbegleitung, zum Beginn und Schluss des täglichen Unterrichts üblich; wo die äusserliche Einrichtung solches irgend gestattet, wird dann zu diesem Zwecke die ganze Schule vereinigt. Ich bekenne, dass mir der Gesang *allein* nicht Dasjenige darzubieten scheint, was hier Noth thut; gewöhnlich haftet davon mehr der Ton, als das Wort; beides in seiner Vereinigung ist das Rechte. Das *Wort* darf ja überhaupt der protestantischen Erbauung nirgend fehlen. Das recht ruhig und feierlich gesprochene Wort hat eine wunderbare, höhere Macht, die auch in die Seele des Unaufmerksamen und Gleichgültigen etwas hineinfallen lässt, das er vermöge der vorbereitenden göttlichen Gnade nicht wieder los werden kann; der Gesang verhallt für solche oft in ganz unbestimmten Tönen. Auch finde ich nach meiner Erfahrung die Wirkung nach geschlossenem Unterrichte nicht so, wie vor demselben, was freilich den Gesang als solchen nicht trifft. Das

Wichtigste ist mir indessen dies, dass dadurch die Vereinigung der ganzen Schule zu gehäuft, ihr Einfluss mithin leicht wirkungslos, andrerseits aber das Recht des Classenlehrers im Verhältniss zu seinen Schülern getrübt und seine volle väterliche Einwirkung gehemmt wird. Bei grösseren Anstalten, wo die einzelne Classe ein selbstständiges, organisches Glied in dem Organismus der ganzen Schule sein muss, ist dies jedenfalls von wesentlicher Wichtigkeit.

Ich komme auf das *Zweite*, die den Beginn und Schluss jeder Woche weihende *gemeinsame Andacht*. Ich will über diese ausführlicher sein, theils weil sie als ein Werk der ganzen Schule, bei der alle Lehrer und Schüler betheiligt sind, schwieriger und bedeutungsvoller ist, theils weil ich die eigenen Erfahrungen des letztverflossenen Jahres darüber mitzutheilen wünsche, an denen ich die Erinnerung lieblicher Feieraugenblicke habe, die mich die ganze Erquickung einer gesegneten Wirksamkeit schmecken liessen, bis ich plötzlich durch eine rohe Gewalt aus derselben fortgerissen wurde.

Gleich wie die alte Kirche ihre Vor- und Nachfeier (Vigilien und Octaven) zu halten pflegte zu jedem sonntäglichen Gottesdienste, so habe ich auch geglaubt, der mir anvertrauten Jugend ein Gleiches bereiten zu müssen, damit durch die Erweckung zur Andacht, welche die Schule darbieten kann, nicht etwa der kirchliche Sinn geschwächt und der Hunger nach dem Worte oberflächlich gestillt, sondern vielmehr das rechte Verlangen nach der Predigt und dem ganzen Gemeindegottesdienste geweckt werde. Aus diesem Grunde musste auch nach meiner Ansicht der Inhalt des der Jugend zu diesem Zwecke Dargebotenen dem Gange des Kirchenjahrs genau folgen und sich an die jedesmalige sonntägliche Perikope eng anschliessen; wenigstens habe ich dieses als Regel für die Vorfeier oder die Schlussandacht am Sonnabend-Mittag festhalten zu müssen geglaubt. Es sollten dies „Glockentöne zum Ruf in die Kirche“ sein. Dagegen glaubte ich zum Anfange der Woche, zur Einleitung in die bevorstehende Arbeit eher ein allgemeines, an bestimmte Beziehungen nicht gebundenes Wort wählen zu dürfen, nie aber ein anderes, als das unmittelbar auf Schriftgrunde ruhet. Hier bieten sich so viele höchst passende Anknüpfungspuncte dar, dass man in der Wahl eines wirklich lebens- und inhaltsvollen Stoffes niemals verlegen

sein kann. Ein in seinen wesentlichsten Beziehungen ausgelegter Psalm, ein geschichtlicher oder prophetischer Abschnitt des Alten Testaments mit kurzer, betrachtender Erklärung, ein neutestamentliches Gleichniss, oder eine sonstige hervorragende und durch übersichtliche Erläuterung oder fruchtbare Anwendung der Jugend nahe zu bringende Stelle wird den gewöhnlichen Stoff darbieten, wobei diejenigen kirchlichen Perikopen besonders nicht zu übersehen sein werden, die in die Ferienzeit der Schule fallen und doch gerade den reichen Festzeiten des Kirchenjahrs zum grösseren Theil angehören. Zugleich bietet sich in diesem Theile der Wochenandachten die erwünschte Gelegenheit dar, um die geschichtliche Grundlage der ausserhalb der Schulzeit liegenden hohen christlichen Feste im Zusammenhange nach und nach der Jugend immer wieder vorzuführen und dadurch ihre Herzen für eine würdige Feier der bevorstehenden Feste vorzubereiten. Ich habe so die Adventszeit für die Geschichte der Geburt des Heilands, die Fastenzeit für die seines Leidens, Sterbens und Auferstehens, die letzten Wochen vor Pfingsten zur Geschichte der Ausgiessung des heiligen Geistes und der Pflanzung der christlichen Kirche auf Erden benutzt, und zwar in der einfachsten geschichtlichen Darlegung. Endlich hat die Kirche ja ihre Gedächtnisstage, die für den Sinn und das Interesse der Jugend zu beleben von hoher Wichtigkeit sind; auch für die Kirche selber ist ja eine solche Wiederbelebung neuerdings angeregt worden — ich will nur auf den evangelischen Kalender von Piper in Berlin verweisen — und die Jugend hat doch gerade ein doppeltes Interesse daran, sich an das Persönliche und Geschichtliche anzuschliessen. Trifft ein solcher Gedächtnisstag gerade auf einen Sonnabend und es lässt sich die Feier desselben mit der kirchlichen Perikope des nächstfolgenden Sonntags in eine angemessene Verbindung setzen, so kann ja immerhin auch einmal eine Vertauschung der Sonnabends- und Montagsandacht stattfinden, oder mit anderen Worten, die Betrachtung der Perikope vom Sonnabend auf den Montag verlegt werden. Ueberhaupt darf hier natürlich keine starre und zwingende Form herrschen, sondern es muss die möglichste Freiheit auch auf diesem Gebiete bewahrt werden.

Was diese Form im Weiteren betrifft, so sehe ich das Ganze durchaus als etwas *Liturgisches* an. Der Vorstand der Schule — denn dass der hier in seinem Rechte ist, analog dem Verhältnisse des Classenlehrers zu seiner Classe, bedarf gewiss einer

näheren Nachweisung nicht — tritt hier als Hausvater im Kreise seiner Schuljugend auf, und die Collegen sammeln sich zu der Andacht mit als seine brüderlichen Helfer und Genossen; er *spricht* nicht das Gebet frei aus dem Kopfe und Herzen, so schön das zu rechter Zeit auch immerhin sein mag, sondern dasselbe wird von ihm als ein objectiv gegebenes, in gewisser Regelmässigkeit mit dem Gange eines jeden Kirchenjahrs wiederkehrendes *gelesen:* er ist hier ein Diener der geistlichen Gaben und Güter, die ihm für diesen seinen Beruf unmittelbar aus dem göttlichen Worte gegeben sind. Dies bestimmt denn auch die Fassung des zu Gebenden noch näher. Es ist nicht im strengsten Sinne ein Gebet, sondern vielmehr eine Betrachtung, Ansprache, ein kurz ausgelegtes Schriftstück, niemals wenigstens ohne ein zu Grunde liegendes bestimmtes Schriftwort. Innerhalb desselben kann wiederum das Gebet in dieser seiner Form seine Stätte haben, sei es zu Anfang oder mitten darin, oder auch am Ende; nur möge, wie das Ganze, so auch dieser Theil ja das gebührende Maass der behutsamsten Kürze sorgfältig inne halten. Wie dabei die eigene Weisheit vor der göttlichen ganz und gar zurücktreten soll, so habe ich meinestheils bei der Abfassung dieser Andachten das lebhafte Verlangen gehabt, da, wo ich nicht mit Schriftwort reden konnte, doch wo möglich mit dem Worte eines bewährten Kirchenlehrers lieber zu reden, als mit meinem eigenen. Dass das nicht immer gelungen ist oder gelingen kann, ergiebt sich von selber. Manche unsrer trefflichsten Kirchenlehrer eignen sich für diesen Zweck gerade weniger. Am häufigsten habe ich *Luther*, *Spener*, *Scriver*, *H. Müller*, *Harms*, *Hofacker*, *Tholuck*, *Arndt*, *Kliefoth* und einige Andere benutzen können; ein fortgesetztes emsiges Blumenlesen auf diesem Felde ist mir eine gar liebe Arbeit gewesen und wird es auch ferner sein. Ich habe die Absicht, diese meine Sammlung, nicht als wenn sie irgendwie maassgebend sein könnte, sondern wesentlich, um gelungeneren Versuchen die Bahn zu bereiten, bald der Oeffentlickeit zu übergeben. Dann wird die Art und Weise, in der ich die Sache auszuführen bemüht gewesen bin, besser ins Licht treten, als wenn ich hier einige Proben schon mittheilen wollte, die doch nur als erläuternde Beispiele dienen könnten und mir selbst weder in dem Tone noch in dem Maasse des Gegebenen überall und völlig genügen. Letzteres erkläre ich mir selbst sehr

leicht, weil ich weiss, wie schwer eine gedankenreiche Kürze ist; ich kann aber auch aus diesem Grunde die Forderung der Kürze nur relativ gelten lassen, weil ich nicht glaube, dass an und für sich ein bestimmtes Maass vorzuschreiben sei. Dies hängt zugleich mit einer anderweitigen Rücksicht in Bezug auf das Ganze zusammen, die namentlich für die Fasslichkeit des Tons entscheidend ist. Während ich nemlich einstweilen noch eine grössere Wirksamkeit des *Gebets* im Classenunterrichte bei dem *jüngeren* Alter erwarte, ist das *erwachsenere* Alter ein besonderes *Augenmerk* für mich bei diesen *Wochenandachten* gewesen. Ich fürchte nicht, dass die Kleineren dabei leer ausgehn; das immerwiederkehrende Geschichtliche ist schon um seines rein biblischen Grundes und seines nahen Zusammenhanges willen mit dem dasselbe erklärenden Religionsunterrichte ein an sich Erweckendes und Förderndes, Anderes hat der Unterricht, wenn er auf den Inhalt dieser Andacht Rücksicht nehmen will, zum Verständnisse derselben zu bringen Gelegenheit. Aus demselben Grunde sind auch nahe liegende Beziehungen zum classischen Alterthum, die gerade für diesen Theil der Jugend etwas Weckendes und Anregendes haben, häufiger benutzt worden. Mit jedem wiederkehrenden Jahre wächst dem jüngeren Zögling das Verständniss des Gehörten und er lebt sich immer mehr und mehr auch in die kleinen Andeutungen desselben hinein. Das Geistreiche im eigentlichen Sinne soll zwar fern bleiben von diesen Andachten, wohl aber ist es von Werth, dass der Schüler in dem thatsächlichen Inhalt des Christenthums auch die tiefe, gedankenvolle Wahrheit erkennen lerne, die die höchsten Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu befriedigen vermag. Auf die besonderen Verhältnisse von Schule und Unterricht kann natürlich nicht immer, muss jedoch bisweilen recht geflissentlich eingegangen werden. Nach allen solchen Rücksichten wird das vielleicht an manchen Stellen eigenthümlich Scheinende der Fassung zu beurtheilen sein.

Die äussere Form der Andachten war diese. Sommers liess ich am Montag eine Viertelstunde vor 8 Uhr zum ersten, und um 8 Uhr zum zweiten Male mit der Schulglocke läuten; Winters eine Viertelstunde später. Beim zweiten Läuten waren Lehrer und Schüler, letztere nach Classen geordnet auf den ihnen angewiesenen Sitzen, in dem freundlichen mit Sitzbänken versehenen Hörsaale versammelt. Zur Begleitung unserer kleinen, von einem

der

der Collegen gespielten Orgel wurden unter Leitung eines andern Collegen 2—3 Verse eines dem nachfolgenden Inhalte entsprechenden Liedes aus dem (Schleswig-Holsteinischen) Gesangbuche gesungen, dann bestieg ich das Katheder und las die Andacht. Hierauf begab sich jeder Lehrer mit seiner Classe in den Unterricht. Am Sonnabend ward 5 Minuten vor 12 Uhr geläutet, die Classen sammelten und ordneten sich im Hörsaal, die Andacht ward gelesen und einige Verse, von der Orgel begleitet, machten den Schluss (in der letzten Zeit ist auch vor der Lesung ein Vers gesungen worden). Die ganze kleine Feier pflegte 15 bis 20 Minuten höchstens zu dauern; die dadurch, namentlich im Winter, etwas ungleiche Vertheilung der bis 10 Uhr ohne Unterbrechung fortgehenden Unterrichtszeit wurde durch gemeinsame Verabredung der Lehrer zweckmässiger abgetheilt.

Neben diesem stehenden und, ich möchte sagen, typischen oder zum wenigsten recht objectiven Elemente habe ich mir freilich auch mein subjectives Recht als Hausvater im Kreise meiner kleinen Schaar nicht nehmen lassen. Ich verstehe darunter das freie Wort und den unmittelbaren Erguss des Herzens. Dafür habe ich mir die Anfänge und Schlussacte der verschiedenen Abschnitte des jährigen Unterrichtscursus vorbehalten, also den Beginn der Schule nach Neujahr, ihren Schluss vor dem Osterfeste, so wie ihren Wiederanfang nach demselben, den Schluss des Unterrichts vor, und den Wiederanfang desselben nach den Sommerferien, das Ende des Sommer- und den Anfang des Winterhalbjahrs, endlich die Schlussfeier vor Weihnachten. Diese achtfache Gelegenheit benutzte ich jedoch selbst nicht immer; namentlich hat bei der letzterwähnten, mit einem Rede- und Declamationsactus der Schüler (der sich mehrmals im Jahre wiederholt) verbundenen Vorfeier des Weihnachtsfestes und bei anderen Gelegenheiten derselben Art auf meine Bitte einer meiner Collegen das Wort genommen, und ich freue mich dafür auf ein Zeugniss dieser Seite unserer vereinten Wirksamkeit hinweisen zu können, zu dessen Sinn und Geist ich mich mit freudigem Herzen bekenne [3]). Was bei diesen, auch den Eltern und Freunden der Jugend gern geöffneten Schulactus vom Lehrer gesprochen ward,

3) *Von der Bildung.* Eine Schulrede von W. Gidionsen. Flensburg 1850.

war mehr eine eigentliche Rede; was ich bei den sonstigen, oben bezeichneten Gelegenheiten redete, war mehr eine freie Ansprache, wie deren eine, die letzte, mit der im strengsten Sinne meine dortige Wirksamkeit schloss, später aus dem Gedächtnisse möglichst treu aufgezeichnet worden ist und weiter unten mitgetheilt werden wird. Bisweilen war die Bekanntmachung der von der Lehrerconferenz beschlossenen Schülerversetzungen damit verbunden; dies, wie die Zustände und Begebenheiten der *Zeit*, vor denen die Schule Auge und Ohr nicht verschliessen darf, da sie vor falschem Verständnisse und irriger Anwendung der auch bis zu ihr hineinwirkenden Erscheinungen zu warnen und zu wahren hat, haben auf den Inhalt des Vortrags eingewirkt, aber wenn auch bei diesem nicht immer ein bestimmtes Schriftwort zu Grunde gelegt wird, so sind die besprochenen Gegenstände doch alle ohne Ausnahme unter das Licht des Evangeliums nach Kräften gestellt worden. Einige Male haben indessen so geeignete Bibelabschnitte, wie Matth. 18, 1 ff., oder Weish. Salom. 6, 13 ff. und andere, das lebendige Wort so recht mit ihrer inneren Kraft und Fülle getragen.

Es wären damit die beiden ersten Kreise erfüllt, die ich im Leben der Schule beschreiben zu dürfen geglaubt habe; sie liegen in einander, der zweite ist weiter, und fasst den ersten, engeren in sich. Der Classe wie der Schule ist damit ihr eigenthümliches Recht widerfahren; das Gebet und die Andacht haben ihr Genüge. Es gibt noch einen dritten, höheren, die beiden andern umfassenden Kreis. Noch fehlt nemlich zum vollendeten Ganzen Eins, und wahrlich nicht das Schlechteste oder Unbedeutendste, die Jugend als solche in ihrer Gemeinschaft mit der ganzen Jugend, die einer Schule mit der der übrigen, der weiteste, in die Gemeinde hinausgreifende, aber dieses unbeschreiblich wichtige grüne Saatfeld aller Hoffnungen bürgerlichen und kirchlichen Lebens umfassende Kreis. Ich vermisse noch den eigentlichen *Gottesdienst* dieser unmündigen Gemeinde, die *Predigt* für ihren besonderen Beruf und Charakter, die mit der der Erwachsenen und Mündigen, eben um der Verschiedenartigkeit der Bedürfnisse willen, nicht ganz zusammenfallen darf. Hier ist der Punct, wo eine Collision eintreten könnte, die gewiss vermieden werden muss. Die Kinderpredigt darf unsern herkömmlichen Gemeinde-Gottesdienst auf keine Weise stören, aber andererseits

müssen wir wohl Alle bekennen, dass letzterer einen Charakter trägt, der die Bedürfnisse der Jugend, namentlich des kindlichen Alters, zu befriedigen nicht im Stande ist. So lange also derselbe in unserer lutherischen Kirche diesen Typus beibehält, so lange wenigstens möge als Vorbereitung zu demselben der *Kindergottesdienst* bestehen. Insofern lasse ich von früher gemachten Aeusserungen (besonders von dem in Bezug auf Vömels oben genannte Schrift in der *Hall. Lit.-Zeit.* 1845. Nr. 163. Gesagten) etwas in seiner ganzen Strenge nach; die Erfahrung scheint auch die Nothwendigkeit der Sache dargethan zu haben. Mehrfach wird von solchen Kindergottesdiensten und ihrem segensreichen Einfluss in neuester Zeit berichtet, namentlich in volkreichen Städten, wie in Berlin, wo sonntäglich deren 10, oft von mehr als 300 Kindern besuchte (allerdings aber auch wohl von einer etwas anderen Tendenz geleitete), angekündigt werden [4]). Man könnte dabei nach einer Grenzlinie zwischen beiden zu fragen veranlasst sein. Ich denke jedoch, dass diese Scheidung eine sich von selbst ergebende ist, da die innerhalb der Schulzeit, der Gymnasien wenigstens, liegende Confirmation die Mündigen und Unmündigen in der Gemeinde von selber scheidet. Nach dieser gestatte man die Freiheit, an dem einen oder dem andern Gottesdienste Theil zu nehmen; bis dahin sei für die Kinder der Besuch der ihnen gehörenden Predigt die feste Ordnung, ohne dass sie darum natürlich vom Gemeindegottesdienste irgendwie ausgeschlossen wären. Ebenso wenig sind aber auch vom Kindergottesdienste die Eltern und andere Erwachsene ausgeschlossen. Der Ton dieser Predigten sei einfach, klar, fasslich; ihre Haltung wesentlich erzählend, geschichtlich; ihr Inhalt die Entwickelung des Gottesreichs im alten und neuen Bunde nach seinen thatsächlichen grossen Erscheinungen; ihre Länge von beschränktem Maasse, ihre Wiederholung vielleicht nicht öfter als alle vierzehn Tage. Da sie für die Jugend überhaupt bestimmt sein soll, so wird sie passender in einem kirchlichen als in einem Schullocale gehalten werden [5]).

---

4) *Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause*, 1850. Nr. 11. S. 184.

5) Die kleine von mir im Anfang des Jahres 1850 (in Commission des Rauhen Hauses) herausgegebene *Weihnachtsfeier* beschreibt nur einen annäherungsweisen Versuch dieser Art, und soll daher hier keineswegs als Probe bezeichnet werden.

Ob die Predigt von einem Geistlichen oder Schulmanne gehalten wird, erscheint an sich mehr als Nebensache; schön und würdig ist es jedoch, wenn die Schule auch hierdurch sich thatkräftig an der Arbeit der Kirche betheiligt. Indem sich bei diesem Anlasse Lehrer und Schüler der verschiedensten Schul-Kategorien zusammen finden, wird um diese ein Band der innerlichsten und festesten Art geschlungen, der Unterschied der Stände schwindet vor den Augen der Jugend, sie sind sich alle gleich vor dem Herrn (gleich wie jene Vereinigung der Classen Einer Schule bei den Wochenandachten dem sogenannten Classengeiste wirksam entgegen zu arbeiten mit helfen kann), die Schule aber und die Kirche werden auch hierdurch in ihrer innerlichen Zusammengehörigkeit und in der Gleichheit ihrer Zwecke und Arbeiten sich freundlich immer wieder beisammen finden.

Das ist das Bild von dieser Seite der Erziehungsthätigkeit einer Schule, welches mir theils als ein Ziel meines Strebens vorschwebt, theils, in beschränktem Maasse verwirklicht, meiner Erfahrung vorliegt. Ich habe, weil das in meinen Augen ein wesentliches Bedürfniss ist, die möglichste Einfachheit für jede der bezeichneten Anordnungen festzuhalten gesucht. Ich vermisse diese in anderen Vorschlägen und Anordnungen, namentlich in den sonst von der achtbarsten Tendenz geleiteten, des Directors *Scheibert* in Stettin, in seinem Buche: „*Das Wesen und die Stellung der höheren Bürgerschule.*“ Derselbe lässt seine „Schulkirche“ ihre regelmässige Thätigkeit in den Wochenandachten haben, deren er eine oder zwei annimmt, ausser den Schlussandachten an jedem Sonnabend, am Censurtage, zum Schlusse des Quartals und des Semesters gehalten. Die Wochenandachten dauern etwa 10 bis höchstens 15 Minuten, die Schlussfeiern etwa höchstens eine halbe Stunde. Die Kirchenfeste der Schule sind Schulacte zur Entlassung der Abiturienten, Stiftungstage der Schule u. s. w. An den Hausandachten darf Niemand, als die Mitglieder der Schule, an der Schlussandacht können Geistliche, doch nur in Amtstracht, Theil nehmen, zu den Festen aber haben alle Eltern Zutritt. In den Wochenandachten werden ein oder zwei Verse aus dem Schulgesangbuche gesungen — — wobei keine Orgel- oder sonstige Begleitung von Instrumenten, auch kein mehrstimmiger, sondern nur ein reiner einstimmiger Gesang zugelassen wird; ein Lehrer hält eine kleine Ansprache, ein Gebet, lies't eine Bibelstelle oder einen

Psalm oder sonst ein Gebet zur Erhebung des Herzens vor. Die Schlussandachten am Sonnabend erweitern sich dahin, dass nach Absingung einiger Verse zunächst von einem Primaner das Evangelium des vorigen Sonntags wiederholt, dann das Evangelium des vorstehenden Sonntags verlesen, und darauf eine auf das Evangelium oder auf die folgende kleine Ansprache bezügliche Cantate, Motette, oder ein Choral, oder ein Psalm u. s. w., von dem Sängerchor als liturgisches Element hinzugefügt wird. Es folgt dann eine Exegese des eben gelesenen Sonntags-Evangeliums, und eine Anwendung auf das Leben und Treiben in der Schule und den sittlichen und religiösen Zustand der Schüler, aber mit vorwaltender ascetischer Tendenz. Ein Liedervers wird gesungen und ein kurzes Gebet schliesst."

Was mir in dieser, noch weiter ins Einzelne gehenden, Beschreibung richtig erscheint, was dagegen zu complicirt, lässt sich aus dem zuvor Gesagten schon erkennen. Der Verfasser geht freilich noch weiter; er will, dass die Schule von der Kirche Auftrag und das Vertrauen erhalte, den Religionsunterricht ihrer Schüler, mit Ausschliessung des rein Sacramentalen, ganz und gar zu übernehmen. Die Schule soll an einem Wochentage („Schulsonntage"), „an welchem die Schüler eingesegnet werden", ihre Zöglinge selber in die Christengemeinschaft einführen. „Die Predigt halte ein Lehrer der Anstalt, die liturgischen Chöre singen die Schüler der Anstalt, der Geistliche segnet ein und reicht das Abendmahl." Es hängt dies mit Fragen zusammen, die ausser dem Bereich des gegenwärtigen Aufsatzes liegen.

In einer etwas modificirten Weise beschreibt Prof. *Stoy* in Jena in s. „*Pädag. Anlagen in Jena*" (1851.) S. 13. den in seiner Lehr- und Erziehungsanstalt, neben dem sonntäglichen für den engeren Kreis seiner Zöglinge, gehaltenen regelmässigen Schulgottesdienst, „am Anfange jeder Woche, am Schluss und Beginn eines jeden grösseren Zeitabschnitts, in der Nähe jedes christlichen Festes von uns allen abgehalten wird in einfacher Form, in natürlicher Kürze. Die Schulgemeinde singt in mehrstimmigem alt rhythmischen Choral ein Danklied an „Den, der die Wache hielt an unsrer Thür", oder bittet um den Geist des Herrn „Schaue! Baue!" Der Director mahnt in kurzer Ansprache zum Verständniss des Tages, wie es der Augenblick oder die Schul-Erlebnisse der jüngst verflossenen Zeit dem Herzen eingeben,

Einer der Schüler betet das Gebet des Herrn im Namen Aller, die Gemeinde singt antwortend ihr Amen.“ — Weiter hat *W. Langbein* in Stettin (in *Mager's pädag. Revue*, 1849. April.) eine Probe von ihm gehaltener Schulandachten gegeben, die mehr den Charakter dessen an sich tragen, was ich für die Zusammenkünfte bei den grösseren Abschnitten im Schulleben gewünscht und mir vorgezeichnet habe. Es bedarf indessen kaum der ausdrücklichen Erwähnung, wie sehr auf diesem Gebiete auch die persönliche Individualität ihr Recht hat.

Soll aber ein Werk, wie das hier besprochene, gedeihen und zu allgemeiner und dadurch erst recht segensreicher Verbreitung kommen, so müssen viele Kräfte dafür thätig sein. Dem täglichen *Gebete* in der Schule und ihrer einzelnen Classe wünsche ich eine bestimmte Form und feste Grundlage bereitet zu sehen; nur dann wird es auf jeder Stufe und bei jeder Wiederholung unter dem Beistande des Herrn seines Erfolgs gewiss sein. Es schliesse sich dasselbe daher an eine Bibellesung an, die jedoch die geeigneten Abschnitte in der zweckmässigsten Folgenreihe mit kurzer Anwendung in Gebets- und Betrachtungsform ausgewählt haben müsste. Ein Bibelkalender, wie ihn unter andern *Bunsen* in seinem Gesang- und Gebetbuche verzeichnet hat, würde hier eine nutzbare Grundlage bilden; die Bearbeitung aber würde, in grösster Einfachheit, Klarheit und Kürze gehalten, am besten etwa das Werk einiger zu dem Zwecke sich vereinbarender Freunde sein. Für die *Wochenandachten* bedarf es einer oder mehrerer entsprechender Sammlungen, so etwa, dass wenigstens für jede Vigilie 2—3 verschiedene Arbeiten vorlägen; in den übrigen wird schon die Mannichfaltigkeit und der Wechsel, der überall nicht so gross sein darf, dass er den Grundcharakter verwischt, leichter sich ergeben. Die Kirche würde der Schule einen ausserordentlichen Dienst erweisen, wenn sie zu diesem, ich denke, beiden so recht gemeinsamen Werke die Hand mit anlegte.

XX.

Schulreden.

1) Ueber Aufgabe und Leistung der Gelehrtenschule in unserer Zeit. [1])

Es liegt mir ob, die heutige Feierlichkeit zu eröffnen und *einzuleiten*; die Versuche unserer jungen Redner bedürfen der Ansprache an die gütige Nachsicht einer verehrten Versammlung. Das Streben des jugendlichen Geistes, wie überall der Aufmunterung durch eine schonende Beurtheilung werth, hat bei geringerer Entwickelung Hindernisse zu überwinden, die wenigstens eine erhöhete Anerkennung des emporstrebenden Willens erwecken dürfen. Die Schule aber nutzt die ihr so selten gebotene Gelegenheit sich auszusprechen vor Solchen, denen das Wesen der Menschenbildung werth ist, über das, was dem Herzen nahe liegt; sie nutzt es in Zeiten, wo im raschen Laufe Eines Jahres sie der Schicksale so viele erlebt hat, und ihr Redner diess Mal an einer nur allzubald wieder verwaiseten Stätte steht, wo einem kräftigen Arme das eben erst ergriffene Steuer plötzlich wieder entsunken ist. Ich will, da die kleinere Zahl der diess Mal auftretenden jungen Redner solches gestattet, die Augenblicke nützen, in denen die Schule dem Leben und der Welt gegenüber tritt, mich auszusprechen über ihr Verhältniss zu der Gegenwart und ihre Stellung in der Zeit, ihre *Aufgabe und Leistung in unseren Tagen*. In dem raschen Stundenlaufe der wechselnden Tage und unter dem Drange der mannichfaltigsten Arbeiten und zerstreuendsten Beschäftigungen erhascht die Seele oft die rechten Augenblicke nicht, in denen sie mit sich allein ist; in denen sie sich von allem Aeusseren und Irdischen abwendend mit ernster

---

1) Gehalten zur Eröffnung des Redeacts in der Schleswiger Domschule, Ostern 1836. Die Schule hatte 5 Monate zuvor nach halbjähriger Wirksamkeit ihren vortrefflichen Rector *Wilh. Olshausen*, früher 15 Jahre lang Conrector an der Anstalt, durch den Tod verloren.

Ruhe in ihr Inneres zieht, in denen sie die Aufgabe des Lebens im ganzen Umfange eines kräftigen Bildes sich vergegenwärtigt, in denen sie prüfend die gemachten Erfahrungen sammelt und zu fruchtbarer Ernte reifen lässt. Solche Feierstunden der Seele scheinen aber vor allen Dingen dem jungen Geschlechte Noth zu sein, für dessen Bildung wir arbeiten; fehlt doch so oft bei diesem die rechte Erkenntniss seiner Pflichten und des ihm auf dem kurzen Gange durch die Schule gesteckten Zieles, geht doch eben damit, über dieser Nichtachtung auf die ernsten Mahnungen der Zeit und des Lebens, oft die schönste Blüthezeit menschlichen Daseins verloren; und so sieht man sich denn auf den Trümmern verschwendeten Lebensglücks und vereitelter Hoffnungen, dort, wo die Vorbereitung für das ernste Spiel des Lebens vollbracht ist, wo es nun gilt, mit allen Waffen des Geistes ausgerüstet, fest dazustehen in allen Stürmen des Lebens, und das schwache Fahrzeug über alle Wellen und Strudel, zwischen allen Felsen und Klippen sicher und unverletzt hindurchzuführen in den Hafen, den wir Alle suchen.

Ich beschränke meine Absicht, V. V., natürlich auf die zunächstliegenden Zwecke der Gelehrtenschule; ich möchte einmal kurz die ganze Aufgabe uns vor Augen stellen, die am Streben der Gelehrtenschule in unserer Zeit gesteckt ist. Es herrscht in dieser Beziehung eine so ungeheure Verblendung, eine so wahrhaft bedauernswerthe Verkehrung der Bestrebungen bei so vielen, dass es immer die rechte Zeit scheint, diese über ihre wichtigste Angelegenheit aufzuklären und sie so vor einer langen Reue nach einem jedenfalls doch nur kurzen Wahne zu bewahren. Ich spreche hier nicht von denen, die ohne Ernst und Eifer, ohne Nachdenken und Willenskraft den gewohnten Weg des Schullebens mit fortgehen und schon damit ihrer Pflicht Genüge geleistet zu haben glauben, wenn sie mit auf den Schulbänken sitzen, ob sie auch nicht die Arbeiten der Schule, wenigstens durch eigene Anstrengung, vollbringen; von solchen verlorenen Wesen, ob sie auch wohl vorkommen mögen im Leben der Schule, sieht dieselbe doch so gern hinweg; sind es ja doch in Wahrheit keine Kinder, viel weniger die echten Jünger der Schule. Ich spreche hier aber auch nicht von dem Geschrei des Tages und den lärmenden Forderungen der Menge nach dem eigenthümlichen Principe der Gegenwart: ich fürchte es nach meiner innersten Ueber-

zeugung nicht, dass das *Princip der Nützlichkeit*, der Grundsatz der unmittelbaren Anwendung auf das practische Leben und seine äusseren Bedürfnisse, dass dieses selbstsüchtige Streben, *dieses Jagen nach irdischem Gewinne* oder den Vortheilen eines gemächlichen Lebens, *in wie tausendfacher Gestalt es sich auch unserem Auge in der Gegenwart darbietet*, jemals die ernsten, heiligen Hallen der Wissenschaft, noch diese eben so wenig zu entweihenden Vorhallen echter Menschenbildung durchdringen, und der Ruf der Seele nach höherem Leben durch das Geschrei des niederen Lebens werde übertönt und erstickt werden. Ich weiss es, die Zeit ist vorüber, wo ein übrigens um Deutschlands Jugendbildung hochverdienter Mann in allem wohl gemeinten, aber übel berechneten Eifer den Ausspruch vor einem theilweise nur allzugläubigen Publicum that: Der Erfinder des Spinnrades sei unendlich viel mehr werth als der Dichter der Iliade; — lange Jahrzehende haben, nach jener ersten Gährung der entgegengesetztesten Ansichten über Jugendbildung, mit manchen fruchtreichen, aber auch mit schmerzhaften Erfahrungen die Entartung der pädagogischen Grundprincipe an sich abbüssen müssen, und so darf das nachlebende Geschlecht auf die gemachte Ernte zurückblicken und sich vor ähnlichen Missgriffen bewahren, die bei der Unersetzlichkeit verlorener Minuten für das Wohl der Menschenerziehung doppelt schmerzlich sind. Darum hat sich geschieden in unserem Zeitalter die Schule der gelehrten Bildung von der Schule für das bürgerliche Leben; darum scheiden sich täglich mehr die äusseren und die inneren, die materiellen und die geistigen Interessen. Die *Gelehrtenschule* erfasst die Erzeugung eines inneren, geistigen Lebens durch die Wechselwirkung aller Kräfte der menschlichen Seele; die Gelehrtenschule sucht die Reproduction des höheren Lebens, die Vorbereitung zum Leben in Wissenschaft und Knnst, im geistigen Wirken und Wollen ihrer Zöglinge. Sie arbeitet nicht für die unmittelbare Wirksamkeit im practischen Leben, für Anwendung und Ausübung einer besonderen Fertigkeit; sie erkennt darin — recht verstanden — sogar noch einen Vorzug vor der Universität, dass sie auf die nachherige Beschäftigung mit einem bestimmten wissenschaftlichen Fache keine weitere Rücksicht nimmt, sie dringt nur auf die höhere Seelennatur des Menschen, weckt, nährt, belebt, stärkt und zeitigt ihre Kräfte, und unterhält ein so reges Spiel derselben,

dass eben damit der göttliche Funke im Menschen entzündet und unterhalten, das Reich der geistigen Kraft und Wahrheit mit einem alles weltliche Glück weit überstrahlenden Frieden in das Innere unseres Wesens hinabgezogen, der Sturm der Leidenschaft beschwichtigt, das Herz geprüft und unser Wille geläutert, der ganze Mensch als Bürger des Himmels erzogen wird. Wohl dem Jünglinge, in dessen Seele bei der Ahnung einer nahe liegenden Wahrheit, bei dem Funde eines neuen Gedankens, bei dem plötzlichen Einblicke in eine tiefere Erkenntniss das Gefühl einer unendlichen Freude erwachte, dem das Herz gross ward, als sich zum ersten Male seinem staunenden Auge neue Gebiete des Wissens eröffneten, dem ein heiliges Entzücken sein Inneres durchbebte, als ihm der unendliche Zusammenhang der Dinge wie das innere Band der Wissenschaften begreiflich ward! Wohl dem Jünglinge, der mit immer regem Eifer und mit lebendigem Fleisse sich der Aneignung aller Zweige des Wissens und Könnens widmete, welche die Gelehrtenschule in ihren verschiedenen Studien ihm darbot und keinen unbenutzt liegen liess; der, ob auch gleich seine natürliche Anlage ihn mehr für das eine als für das Fach fähig und empfänglich machte, doch eben die Hemmnisse der Natur mit um so grösserer Willenskraft bekämpfte und darin des Geistes Obmacht über die Natur offenbarte! Aber wehe dem Jünglinge, der leichten Sinnes oder nach herkömmlichen Vorurtheilen seine eigene Wahl trifft zwischen den Gegenständen, denen er seine Sorgfalt zuwenden will; der Einiges nicht mag, Anderes nicht zu können glaubt, oder wohl gar in verblendetem Dünkel verächtlich auf solche Beschäftigung hinblickend es nicht geistreich oder interessant genug findet, und so auf dem hohen Pferde der selbstgefälligen Einbildung die Rennbahn geistiger Gymnastik durchjagt, ohne auch nur auf das Steinchen im Wege zu achten, das seinen stolzen Ritt aus dem Geleise bringt! Wehe dem, der von der Meinung nicht ablassen kann, es sei das meiste Material des Gelehrtenschul-Unterrichts ein nun einmal nicht zu entbehrender — oder wohl gar zur Ausfüllung des leeren Raumes mitgenommener? — Ballast, ohne den das Schiff der Schule nicht segeln könne; an Ruder und Segel nicht denkend, achten sie dann Griechisch und Latein für das Steuer und das Exercitium für den Compass. Das ist die Verblendung, von der ich sagte, von der unsere Zeit wahrlich nicht frei ist, die sich nicht bloss

der matten und gleichgültigen, nein, selbst der kräftigen und strebenden Schüler bemächtigt hat; das ist der Wahn, der so gefährlich an dem innern Leben der Schule nagt, und ihr weit tiefere Wunden geschlagen hat, als viele andere, für schädlich gehaltene, äussere Erscheinungen. Da gibt es denn solche, die wohl einen Satz lateinisch, aber nicht deutsch auszudrücken wissen, und sich wohl gar des unnatürlichen Vorzugs rühmen, besser lateinisch als deutsch schreiben und sprechen zu können; sie kennen unzählige Regeln der Grammatik, aber das lebendige Bild der Sprache fehlt ihnen, sie achten und lesen die alte Litteratur, aber die neue ist ihnen fremd oder zwingt ihnen nur ein mitleidiges Lächeln ab. — Es ist keine Carricatur, was ich spreche, V. V.; nur im Bilde reiht sich eng zusammen, was im Leben weiter auseinander liegt, und man vergebe es, wenn dem warmen Herzen mitunter sich in zwingender Bedeutung das difficile est satiram non scribere aufdrängen will. Nicht ohne Bitterkeit kann und darf man es sagen, wenn so das Schönste und Edelste gemissbraucht wird.

Mein Studium und meine Lebensrichtung sichern mich hoffentlich, im Falle meine Worte missverstanden würden, vor dem Verdachte einer früher mehr als jetzt gewöhnlichen Verkleinerung der antiken Sprachstudien; meine innigste Ueberzeugung wendet sich ihnen als dem kräftigsten Bildungsmittel der Jugend zu. Das Missverständniss der Zeit liegt auch nicht in dem Mittel so sehr als in dem Zwecke. Denn wer möchte es leugnen, dass jene Hoheit griechischen Geistes, die seit zwei Jahrtausenden nach einstimmigem Urtheile nicht wieder erreicht oder übertroffen worden ist, als das vollendetste Muster unseres beharrlichsten Strebens gelten könne; wer möchte es verkennen, dass jenes grossartige sapere ac fari, das wir durch den Umgang mit den Alten und aus dem sorgfältigsten Studium ihrer Schriften uns aneignen, durch kein anderes Mittel mehr in dem Maasse gewonnen werden kann! Aber ist es nicht vollends thöricht oder verwerflich, wenn wir uns Griechen und Römer zum Muster nehmen und ihre Schriften lesen, aber jenen grossartigen Charakter der Alten, jene allseitige Bildung des ganzen Menschen, jene Veredelung zu wahrhafter Humanität gänzlich aus den Augen verlieren! So straft sich an den gerügten Bestrebungen die eigene Inconsequenz mit traurigen Erfolgen, indem sie am Ende aus dem ganzen Studium

nicht viel anderes als jene gewisse Summe von Einzelheiten, Beispielen, Regeln und Wörtern mit sich hinweg genommen haben, ohne dass die wahrhafte Reife der Seele dadurch erzeugt worden ist. So straft sich die Vernachlässigung der Muttersprache und der freien Redekraft, der Gesichichte und der Mathematik, um der höchsten und heiligsten Interessen des Herzens und des Lebens hier noch nicht einmal zu gedenken. O wie wenig kennen, die also urtheilen, die Alten, deren Erziehung durch das Leben mehr als durch die Schule eine harmonische Ausbildung und Vollendung war, wie wir sie als Classicität zu bezeichnen und zu bewundern gewohnt sind.

Allein solche Erfahrungen wird jeder machen, der mit aufmerksamem Auge auch nur eine kurze Zeit die Bahn des Schullebens gegangen ist. Die Rede wendet sich erfreulicheren Bildern, der Betrachtung dessen zu, was sein könnte, und nicht bloss in geträumter Idealität, sondern, Gottlob! auch in lebendiger Wahrheit und Wirklichkeit hie und da vorhanden ist. Die Gelehrtenschule, ob sie auch die liebste und beste Nahrung ihres Lebens aus dem Alterthume wie bisher nehmen wird, hat doch andere Forderungen der Gegenwart zu befriedigen; sie duldet keine Einseitigkeit der Richtung, keine Befangenheit in Vorurtheilen. Sie sucht zu durchdringen ihre Zöglinge mit dem Geiste, der von Gott zeugt, sie will vor allen Dingen dem Wege der Natur folgen und das regste Bedürfniss des menschlichen Herzens befriedigen, wo es nicht verhallt ist im Geräusch des Tages oder verblichen in dem Schimmer der Sinnlichkeit, sie will den Durst der Seele nach dem himmlischen Trunke löschen. Aber sie zieht sie nicht von aussen mit Banden des Leibes oder der Sinne; — *die Religion ist ja das freie, unbegränzte und ungebundene Leben der Seele!* — sie hält kein Examen darin und gibt keine Charaktere dafür, aber sie will überall auch nicht, dass es eine blosse Lection sei, zu der man sich nur nicht präpariren dürfe, so neben und ausser den übrigen, wohlbemerkt, schwereren (ob auch wichtigeren und erhebenderen?) Lectionen; sie nennt es nicht Unterricht bloss und lässt es nicht als eine besondere Lehre und Unterweisung gelten, sie duldet keine Gleichstellung mit dem Uebrigen, es ist ihr vielmehr der Geist, der Alles durchdringt, unter den verschiedenartigsten Gegenständen als das einigende, Alles vermittelnde Band des Geistes erscheint und wie *kein Zweig des*

Wissens, in unser ganzes Wesen übergeht. Auch die Alten haben in voller Ungeduld zum Himmel emporgeschaut und die Befriedigung des *höchsten* Wissens zu *finden* gestrebt, die uns *gegeben* ist; da möge denn ein Kenner des Alterthums mit lebendiger Einsicht Kunde davon geben, wie sie in diesem Ringen ihres Geistes nach dem wahren Wissen und Glauben in allmähliger Ablegung alles Götterglaubens und aller Verstandeseinsicht dem, was der Menschheit im Christenthume offenbar ward, immer mehr und mehr, ja zuletzt, wie ein geistreicher Mann neulich sagte, *bis zum Rufen* nahe gekommen sind. Da sehe denn der fähige Schüler des Alterthums auch historisch im Christenthume die Vollendung und den Schlussstein der alten Welt und die Morgenröthe des neuen Tages, der über dem germanischen Europa aufging; er lese, wenn er nicht den Sinn für die wahre Einfachheit und den Adel der Worte und Gedanken schon in frühzeitiger Verbildung hat ersterben lassen, das Wort Gottes mit jener Empfänglichkeit, die unmittelbar aus sich eine reiche Ernte in Gesinnung und Handlung erstehen lässt. Solche Wünsche hegt die Schule überall in dem Bewusstsein, dass sie der innerlichen Wirkungen bedürfe, kein äusserer Zwang fruchtend sei; sie hat dieselben Wünsche ja für die ganze Aufgabe ihrer Leistungen, dass der wahre Geist tiefer, gründlicher Bildung, der Geist allseitiger Aneignung und Benutzung der schönsten und erhabensten Gegenstände sich des ganzen jungen Geschlechtes mit unwiderstehlicher Gewalt bemächtigen möge. Die Gelehrtenschule will ihre Zöglinge nicht hinaufführen auf die abstracten Höhen mathematischer Einsicht, noch weniger in das materielle Gebiet ihrer practischen Anwendung leiten — des bescheidet sie sich gern — aber dass der Geist erstarke in einer nie ruhenden Uebung ihrer Grundsätze und Lehren, dass der Blick dadurch in steter Belebung erhellt und der Verstand aufgeklärt, dass auch die ruhige, von allem Phantastischen entfernte Beobachtung aller Gegenstände der Wissenschaft und des Lebens durch sie in wunderbarer Weise gefördert werde, darauf dringt sie mit dem schönsten Rechte. Die Schule will dem nur allzuoft und leicht verletzten Gemüthe nicht noch trübere Bilder menschlicher Leidenschaft vorführen, wie die Geschichte sie enthält, und doch hat dieselbe ja auch noch andere, erfreulichere Parthien aufzuweisen als die römische Kaiserherrschaft oder die französische Revolution, und ziehen wir die vernach-

lässigte Culturgeschichte in den Kreis des Unterrichts, so sind der Lichtseiten viele. Aber sie verlangt eine genaue Kenntniss der gewesenen Zustände selbst im Einzelnen, damit der Mensch auf dem Gange durch das Leben ein Bild der Wege vor Augen habe, auf denen Gott das menschliche Geschlecht zum Ziele führt. Man glaube nicht, dass dazu keine Kenntniss des Einzelnen vonnöthen sei; gerade in dem Kleinen und Geringfügigen offenbart sich die Macht des Ganzen und Grossen. Die Gelehrtenschule gewöhnt ihre Zöglinge an die Grundsätze richtigen Denkens und Sprechens; sie will dem Vorurtheile entgegen arbeiten, als könne man die Muttersprache von selbst, wohl gar von Natur, sie erlaubt nicht darin zu stottern und zu stammeln, statt sie zu sprechen auf eine des menschlichen Geistes würdige Weise: sie eröffnet im Ueberblicke dessen, was der *denkende* Geist des Menschen seit Jahrtausenden erarbeitet hat, dem erwachenden Forschens- und Wissenstriebe des Jünglings ein immer weiter werdendes Feld des Nach-Denkens und Nach-Forschens; sie enthüllt ihm das Wesen der menschlichen Seele, theils überhaupt, theils an dem schönsten menschlichen Gebilde, der Sprache, und lässt ihn so andeutend, anregend, Ahnungen erweckend in alles das Unzählige hineinsehen, was seinem Geiste zu erkennen und zu erwarten übrig gelassen ist.

O Ihr, die Ihr diess Mal die Schule verlasset und die Akademie bezieht, lasst Euch nicht blenden von dem *falschen Schimmer* akademischer Freiheit; nutzet sie vielmehr zu dem wahren und bleibenden Gewinne freier und allseitiger Entwickelung Eures Geistes; nutzet die nun vor Euch liegende beneidenswerthe Zeit ungestörten Arbeitens für die schönsten menschlichen Zwecke in den Jahren jugendlicher Heiterkeit und ungeschwächter Kraft, wie sie späterhin in dem heutzutage nur allzugeschäftigen practischen Leben nirgend als in dem sehnsüchtigen Rückblicke auf die akademische Zeit wiederkehrt. Ihr aber, die Ihr zurückbleibet, lasset Euch diese Worte nicht umsonst gesagt sein; wendet Euren Sinn und Fleiss mehr und mehr auf freiere, unbefangenere und vielseitigere Ausbildung Eures ganzen geistigen Wesens, denn das ist die wahre Freiheit, das ist das wahre Glück!

---

2) Christenthum und Alterthum.[1])

Mich ruft ein doppeltes Geschäft in Ihre Mitte: ich soll die Versuche unserer jungen Redner einführen in Ihren Kreis und in Ihre Nachsicht. In Ihre Nachsicht — das kann Ihrer freundlichen Theilnahme ja nimmer schwer werden und ich darf mich dieses Auftrags mit wenigen Worten entledigen. Alle bis auf Einen reden zum ersten Male öffentlich; alle über einen selbstgewählten, mit eigener Kraft verarbeiteten Gegenstand. Sie selber wollen es ja keine Reden nennen lassen, gewiss sie fühlen den Abstand von dem, was sie auch nur leisten möchten, nur allzuwohl, aber es stützt sie das Vertrauen, dass Ihrerseits die Freude an dem fröhlichen Gedeihen jugendlicher Geisteskräfte fördernd und helfend hinzutreten und diese noch steigen wird bei der Erwägung, wie schwer die Aufgabe, über einen einzelnen Gegenstand aus der Wissenschaft oder dem Leben zu reden, sich desselben zu dem Ende ganz zu bemeistern, ihn anzuknüpfen rückwärts und vorwärts mit den Gegenständen, mit denen ihn das geistige Band der Wissenschaften eng verknüpft, für den Jüngling ist, der sich erst vorbereitet zum Eintritt in das Studium der Wissenschaften. Sein schönstes Lob heisse es, wenn er warm wird von den Gedanken, die ihn leiten, seine freundlichste Nachsicht finde er, wenn die innige Theilnahme an seinem Gegenstande in dem raschen Flusse der Rede dahineilt. Ist nach dem alten Spruche: Denken und Reden, die Aufgabe unserer Erziehung, so darf ich nicht erst beifügen, dass eine Probe nicht das Ganze ist.

Doch genug zur Weckung Ihrer ermunternden Theilnahme; das wäre die kurze Vorrede zu dem, was Sie hier hören sollen. Aber ich soll auch eine Einleitung geben. Und so gern thue ich es ja, kann ich dadurch irgendwie leichteren Eingang bereiten dem, was nachfolgt; auch darum gern, damit es nicht scheine, als ob die Schule an solchem Tage nichts zu sagen habe, sei es zu einer hochachtbaren Versammlung, sei es zu ihren eigenen Schülern. Vielmehr sind der Anlässe und Gegenstände nur all-

1) Gesprochen zur Eröffnung des Redeacts an der Schleswiger Domschule am 22. März 1839.

zuviele, der Gelegenheiten sich auszusprechen so wenige, und darum bleibt bei so lebhaftem Bedürfnisse der Mittheilung nur die Wahl des Gegenstandes schwer. Und so möge denn, da ich selbst, weder geneigt noch geübt in den Regeln strenger Kunst, Ihnen ja auch keine Rede bieten will, das Herz sich aussprechen in den Gedanken, die ihm zunächst liegen, und in freiem Erguss sich verbreiten, ohne erschöpfen und abschliessen zu wollen. Was aber läge wohl näher, als die rechte Verständigung über unsere Aufgabe und die Mittel, wodurch wir ihr genügen können; zumal in unserer schwerfälligen, geharnischten Zeit, wo alle bestehenden Interessen des Lebens und der Wissenschaft umgewälzt, wo die sonst unverrückbaren Grundpfeiler echter Menschenbildung gerüttelt, ja untergraben und die alten Wege zu den Hallen der Wissenschaft versperrt zu werden drohen. In dieser radicalen Zeit, wo auch schon an den Lebensbaum der Gelehrtenschule von ihrem erbittertsten Feinde, dem materiellen Sinn, die Axt an die Wurzel gelegt worden ist; wo es fast scheinen will, als solle die Stimme des Rechts und der Wahrheit vielleicht auf eine Zeitlang vor der Gewalt verstummen: — da ist es werth sich zu verständigen mit Wohlgesinnten und Unbefangenen, damit sich befestige in unsern Herzen, während wir im Sturme der Zeiten festhalten an dem Einen, was Noth ist, die Zuversicht auf den unter Gottes Beistand Alles überwindenden Sieg der uns von Ihm verliehenen theuersten Güter. Wir bauen ja unser fröhliches Tagewerk, das wir üben an der uns von Gott vertrauten Jugend, auf die mit der Erneuerung und Wiederbelebung unserer christlichen Kirche erwachsenen Basis. Wo diese niedergerissen, droht es dann nicht unserer besten Arbeits- und Lebensfrucht den Untergang? und müssen wir dann nicht darum wie für Heerd und Altar kämpfen? Was in der Reformation unserer Kirche als die Grundlage der Jugendbildung hervortrat, *das Alterthum in Verbindung mit dem Geiste des Christenthums* — das ist es auch noch heute, aber geistig fortgeschritten und innerlich entwickelt; sehen wir darum zu, ob der Keim seines Lebens noch kräftig oder vielleicht schon dem Tode verfallen sei.

Der Charakter des *Christenthums* ist Innerlichkeit, Geistigkeit, Tiefe; sein Inhalt ist von unerschöpflichem, sein Gehalt von unendlichem Reichthum; die weiten Bahnen seines Geistes

hat

hat noch kein Sterblicher durchmessen, seine Tiefen auch das schärfste Auge nicht ergründen können; es ist für jedes Alter, für jeden Stand, für jede Fassungskraft, für die Weisen und Gelehrten nicht minder das reine Brod des Lebens als für die Unmündigen und Kinder. Aber darum trägt das kleine Buch, das uns Gottes Wort gebracht hat, in dem wir die Summe der Weisheit und Erkenntniss in den engen Raum unserer Hände können zusammenschliessen, keine besondere Form, nicht den Wohllaut blühender Rede, nicht den Zauber hinfliessender Perioden; es bedarf keines irdischen Schmucks, es ist das nackte Wort der ewigen Wahrheit, nicht Form, sondern ganz Geist und Inhalt. Gleichwie Er, der in der Krippe zu Bethlehem lag, der Sohn Gottes, nicht hatte, wohin Er sein Haupt legte; wie Sein theures Wort unter einem armseligen, gedrückten, bald in alle Welt verstreuten Volke zuerst wohnen wollte, um bald die ganze Welt mit seiner stillen Macht erobernd sich eine Stätte überall zu bereiten: — so konnte auch Sein Evangelium keine Heimath, kein Vaterland in seiner Sprache finden und trat darum auf in der unscheinbaren Gestalt einer in den letzten, entstellten Zügen fortlebenden Sprache, von deren Glanz und Herrlichkeit nur der letzte Schimmer mehr übrig war, um nach langem, stillen, aber siegreichen Harren und Ringen in alle Sprachen des Erdkreises überzugehen und unter unserem deutschen Volke, in dessen treuem Herzen der Herr so freundlich gebettet ward, seine bleibende Heimath und in der unerreichbaren Sprache unseres Luther das nackte, schlichte Gewand der Wahrheit zu finden. — Der Charakter des *Alterthums* ist Aeusserlichkeit, Gegenständlichkeit, Reichthum und Plastik der Formen; es ist die Welt der Schönheit und der Zweckmässigkeit, aber die Wahrheit hat es nicht. Klarheit und Ruhe wohnen in ihm, es bietet des rein menschlichen Geistes reichste, mannichfaltigste, allseitigste Entwickelung; hier ist die Wiege der Wissenschaften und Künste, hier der Keim ihrer ganzen, fruchtbaren Entwickelung, hier die unerschöpfliche Fundgrube, die auch die neuesten Forschungen auf der Höhe der Abstraction wie in der Breite der Empirie noch nicht haben erschöpfen noch entleeren können. Der Reichthum practischer Erfahrung und Lebensweisheit, der hier auf jedem Blatte ihrer Geschichte, in jedem Zuge ihrer politischen Entwickelung, in jeder Zeile ihrer Geistesdenkmale niedergelegt ist, findet sich so nirgend wieder;

aber daneben gewahren wir eine völlige Armuth und Leere an wahrer Weisheit, ein Sehnen und Ringen nach der höchsten Erkenntniss, ein Emporschwingen einzelner bevorzugter Geister bis dicht in die Nähe des Lichtes, das angezündet ward, als die Zeit erfüllet war, vom Worte Gottes, ein Rufen und Blicken nach Oben, das uns mit sehnsüchtig macht nach dem, was Gott uns geoffenbaret hat.

Auf diesen beiden festen Grundpfeilern erwachsen ist der ganze Zustand der heutigen Welt, auf diesen muss daher auch alle höhere Erziehung und sittliche Bildung beruhen. Der unsterbliche Geist des Menschen ist es ja, der gebildet und erzogen werden soll; der unendliche Reichthum von Entwickelungsformen, dessen er fähig ist, soll mit dem Zauberschlage des Worts, dem Blitze des Gedankens, wie aus dem tiefen Schacht der Erde das edle Metall, an das Licht hervorgezogen werden, sein Seelenleben soll in allen Formen, Bildern, Vorstellungen, Ideen an dem ergiebigsten Stoffe geweckt und genährt werden, die Form bildet sich an dem formreichsten Gegenstande und diesen gibt das Alterthum. Darum wie die Bildung durch das Alterthum ohne christlichen Geist gleich der Wüste ohne Oase ist, also ist auch der christliche Geist ohne die alterthümliche Bildung seiner besten Vorbereitung, seiner durchdringendsten Klarheit, seiner siegendsten Kraft beraubt; zur Innigkeit des Liebesseufzers muss ja, wie M. Claudius sagt, die Klarheit des Thautropfens kommen. Und schon für sich bedarf die höhere menschliche Bildung beider Wege; der Mensch in seiner edelsten Gestalt ist ja ein Bürger zweier Welten: für die *Erde* erzieht ihn die Natur, das Bedürfniss, sein Verhältniss zu den Menschen, mit ihnen soll er leben und wandeln im Aufblick zu den Höhen des Himmels, in der Vorbereitung dieser Zeit zu den Offenbarungen jenseits des Grabes; aber zum *Himmel* ruft ihn empor seines Herzens dunkle Stimme, aufwärts weist ja sein Blick und seine Stellung, zu Gott zieht ihn sein nach Seinem Bilde geschaffener Geist. Es gibt eine irdische und eine himmlische Weisheit, sie ist in jedem begabteren Menschen bald mehr bald minder da; ein Zwiespalt, den auch der nicht leugnen kann, der am Ende eines langen, arbeitvollen Lebens beide zur schönsten Harmonie in sich versöhnt hat. Immer bleibt die höhere Weisheit, welche das christliche Leben in uns ist, unser schönstes Kleinod; das einzige Erbtheil, das wir aus diesem Lande des Kampfes einst mit hinüber nehmen in die Wel-

nungen des Friedens. Aber um für den Dienst auf Gottes weiter schöner Erde uns geschickt und stark zu machen, in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, dazu suchen wir des Geistes tiefes Leben zu ergründen, dazu verfolgen wir ihr Wirken in der Weltgeschichte und erfassen es da, wo es am klarsten und lebendigsten ist, d. h. im Alterthume, und dieses lebt nur in seiner *Sprache* mit uns fort.

Die Sprache ist des Geistes schönstes Werk, sein edelstes Erzeugniss; es ist nicht der Abdruck unserer Seele, nein, es ist die sichtbar gewordene Seele selbst. Kannst du, o Mensch, etwas edleres und würdigeres erforschen als den Menschen und des Menschen unsterblichen Geist? Das ist die oft missverstandene Weisung über dem Eingange zum Heiligthume des pythischen Gottes, das ist der Sinn des oft gepredigten, selten beherzigten oder geübten: Kenne dich selbst, kenne deinen Geist und seine Werke, seine Thaten, nicht wie er in dir, dem einzelnen, mit allen deinen Hinfälligkeiten und Gebrechen, nein, wie er in den Erzeugnissen der Menschheit, in ihren herrlichsten Schöpfungen ruht. Du studirst nicht des Menschen grösstes und erhabenstes Thun, wenn du die Grossthaten der Weltgeschichte bewunderst, dich auf das Schlachtfeld der für das Vaterland Gefallenen in ernster, Aufopferung weckender Trauer begiebst; mit dem Eroberer die stolzen Bahnen, in denen er lang gequälte, schon halb geknickte Herzen in den Staub trat, verfolgst und dich von deinem Staunen erst an seinem Grabe wieder erholst, wo ein Paar Fuss Erde den bedecken, dem eben noch die Welt zu eng war; wenn du trauern musst, dass Bruderherzen sich im wilden Kampfe entzweien, oder dich ängstigest, weil im harten Drucke die Völker aufstehen, ihre heiligen Menschenrechte wieder zu fordern; du wirst bei Allem viel Betrübniss, viel Demüthigung erfahren, und so führt die Geschichte mit einem Schatze an belehrenden Warnungen dich am Ende doch wieder zu dem empor, der über den Wolken die Waage der Weltgeschicke mit nie wankendem Arme hält. — Mensch, studire des Menschen tiefstes Werk, die Sprache; sie zeigt dir weder das abstracte, darum in Nebel zerrinnende Bild der ganzen Menschheit — o beschränke deinen Blick, dein Auge ist für das Ganze viel zu schwach! — noch auch das ganz vereinzelte Bild von dir oder mir — was hättest du an dem Spiele unserer Phantasie und der Willkühr unserer Einfälle? —

nein, du studirst an der Sprache dieses Volks das ganze von Gott selbst erzogene Volk, du studirst damit einen klar vor deine Seele tretenden Theil der Menschheit. Aber darum soll es auch gerade ein Ganzes sein, abgeschlossen in sich, ihre Sprache heisst todt, der Geist macht sie lebendig und durchdringt mit hellem Bewusstsein alle Pulse ihres Lebens, wie sie selber, da sie lebte, sie in dem Maasse nicht erkannt und empfunden hat.

Siehe da, in einem kleinen Ländchen unter Gottes schönstem, ewig heitern Himmel wohnt ein Völklein — seine Weisen fragen selbst, von wo es kam — es blüht empor, wird stark und gross durch die Macht seines Geistes, aber nach einem kurzen Zeitraume thatenreichen Lebens sinkt es dem mächtigen Sieger in die Arme, der mit seinem Lande auch seines Geistes Schätze zu erobern sucht. Früh theilte es sich in schöne kleine Gruppen, als könnte es so die aufgetragene Arbeit schöner vollenden, als wollte es sich theilen in die Besitzthümer der edelsten geistigen Bildung, und jeden Theil für sich verarbeiten; ja selbst der Sprache Bildungen in dem unendlichen Blüthenreichthum ihrer Formen scheint es haben erschöpfen zu wollen, bis eine Landschaft, deren mässiger Boden seine Bewohner zur Arbeit und zum Anbau zwingt, in deren Hauptstadt nach der dichtenden Idee des Volks die Göttin der Weisheit den Vorsitz führt, alle Schätze der Bildung und Weisheit versammelt und alle Veränderungen seiner schönen Sprache zur lautersten, klarsten Form umgebildet hat. Und von Allem, was dieses Volk schuf und dachte, liegt das redendste Zeugniss in den geschriebenen Denkmälern seines Geistes vor; jede Stufe, jede Gattung, jede Form steht so klar, wie die unerreichten Werke ihrer Plastik, vor dem Auge. Wir führen dich in die wunderbare Zauberwelt Homers, die der Wissbegierde des Kindes eben so reiche Befriedigung gewährt als unabsehbaren Stoff für die Forschung des Gelehrten; hier fliesst Alles wie der klare, von lieblichen Wellen leicht bewegte Wasserspiegel, und an seinem sanften Rauschen ergötzt sich gern dein Ohr. Offen und wahr kennt der alte Barde kein Geheimniss und kein Räthsel, mit sorgsamer Liebe führt er uns mitten in den ritterlichen Kampf oder in das Innerste des Hauses, wo am Heiligthume der Familie das Herz warm wird und unvermerkt einen tiefen Zug sittlichen Lebens in seine Seele aufgenommen hat; er zeigt dir jeden Winkel des Hauses, jede Falte des Herzens, er ist besorgt, das

sein Hörer nicht Alles recht vernehme und leise deutet er auch das Kleinste und scheinbar Geringfügigste der theilnehmenden Aufmerksamkeit an, und lebendig vor dir stehen wie erhabene Marmorbilder so klar und kräftig seine Helden. Du gehest weiter und trittst in die Hallen der Kunst, wo die Helden ihrer Geschichte auf die Bühne treten und der Weltgeschichte Weltgericht sich mit ernster Mahnung wiederholt; vertiefe dich mit seinem Geschichtschreiber, der selbst Gesehenes und Gehörtes, der selbst Erlebtes dir berichtet, in den ganzen Umfang und die Einzelnheiten seiner Thatsachen und lebe mit den handelnden Personen; höre vor dem Volke, dessen äusseres Leben auf dem Spiele steht, die Kraftsprache redlicher Ueberzeugung, mit der die Partheisucht und Leidenschaft entwaffnet und des Throns Gewalt erschüttert wird! — Dort, in einem andern kleinen Lande, sammelt sich um sieben Hügel eine kleine Schaar, bald zu mässigem Umfange selbstständig erwachsend, Ackerbau und Jagd sind ihre beste Beschäftigung — ihre Sprache trägt davon unverkennbare Spuren — und so legt sie auch auf diesem kleinen Fleck der Erde den Grund zur Weltherrschaft. Mit siegender Gewalt, mit einer Nüchternheit des Sinnes und einer Selbstverleugnung, von der du kaum noch eine Ahnung hast, streckt sie ihre Riesenarme über alle Nachbarländer aus. Der Orient und der Norden sind nicht mehr sicher vor ihrer Obmacht, da trägt sie selbst des Todes Keim in ihrer Brust. Nicht des Leibes Gewalt soll herrschen auf der Erde, sondern des Geistes unsichtbare, stille Macht.

Darum lebet ihre *Sprache* fort als Zeugin irdischer Vergänglichkeit und Denkmal des ewigen Geistes. Hast du noch nichts gelesen als die Thaten jener Völker, die in dem Buche der Geschichte stehen, so kennst du sie nur halb; lies ihre Sprache und forsche da nach ihrem tiefern Geiste, die wird dir Red' und Antwort stehen. Du liest die Biographien der Helden und ziehst Moral aus, du lässt dir selbst aus der Naturgeschichte von edlen Zügen, die in des Thiers Instincte liegen, lehrreiche Beispiele geben: ich will dir aus der Naturgeschichte Eines Worts ein noch viel redenderes Zeugniss geben, wie dieses Volk gedacht, was es in seinem Gemüthe errungen und entbehrt, was es vom höheren Leben geahnt, wie es das irdische Leben beherrscht und genossen hat. An der Sprache Griechenlands und Roms sollst du erfahren, wie die Lebendigkeit der Phantasie mit der Klarheit des Verstandes

und der Ruhe des Gemüthes sich schön zu paaren wisse; je tiefer du in sie dringst, desto deutlicher sollst du erkennen die tiefe Gesetzmässigkeit ihres innern Baus, die wundervolle Harmonie in allen ihren Werken vom Kleinsten bis zum Grössten; je länger du sie erforschest, desto lebendiger sollst du inne werden, wie sich vor deinen Blicken eine immer reichere Welt geistiger Bewegung offenbart, die du, ob dich auch heisses Verlangen darnach ergreift, niemals zu ermessen im Stande *bist*. Und frägst du mich dann noch, was du gewonnen habest nicht für deinen Kopf, sondern für dein Herz, nicht was Du gelernt habest, sondern wie du dadurch erzogen werdest; so antworte ich dir: Klarheit der ganzen Seele, Schärfe des Verstandes, Tiefe des Gemüths gewinnst du; hier lebt die Einfachheit, die Würde und die Nüchternheit, fern von dem Pomp und Prunk moderner Rede, hier lebt der heitere Ernst, das fröhliche Entsagen und Beherrschen seiner selbst, die Ruhe deines Denkens, die Wort und That erweckt, Du siehst, was unvergänglich ist und lernest richtig würdigen, was die Menge anstaunt, bescheiden blickst du auf das ferne Ziel deines Wissens und Könnens und lernst auf kleinem Raume dich beschränken.

O würden diese Tugenden der Ruhe, Gründlichkeit und Tiefe Euer Erbtheil, theure Jünglinge und Knaben, die Ihr uns von Gott zum edlen Werke der Bildung anvertraut seid; darum o ringet darnach, damit Ihr es erfasset. Zersplittert Euch nicht in der Breite leeren Wissens, lasset Euch nicht verlocken auf die schwindelnde Höhe abstracten Denkens, jaget nicht nach dem Kleinen und Nichtigen, vielmehr der Mittelmässigkeit gram, die Oberflächlichkeit hassend, der Schlaffheit und Weichlichkeit todtfeind, wendet Euch mit voller, warmer Seele dem Grossen, Wahren und Schönen zu, damit Ihr in edler menschlicher Tüchtigkeit das Ziel irdischen Daseins erreichet und Euch zu würdigen Bürgern des Himmels vorbereitet. Das wollest Du geben, Segenspender in der Höhe, und dazu mache auch uns Lehrer würdig in Deinem Werk und Dienst; lass unsere Einsicht immer reicher, unser Auge immer heller, unsern Geist immer lebendiger, unser Herz immer fester, unsern Muth immer standhafter und unsere Arbeit immer gesegneter sein!

3) Kraft und Werth des Gedächtnisses.[1])

Wenn ich hier auftrete, werthe Versammlung, um Namens der Schule die nachfolgenden Vorträge einzuleiten und über die diess Mal über alle Classen unserer Lehranstalt sich erstreckenden Versuche mündlicher Darstellung ein Wort der Verständigung auszusprechen, durch die eine freundliche Nachsicht für dieselben gewonnen und somit die schönste und lohnendste Ermunterung für die Zukunft bereitet werden wird; so wüsste ich eben keinen angemesseneren Gegenstand der Betrachtung zu unterziehen als gerade denjenigen, der mit diesem Werke der Schule in der allerunmittelbarsten Verbindung steht, eine wichtige Aufgabe aller öffentlichen Erziehung ist, aber nach Werth und Bedeutung wohl nicht immer in dem rechten Lichte erkannt, vielleicht am wenigsten in unserer Zeit richtig gewürdigt wird. Es ist wohl eingestanden unter uns Allen, dass es etwas Schönes sei, wenn die Jugend entweder bei grösserer Reife ein eigenes Erzeugniss der Gedanken oder auch nur das ansprechende Werk eines Andern in freier Rede vorzutragen befähigt ist; und doch ist es ja gewiss, dass die dabei nicht am wenigsten thätige Kraft, die *des Gedächtnisses*, einer gar ungleichen Werthschätzung und Pflege unterworfen, ja vielleicht einer völligen Verkennung nahe ist. Gern nehme ich das jüngst gesprochene prophetische Wort eines deutschen Pädagogen [2]), dass die Verachtung einer so edlen Seelenkraft nunmehr ihren Gipfelpunct erreicht habe, in freudiger Hoffnung an; aber so war es ehemals auch nicht. Bei jenem Volke der Hellenen, auf deren heiteres und schöpferisches Geistesleben wir

---

1) Gesprochen zur Eröffnung des Redeacts in der Schleswiger Domschule am 19. März 1842. — Nachher erschien: *Mnemonik, oder Kunst, das Gedächtniss nach Regeln zu stärken, und dessen Kraft ausserordentlich zu erhöhen.* Von Johann Grafen *Mailáth.* Mit 2 lithogr. Taf., welche den mnemonischen Zahlentypus und die mnemonischen Buchstaben bildlich darstellen. Wien 1842. Eine Schrift, die neben manchem Oberflächlichen doch auch einiges Interessante und historisch Wichtige darzubieten scheint. — Ein sehr guter Aufsatz über Mnemonik steht auch in *Brockhaus, Blätter für lit. Unterh.* 1847. Octbr. Nr. 293—97.

2) *E. Ruthardt, Vorschlag und Plan einer Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode* p. 24.

so gern als auf ein anregendes Vorbild zu blicken gewohnt sind, war in dem Zeitalter schon vor ihrem Urbarden Homer die Erinnerung neben der Uebung und dem Gesange der drei Musen eine, und auch in der Umgestaltung der späteren historischen Zeit blieb die Mnemosyne die Mutter der Musen; und in der sinnigen Dichtung Platons war nicht bloss die Erkenntniss der gewöhnlichen Dinge mehr oder weniger ein vergleichendes Wiedererinnern, sondern die allgemeine und höhere Einsicht vorzugsweise Wiedererinnerung aus dem Anschauen der ewigen Urbilder in dem früheren Leben ohne die körperliche Hülle. Fast scheint es, als habe mit der vermehrten Erleichterung der Mittel des schriftlichen Gedankenverkehrs die Benutzung und Werthschätzung der treuen Bewahrerin des Gedachten in unserer Seele umgekehrt abgenommen [3]. Jene sichere Kunde und nie irrende Bekanntschaft auf einem beschränkteren Gebiete, wie unsere Vorfahren sich ihrer erfreuten, ist mit der weiten Ausdehnung der Wissenschaften, aber auch mit der Vielgeschäftigkeit und Vielwisserei unserer Tage verloren gegangen, und das bewunderungswürdige Beispiel jenes armen Schottländers [4], der jede Stelle der Bibel, wornach er gefragt wurde, selbst die Verse, worin nichts als Namen sind, nach kurzem Nachdenken herzusagen wusste, wird unser Jahrhundert vielleicht nicht zum zweiten Male aufzuweisen haben. Aber das ist ja auch nicht, was wir wollen; verlangte uns darnach, würden wir jene schon von den Alten vielfach bis zum Staunen geübte Kunst der Mnemonik [5] wieder einzuführen haben, die wir vielmehr verschmähen und von uns weisen, nicht bloss darum, weil sie mehr sophistisches Blendwerk ist als im Dienste der Wahrheit steht, sondern auch, weil sie das von Gott gegebene edle und schöne Gleichgewicht der Seele und ihrer Kräfte aufhebt und zerstört. Dass aber an sich Gedächtniss und Erinnerung zum reinsten und schönsten Leben der Seele mit gehören, dass ihre Pflege und Ausbildung bis zu einem hohen Grade mit der eigenthümlichsten und erhabensten Kraft,

---

3) *Ruthardt* a. a. O. *Eichstädt* in *ind. lect. Jen.* Sommer 1807 (deutsch in *Geist's Aufgaben* Nr. 64.).

4) *G. H. v. Schubert's Geschichte der Seele*, 3te Aufl. p. 587.

5) *F. H. C. Schwarz, Erziehungslehre*, I, 1, p. 423. 2, p. 371 f. III, 141 f.

dem Denken, in dessen vollendetster Ausbildung sich wohl vereinigt findet, das haben die Beispiele der grössten Denker bewiesen, das haben Pascal[6]), Leibnitz, Locke gezeigt, wenn theilweise von ihnen berichtet wird, sie hätten von alle dem, was sie in den Jahren des Verstandes gethan, gedacht und gelesen, nie das Geringste vergessen; das scheint ferner auch eine genauere Prüfung der Sache selbst mit sich zu bringen, da ja das lebendige Arbeiten dieses Vermögens mit einem reichen Stoffe der ihm dargebotenen, in der Seele lebenden Sinnenwelt die nothwendige Grundlage alles höheren Denkens und Wissens selbst ist, und ein gutes Gedächtniss nach dem Urtheile eines geistreichen vaterländischen Philosophen[7]) zwar wohl ohne schärfere Urtheilskraft, aber umgekehrt diese nicht leicht ohne jenes gefunden wird; ich erinnere dazu endlich noch daran, dass nur eben das wiederholende, den Gegenstand damit immer tiefer durchdringende Denken zugleich eine an Kraft und Frische zunehmende Erinnerung ist, wie denn unsere an Tiefsinn unübertroffene deutsche Sprache darauf hinweist, wenn sie sich für Beides zum Theil desselben Ausdrucks bedient, und das Gedächtniss gerade als die Bewahrerin und Geniesserin des Gedachten hinstellt, die Erinnerung aber, fast im Gegensatze gegen das Auswendiglernen, zu einem Acte innerlicher Belebung und freier Thätigkeit macht.

Es kann wohl kein Zweifel über die Wichtigkeit sein, die demnach die Uebung dieser Seelenkraft einnimmt in dem Jugendunterrichte, die sie daher mehr und mehr in unserer Zeit in der öffentlichen wie in der häuslichen Erziehung wiedergewinnen muss. Unsere Zeit – denn der Schule Pflicht ist es sich ihrer Stellung und ihres Verhältnisses zu der Zeit bewusst zu werden — ist eine Zeit der Subjectivität und der materiellen Interessen; der Gedanke hat eine allgewaltige Kraft, das Wissen ist verachtet; das ungebundenste Raisonnement ist an die Stelle ernstgründlicher Forschung, das individuelle Urtheil mit seiner Geltung an die Stelle der Erfahrung und allgemein bewährten Ansicht getreten; das historische

---

6) *Locke's Versuch über d. menschl. Verstand v. Tennemann*, I, p. 326. *G. W. v. Leibnitz's philosoph. Werke v. Ulrich*, I, p. 78. vgl. *A. Göring* im *Lübecker Progr.* von 1828.: *Vertheidigung des vielen und wörtlichen Auswendiglernens auf unserer Schule.*

7) *J. E. v. Berger, Grundzüge der Wissenschaft* III, p, 409.

und positive Element wird überall untergraben und ausgehöhlt, Thatsachen zu Seifenblasen, Erfahrungen zu Hypothesen, Facta zu Mythen verflüchtigt, dem Kindesalter die liebste und schönste Nahrung edler Vorbilder und Geschichten entzogen, und es fehlt nur noch, dass wir die Kinder in der Wiege das Reflectiren und Raisonniren lehren. Da regt sich aber in den verschiedenen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes eine Stimme hier und wieder da in unseren Tagen, ein wertheres und unverlierbareres Besitzthum solle der Erkenntniss geboten, die Seele in einer zwar kleinen, aber doch reichen Welt von Thatsachen und Gedanken heimisch gemacht, und damit jenes ganze Heer trauriger moralischer Folgen wieder zum Thor hinaus geschickt werden; o lassen Sie uns mit einstimmen in diesen Ruf, mit anfassen an dem Werke, lassen Sie uns unseren Kindern leben und frühzeitig ihrem Gedächtnisse einen Schatz einprägen, der sie durch das ganze Leben hindurch begleitet, ihnen einen festen Haltpunct gibt, wenn sie einmal auf der Woge des Lebens schwanken sollten, und sie auch in der Todesstunde nicht verlässt, dass sie nicht erst suchen dürfen, wie jener grosse Denker, vor dessen scharfem Blicke die Jahrhunderte und Nationen alle im Geiste vorübergegangen waren[8], sehnsüchtig bitten musste: Gib mir einen grossen Gedanken, dass ich mich erquicke. Aber dass das frühzeitig geschehe, ist vor allen Dingen Noth; es ist eine Aufgabe, die schon der frühesten häuslichen Erziehung angehört und dort unter der Pflege treuer Mütter vielleicht immer den wärmsten und gedeihlichsten Heerd behält; gern werden wir, wenn also vorbereitet und durch die Schulen der allgemeinen Vorbildung hindurchgegangen die Zöglinge uns anvertraut werden, das angefangene Werk fortsetzen und auf unsere nähere Aufgabe anwenden. Aber früh muss es geschehen, wie allemal *die* kostbare Zeit im Verlaufe der individuellen Menschenbildung mit Bedauern eine unwiederbringlich verlorene zu nennen ist, wo *das* hätte geschehen sollen, und nicht geschehen ist, was gerade diesem Alter vorzugsweise angemessen ist[9]. Hier geht es mit der Erkenntniss wie mit der

8) J. G. v. Herder.

9) Eine Verfrühung, wornach vielleicht das kaum lallende Kind schon auswendig lernen soll, u. dgl. m., ist damit von selbst gleichfalls ausgeschlossen; vgl. noch *F. Gedike, Gedanken über Gedächtnissübungen* in dess. *gesamm. Schulschriften* I, p. 253—85.

Sitte; die rechte Minute ist kostbar; wer, was er heute thun könnte, unterlässt und immer dabei denkt: es ist ja eben nur noch ein Kind, dem geht es wie jener Mutter, die mit solchem Worte alle Rüge und Strafe an ihrem Kinde hinausschiebend, am Ende gebrochenen Herzens starb, als sie ihren Sohn als Verbrecher in einen andern Welttheil verpflanzt sah [10]. Aber die Kindesseele wird schon so begierig im Empfangen, die junge Psyche fängt an ihre Flügel zu schlagen und wer mögte ihr fröhliches Flattern hemmen. Das Kindesalter vom dritten bis zum achten Jahre ist schon empfänglich für eine kleine Welt von Bildern und Begebenheiten; es schafft sich eine solche von selbst, wenn ihr keine Nahrung dazu geboten wird; das Kind kehrt mit Liebe zu den einmal gesehenen Gegenständen zurück, und lebendig steht ihm seine kleine Erfahrung vor der Seele, was ihm einmal, vielleicht vor Jahren begegnet, es ist ihm wie gestern. Alles Wiederfinden, wie in der Wirklichkeit, so im Gedächtnisse erfüllt die Seele mit innerem Behagen, mit Freude; des Kindes Antlitz ist ein treuer Spiegel seiner Umgebung, er prägt sie mit frischer fröhlicher Kraft seinen Sinnen ein und sie füllt bald seine Phantasie im Wachen wie im Traume. Hier verbessere und fülle man seine Umgebung, damit er würdigen Stoff findet, sobald es darnach hascht; man veredle sein Spiel zum belehrenden Unterrichte, der unvermerkt und ohne unser Zuthun in ihn dringt, schon die wiederholte Anschauung wird seinem Gedächtnisse bestimmte Formen und Bilder einprägen, an die Bilder aber sich von selbst der Kreis der dazu gehörigen bestimmten Wörter und Begriffe anreihen; diess begründet den Werth jener von Jugendfreunden in neuester Zeit erfundenen Anschauungsspiele [11]), die der kindlichen Phantasie eine sichere und gedeihliche Richtung geben, statt dass sie sonst entweder schon frühzeitig mit Unedlem gefüllt, oder auch, den ersten Keim zu einer für das Lernen wie für den Charakter gleich verderblichen Unbeständigkeit und Zerstreutheit legend, von einem Gegenstande zum andern überzugehen gewöhnt werden, während gerade die Kindesseele jene unermüdliche Geduld hat, die gern immer wieder von neuem mit

---

10) *Barth's Jugendblätter*, 1829. II, p. 155 ff.

11) Vgl. *Weil: Fröbel's Verdienste um die Erziehung der Kindheit*, in d. *Pädag. Revue*, Novbr. 1840. p. 417—26.

demselben Gegenstande verkehrt. Das Auffassen der Dinge durch den Gesichtssinn ist das früheste und zugleich das stärkste; wie die Physiker sagen, dauern die Gesichtsempfindungen ohne fortgesetzte äussere Einwirkung immer einige Secunden länger fort als die des Gehörs oder gar des Gefühls [12]); natürlich wird also auch die Erinnerung jener um so leichter stattfinden können, aber auch um so stärker wirken; neugierig blickt das Kind umher, wird nicht müde im Wahrnehmen und Beobachten und jene auch entfernte Aehnlichkeit weckt in ihm eine Wiedererinnerung, so dass also schon mehr als Eine Seelenkraft in Thätigkeit kommt. Mit dem Ohre vernimmt und begreift es erst später, oftmals verhallen ihm anfänglich noch die lieblichsten Töne; die *Form* als solche, auch die schönste, fesselt seinen Sinn nicht, es muss einen *Inhalt* haben. Die Phantasie ist das innere Auge, das Gedächtniss das innere Ohr, beide aber so wesentlich verkettet, dass man jene gern das Gedächtniss des Gesichtssinns nennen könnte, behaltend und reproducirend, aber auch sich gegenseitig ergänzend und belebend. Das Auge, hat man wohl gesagt, gibt die Ferne, das Ohr die Tiefe; so mag denn auch das innere Auge und Ohr die Ausdehnung und die innere Kraft unserer Vorstellungen bewerkstelligen [13]). Die ersten Erzeugnisse werden wie Bilder ohne Rahmen sein, allmählich treten die Umrisse und Grenzlinien der Dinge mehr hervor; die bewahrende und erinnernde Phantasie wird Gedächtniss von Sachen und Namen, von jenen eher als von diesen, und die Eigennamen unter diesen wieder zuletzt, wie umgekehrt diese zu allererst im hohen Alter oder in der Niederdrückung der Lebenskraft durch Krankheit wieder entweichen, jene am längsten bleiben; wie man von jenem Greise erzählt, der jeden Morgen sich den Namen seiner Gattin und Kinder wiedes sagen lassen musste, während er noch seine Jugendlieder sang und seine Jugendgeschichten erzählte [14]). Ist das Ohr des Kindes dazu gereift, dass es vielleicht von selbst an des Vaters oder der Mutter Schooss sich drängt, um ihren Erzählungen zuzuhören, dann tritt der wichtige Moment ein, wo das Gedächtniss des Auges durch das des Ohres unterstützt werden,

12) Urtheil von Tetens bei *v. Berger* in d. *Grundzügen* III, p. 402.
13) *Schwarz, Erziehungslehre* II, p. 265. Anm. 276 f.
14) *Schubert's Geschichte der Seele*, p. 588.

wo zu dem Umfange auch die Tiefe hinzutreten muss, wo in dem Sinne des Kindes die Scheidung des Beharrlichen und Veränderlichen, der Dinge und ihrer Eigenschaften erwächst, wo also auch der einflussreiche Anfang gemacht wird, von der äussern Sinnenwelt sich in das Innere des Gemüths mehr und mehr hineinzuziehen. denn die Pflege des Ohres führt zum Gehorsam, die des Auges, einseitig betrieben und unablässig fortgesetzt, zur Sinnlichkeit; das Gedächtniss bewahrt den klaren nüchternen Sinn im Gegensatze gegen das leidenschaftliche, maasslose Begehren [15]), es pflegt die innere Ruhe des Gemüths, indem sie bei allem Wechsel der Aussenwelt unangefochten beharrt, es nährt die stille, liebevolle Erkenntlichkeit und Dankbarkeit [16]) — wie schön hat unsere Sprache hier wieder Denken und Danken zusammengereiht! —; es nährt die Einsicht des *Währenden*, die *Wahrheit* (*ἀλήθεια*), und behütet vor dem *schwankenden*, immer verändernden und *wählenden* Tauschen, dem *Irrthum* und der *Täuschung*; es gewöhnt an die stetige Ordnung und Gesetzmässigkeit im Denken und Handeln, die das Gepräge einer schön organisirten Seele gibt [17]). Und so liesse sich noch mehr als eine Tugend der Seele nennen, die dadurch unser Eigenthum wird. Wir sind aber im Kindesalter schon zu dem Puncte gekommen, wo auf das Auffassen der erzählten Geschichten das Auswendiglernen von selbst folgt, weil nun das Kind schon anfängt in jedem Worte den Wiederschein einer bestimmten Vorstellung zu suchen, wo aber das Auswendiglernen eben durch die Erinnerung zu einer freien und bewussten That der Seele werden soll. Das Alter vom 7. bis 14. Lebensjahre ist hierfür so begabt wie kein anderes; die Seele ist noch so frisch, da hat die Sorge keine Furche darin gezogen und die Begierde noch nicht den Boden aufgelockert, die Zerstreuung den Sinn nicht verwildert. Den reichsten Stoff wird jeder Vater und jede Mutter aus dem wählen,

---

15) Daher jenes wunderbare Beispiel des gedächtnisstarken Bibliothekars Anton Magliabecchi, dessen gewöhnliches Mahl 3 hart gesottene Eier und ein Trunk Wasser war. *Schubert, Gesch. der Seele*, p. 587.

16) *Schwarz, Erziehungslehre* III, p. 144.

17) Daher auch das am leichtesten zu behalten, was eine gewisse Ordnung hat. s. den Ausspruch des Aristot. bei *A. Kapp Aristot.'s Staats-Pädagogik* p. 191.

was dem Herzen gewiss doch überhaupt das erste und heiligste Bedürfniss ist; und da ist ja ein unversiechlicher Reichthum an Tiefe wie an Ausdehnung, denn überall ist es hier von unendlich viel grösserer Wichtigkeit sich auf einem engeren Raume recht festzusetzen und es mit immer tieferem Nachdenken zu durchdringen, als sich auf immer neuen Feldern auszubreiten. Ein solches frühzeitig mit dem edelsten und schönsten Stoffe erfülltes Gedächtniss, durch welches das Nachdenken erweckt und belebt, die Vergleichung und der Scharfsinn entzündet, das *Gemüth* erwärmt, das ganze Seelenleben in dem Spiele harmonischer Thätigkeit unterhalten wird, ist der schönste Schatz des Geistes für das ganze Leben [18]). Wir hören es ja, wie auch dann, wenn eine zerstörende Krankheit durch das Leben hindurchzieht und allen geistigen Besitzthum zu entführen scheint, doch jener frühe Kindheitsschatz, ja selbst die später völlig verlernte Sprache der frühesten Jugend [19]) wieder erwacht, oder wenn das Alter kommt, der Leib matt und die Sinne stumpf werden, wie dann bisweilen die mit dem hellsten Bewusstsein durchlebte Zeit verschwunden, aber das in der Jugend Erlernte noch wörtlich behalten ist, wie man von einem Alterthumskenner des 17. Jahrh. [20]) erzählt, dass er am Ende seines Lebens von den vielen Kenntnissen seiner reifen Jahre nichts mehr hatte und nur noch das 4te Buch der Aeneide auswendig wusste, das er sehr früh gelernt. Haben wir es also gehörig benutzt und würdigen Stoff mit Nachdenken uns eingeprägt, so haben wir, denke ich, am Ende unseres Lebens noch etwas mehr und etwas Köstlicheres nachbehalten.

Thun wir denn aber also? Lehren wir recht viel für das Behalten und recht wenig fürs Vergessen? Ich darf nicht weiter fragen, so ernste Mahnungen an jeden Lehrer hier auch liegen; aber ich kann ja nicht Kläger und Richter in Einer Person sein. Vielleicht beschämen die Druiden und Chinesen uns. Von jenen

---

18) Beim Jünglinge herrscht das Vorstellungsvermögen vor, im reiferen Alter tritt ein Gleichgewicht desselben und des Denkvermögens ein, im höheren Alter flüchtet sich der Geist in sein heimisches freies Reich des Gedankens. *P. W. Jessen, Beiträge z. Erkenntniss des psych. Leben* I, p. 450 f.

19) *Schubert's Gesch. der Seele*, p. 582.: *Erzählung von der Marchesa Solari in Venedig.*

20) Daniel Heinsius, s. *Schubert, G. d. S.* p. 589.

könnt Ihr Jüngeren unserer Schüler in Jul. Caesars Berichte vom gall. Kr. (6, 14.) lesen, wie sie im langen, sogar 20jährigen Schulcursus eine grosse Zahl von Versen auswendig lernen, aber nichts niederschreiben dürfen, damit nicht die Sorgfalt des Lernens und die Kraft des Gedächtnisses nachlasse; von *diesen* heisst es[21]), dass sie ihre Jugend nach Auswendiglernung eines Spruchbuchs ganz auf die Weisheit der Vorfahren hinweisen, deren Berichte in den historischen Nationalwerken niedergelegt, so lange gelesen werden, bis sie treu und genau im Gedächtnisse stehen. Daher neben Leere und Dumpfheit des Geistes die Ehrfurcht vor dem Heiligen und die Achtung vor dem Bestehenden, nach der wir uns oftmals sehnen. Lasst uns die Fehler meiden, das Gute nachahmen! Der Verirrungen gibt es hier genug, aber gegenwärtig befinden wir uns so weit auf dem einen Ende, dass wir so leicht zum andern nicht gelangen, — wenn nicht die Extreme sich berühren. *Der* Gang der Bildung wird der richtige und segensreiche sein, der dem Wege der Natur und Lebensalter folgt; von dem sorgsamen, liebevollen Aufmerken und Horchen des Kindes, dem treuen, theilnehmenden Auffassen des Knaben gehe es beim Jünglinge zu immer selbstthätigerer Betrachtung und innerlicherer Erkenntniss über, wie der ehrwürdige Bund der Pythagoräer in seiner täglichen Ordensregel ein schönes Abbild dieses Ganges der menschlichen Lebens- und Geistesentwickelung hinstellte[22]): In ihr reines, weisses Gewand gekleidet sangen sie zur Lyra und beteten zur aufgegangenen Sonne, jetzt wiederholten sie alles an dem letzten, ja selbst an den vorhergehenden Tagen Gelernte der Reihe nach und bereiteten sich auf das Nächstfolgende vor; dann lustwandelte jeder, um sein Gemüth rein und sanft zu stimmen und für die ernste tiefere Betrachtung vorzubereiten; der Tag verging unter mannichfaltigen geistigen und körperlichen Arbeiten und Uebungen, am Abend freute man sich der Gemeinschaft und des geistigen Erwerbs und schloss den Tag mit einer frommen Selbstbetrachtung.

Auch wir haben im Leben der Schule einen Tag beschlossen, ein neues Schuljahr ist zu Ende gegangen und gewiss nicht ohne unsere ernste Betrachtung; und so sind denn bald drei Jahr-

21) *Barth's Jugendblätter*, 1839. II, p. 429 f.

22) *Schwarz*, *Erziehungslehre*, I, 1, p. 316 f.

hunderte im Strome der Zeiten vorübergerauscht, seitdem hier, vom Lichte der Reformation erhellt, die Schule zu wirken begonnen hat, zu deren jetzigen Arbeitern Gott uns bestellt hat. Möge Er, der mit ihr war 300 Jahre lang, auch mit uns und unserer Arbeit sein, dass sie Frucht schaffe für die Seelen derer, die Er uns vertraut hat. Das wünschen wir zunächst für den, der diess Mal die Schule mit der Universität vertauscht, dass er dort mit treuer, rastloser Arbeit unter dem Segen des Herrn sein angefangenes Werk beharrlich fortsetze zur Vorbereitung für seinen grossen Dienst; das nicht minder für Euch, Ihr lieben Zurückbleibenden alle, dass wir, wenn wir nach unserem besten Wissen und Verstehn unsere Saat in getroster Hoffnung bestellen, die treue Zuversicht hegen dürfen, dass Er, der gibt dem Acker früh und spät den Regen, auch unserem Werke gebe Seinen Segen.

---

4) Ursprung und Charakter der deutsch-protestantischen Gelehrtenschule.[1]

Ein jubelndes Herz stimmt so gern ein in den Ton der allgemeinen Freude, es will nicht stumm bleiben, es greift in die Saiten der festlichen Harfe, ob es nicht noch Einen Accord finden könne, der noch nicht erklungen. Wohl könnte es sonst scheinen, als sei der Sache ein Genüge gethan, nachdem schon von mehrfachen Seiten die schönen Beziehungen des Festes hervorgehoben sind, aber die bewegte Seele findet dennoch so reichen Stoff erhebender Freude, mahnenden Ernstes, und die freundliche Theilnahme schenkt noch eine Weile ihr williges Ohr. Sie sind eingegangen, verehrte Anwesende, zu den Thüren dieses Hauses, um hier Zeugen zu sein eines seltenen Festes in dem stillen Leben der Schule. Unsere tägliche Arbeit ist das Schaffen für die *Zukunft*, ist die Aussaat für die kommenden Geschlechter, die vielleicht unser leibliches Auge nicht mehr sehen wird. Heute zieht es uns zurück in die Vergangenheit hinein, in jene schöne Zeit,

1) Gehalten zur Feier der Stiftung der Schleswiger Domschule vor dreihundert Jahren, am 9. November 1842.

Zeit, als der Herr durch seine erwählten Rüstzeuge wie mit neuer Kraft an dem Weiterbau seiner Kirche zu arbeiten und der reinere und hellere Glanz seines Evangeliums auch über unser hochgesegnetes Vaterland seine leuchtenden Strahlen zu werfen begann. Da ward es auch anders innerhalb jener gewaltigen, Ehrfurcht gebietenden Mauern, die wir da drüben sehen, heller und lebendiger; des Domes weite Wölbungen wiederhallten von der neuen Lehre; wie der ganzen Landeskirche, wurde auch ihr ihre Ordnung vorgezeichnet, und um ihr auch unsern Orts einen festeren Boden zu bereiten, in einem bescheidenen Winkel neben ihr, der Schule Leben neu gepflanzt. Dieselbige haben die Zeiten mehr ans Licht hervorgezogen und ihr einen geräumigeren Platz an ihrer Seite angewiesen. Darum, wie jeden Morgen ihre zum Gebet und zur Arbeit rufende Glocke südwärts ihre ersten Töne über die Dächer dieses Hauses hinhallen lässt, möge sie ihr immer nah, immer eng verwandt bleiben; wie auch Dein Name, theure Domschule, im Laufe der Zeiten sich wandeln möge, *die* schöne Erinnerung Deiner Herkunft, *die* laute Mahnung an den Geist, der in Dir wohnen soll, möge nimmer von Dir weichen! Siehe, so knüpfen wir das Jahr 1842 an das Jahr 1542 an, und dazwischen liegt der weite Raum von dreihundert Jahren, und mit ihm der reichste Stoff von Belehrung und Erhebung, Drohung und Mahnung, Freude und Jubel. Heute haben wir nur Raum für die Freude, ihr leihen wir heute Herz und Mund, ihr gern allen äussern Schmuck, den wir nur hätten; aber der Schule Leben ist so still und prunklos, darum empfangen wir Sie in diesen einfachen, nur mit dem letzten herbstlichen Blätterschmucke gezierten Räumen, begrüssen wir Sie mit den Zeugnissen treuen Gedächtnisses, mit lauten Bekenntnissen fröhlicher Hoffnungen von unseren Lippen.

Schreiten wir denn im Geiste zurück in jene Zeit, wo die Gelehrtenschule nach ihrem Wesen und Wirken geboren ward, suchen wir den Keim auf in dankbarer Liebe, jetzt wo wir schon unter dem Schatten seines Baumes sitzen. Er war gelegt schon in dem Boden der deutschen Nation, als in ihr der Geist, der schärfer ist denn kein zweischneidig Schwert, die Herzen entzündete zu dem mit dem Feuer des Muths wie mit der Kraft des Arms zu schirmenden Werke der Reformation. Aber nicht plötzlich in vollem Strome bricht das reine Licht hervor, der grosse

Erzieher der Weltgeschichte bereitet im Verborgenen, oft an unscheinbarer Stätte oder im entlegenen Winkel, dasjenige langsam vor, was bald mit gewaltigem Zauberschlage die Welt bewegen soll. Da mussten Männer der verschiedensten Richtung zu Werkzeugen der neuen Pläne dienen; Italien musste in der sorgsamen Liebe seiner grössten Geister [2]) das ererbte Kleinod classischer Litteratur pflegen und bewahren, in der bezaubernden Darstellung seiner Künstler den begeisterten Sinn für die Kirche mit dem zartesten Sinn für Natur und Antike vermählen *helfen*. Da kam der Sturm und wehte diese Blüthen über das empfängliche Fruchtfeld Europas hin. Deutschland war bestimmt es zur Reife auszutragen in seinem Schoosse, dem zarten jungen Leben wollte es eine Mutter werden, dem die Heimathsstätte bereiten, was in dem Lande seines Ursprungs keine Ruhe finden konnte. Aber noch fehlte ein Lebenselement; von ganz anderer Seite her musste, um das Erzeugniss des milden Südens an die rauhe Luft des Nordens zu gewöhnen, der in das Leben einführende Geist ruhiger Besonnenheit und schöpferischer Geduld kommen, deren Herz die Liebe ist. Aber diese ward *nicht*, wie die Begeisterung mit ihrem Eifer und ihrem Zorne, geboren in lachender, reicher Natur unter einem duftigen Himmel, nicht in der Einsamkeit eines romantischen Thales, sondern in der ärmsten, wenig bewohnten Gegend der Niederlande [3]), deren Bildung eine deutsche war. Da schlos-

---

2) Vor Allen ist dabei an *Dante* und *Petrarca*, diese unerschöpflichen Fundgruben mittelalterlicher Weltanschauung, gedacht. Das ganze italische Leben jener Zeit ist höchst lebendig dargestellt in *K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik*, I, S. 7 ff.

3) Aus der Schule von *Gerhard Groote* zu Deventer, und aus der Stiftung des *Thomas Hemmerlin* (a Kempis) auf dem Berge St. Agnes bei Zwoll, die geistig einander nah verwandt waren, gingen die *Sechsmänner* aus Friesland und Westphalen hervor: Rudolph Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Antonius Liber, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolph von Lange; sie hörten in *Italien* die Schüler des Emanuel Chrysoloras und Petrarca und brachten die Kenntniss der classischen Sprachen von da nach Deutschland. Daran schlossen sich *Erasmus* von Rotterdam und *Reuchlin* nebst Andern an. Wir haben eine musterhafte Darstellung dieser Bestrebungen in *Ullmanns Reformatoren vor der Reformation*, B. 2. Hamb. 1842. Vgl. auch *Fr. Cramer's Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden*. Strals. 1843. S. 260 ff.; eine populäre in *B. Bähring's Lebensbildern aus der Geschichte der innern Mission* I. Ebend.

sen Männer voll heiligen Eifers für eine lehrende Wirksamkeit einen schönen Verein, mit der Weihe eines strengen, Achtung gebietenden Lebens, das Siegel eines treuen Freundschaftsbundes auf die Stirn gedrückt, wanderten sie mit ihrem Pilgerstabe in die Länder Deutschlands, um auf den verschiedensten Bahnen geistiger Arbeit in Wort und Schrift, in Lehre und Erziehung den Weg mit bereiten zu helfen dem neuen Sterne an dem Himmel des kirchlichen Lebens. Die Zeit war gereift: da rief der, der die Menschen bei Namen nennet, ehe denn sie geboren werden, seinen Streiter in die Kampfesreihen, und zu seiner Seite den treuen Waffengefährten, dass sie, Einer den Andern ergänzend in der grossen Lebensarbeit, ihr Werk vollführten. Ich habe für Heute für *Luther* keinen neuen Kranz in seine unverwelkliche Ehrenkrone zu flechten; kaum ist der dritte Morgen angebrochen, seitdem wir, und diess Mal nach dreihundert Jahren mit grösserer Innigkeit, gemeinschaftlich an heiliger Stätte den Dank geopfert haben, der dem Herrn für ihn gebührt. Hier haben wir dessen besonders zu gedenken, wie er durch Wort und That auf die Errichtung christlicher Schulen, gelehrter Bildungsstätten, hingewirkt; wie er an die Rathsherren aller Städte deutschen Landes sein kräftig Wort darüber gerichtet hat mit seinen schönen Bekenntnissen: *So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasst uns über den Sprachen halten.* Aber neben ihm denken wir auch an jenen milden „*Lehrer Deutschlands*,“ der durch sein von Tausenden auf einmal gehörtes mündliches, durch sein noch weiter reichendes schriftliches Wort den Segen seines Verdienstes nicht mit den Grenzen deutscher Lande beschloss, den das ehrende Vertrauen grosser Städte in ihre Mitte rief, dass er ihnen ihre Schulen ordnete und Lehrer sendete nach seiner Wahl. Das neue Licht ergriff die Geister. Begründet war damit der Bau der eigenthümlich *Deutschen*, der wesentlich *protestantischen* Gelehrtenschule; das Princip des Protestantismus verlangte diese Helferin und zeichnete ihr diesen Weg ihrer Entwickelung, dieses Grundelement ihres ganzen Bestehens vor;

1849. Auch ist diese ganze Entwickelung sehr gut geschildert in *Schwarz, Geschichte der Erziehung*, Th. 2.; in neuester Zeit hat sie zugleich eine reiche Behandlung in Monographieen gefunden; ein Aufsatz über *Erasmus* steht u. a. in *Raumer's hist. Taschenbuch auf* 1843.

fortan theilte sie ihre Gefahren und Bedrängnisse, hob sich, stärkte und erweiterte sich mit ihr, je lebendiger, freier und umfassender die evangelische Kirche ihr Leben entfaltete, um so weitere fruchtbarere Bahnen konnte auch die Schule gehen; wie sie die freie, immer neu sich verjüngende Wissenschaft in sich aufgenommen, die durch Wandel und Verirrung hindurch zur Reife gediehene Früchte derselben ihrem Lebensbaume angeeignet hat: so hat auch die Gelehrtenschule an der Wissenschaft ihre nie versiegende Nahrungsquelle gefunden, und ruht unverrückbar auf diesen *grossen* Grundpfeilern, nur zu eigener innerer Selbstentwickelung ihres dadurch fest begründeten Lebens angewiesen. Lange Zeit hindurch gingen, wie die *Lehrer* ausschliesslich oder vorzugsweise *aus* der Kirche hervor, so die *Schüler* dieser gelehrten Bildungsanstalten wieder in den Dienst der Kirche und der Schule über; und dasjenige deutsche Land [4]), das dieses Verhältniss noch am getreuesten bis in unsere Zeit bewahrt hat, trägt in seiner Kirche und Wissenschaft fürwahr noch immer keine Spuren nachtheiligen Einflusses davon. Aber es wuchs doch auch mit dem Umfange und der Tiefe der Wissenschaften der besondere Wirkungskreis der Schule, es wuchs mit dem Ernste und der Innigkeit des kirchlichen Lebens die gewissenhafte Sorge für der Kirche fortschreitendes Gedeihen, ihr Leben in den einzelnen Seelen; da vollzog jede der beiden Berufsarten für sich ihr nunmehr zur Lebensaufgabe gewordenes Geschäft; man trennte sich, um sich schöner und fröhlicher am Ziele wieder zu begegnen. Der eine Geist ist geblieben; immer höher hebt sich der Bau der unsichtbaren Kirche, immer rascher regen sich die Hände zum Aufbau, die Grundfesten, gelegt auf dem hier bezeichneten Fundamente, sind dieselben geblieben — vergönnt, ihr Bauleute, auch der Schule ihren alten Antheil daran!

Aber hat sie diesen Geist denn auch treu bewahrt, selbst in der schweren Zeit, die so gewaltig an dem Bau der Kirche rüttelte? Sie bestand wohl besser noch in den Zeiten des Kampfes, als wann das Land stille war vierzig oder achtzig Jahre hindurch; dann ermattete die Spannkraft und der frische Muth

---

4) Würtemberg; ausgeführt von *Bäumlein* in s. Schrift: *Ansichten über gelehrtes Schulwesen, mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg.* Heilbronn 1841.

gebrach. Wohl trug glänzende Früchte jene Neugeburt geistigen Lebens; es war ein Frühlingswehen, wo neues Blut die Adern durchströmt, die Keime und Knospen schwellen, die Zeit war schöpferisch an durchgreifenden, überragenden Geistern; an ihnen [5]) wird es erhoben, wie sie durch ihre ganze Persönlichkeit Leben und Geist der Schule fesselten, wie sie, gleichsam Könige unter ihrer Schaar von vielen Hunderten von Schülern, allein durch eigene Kraft die freie Gymnastik ihrer Anstalten hervorriefen und beherrschten. Ihre Lehrart war gesprächsweise mehr Erziehung als Unterricht, ihre Schule war ihre Welt und ihr Leben; wie besonders wohlthuend in einer Zeit, die eine reiche Saat von *Lehrern* wieder geben sollte! Freundliche Bilder edler Persönlichkeit, schwebet auch uns Spätgeborenen leuchtend vor der Seele! Wenden wir nun aber um das freundliche Bild dieser kurz blühenden Zeit: der verheerende Krieg, der in allen deutschen Gauen Zwietracht in die Herzen, Blut in die Aecker säete, bietet dir die Kehrseite schon dar. Freilich blieb die nächste äusserliche Beziehung zur Kirche, die Lehreinrichtung war vorzugsweise auf Theologen noch berechnet, aber der Geist der Zeit war nicht festgehalten und die fortschreitende Entwickelung nicht begriffen; an einer bedeutenden Schöpfung Melanchthons [6]) fehlten im 17ten Jahrhundert Mathematik und Geschichte noch ganz, das Hebräische, dessen Lob so schön in Luthers Munde [7])

5) Besonders zu nennen *Joh. Sturm* und *Valentin Friedland*, genannt *Trotzendorf*; ersterer starb als ein ehrwürdiger blinder Greis von 82 Jahren in edler, selbstgewählter Armuth, letzterer verschied in seiner Schule zu Liegnitz, als er eben den Anfang des 23ten Psalms: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, erklären wollte, mit den Worten: at ego avocor in alias regiones.

6) So erzählt uns der Rector *Roth* in Nürnberg in einer kleinen Schrift: *Zur Geschichte des Nürnbergischen gelehrten Schulwesens im* 16. *und* 17. *Jahrh.* Nürnb. 1839.

7) „Die Ebräische Sprache ist die allerbeste und reichste im Worte, und rein, bettelt nicht, hat ihre eigene Farbe.“ Anderes in Luther's Schrift an die Rathsherrn aller Städte u. s. w. Daselbst ist auch zu lesen, wie er von den *Sprachen* im Ganzen hält: „Die Sprachen sind die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dies Kleinod trägt. Sie sind das Gefäs, darin man diesen Trank fast. Sie sind die Kommot, darin diese Speise liegt. Und wie das Evangelium selbst zeigt, sie sind die Körbe, darin man diese Brode und Fische und Brocken behält. Ja wo wirs versehen, dass wir (da Gott vor sei,) die Sprachen fahren lassen, werden wir

schon ertönte, kam jetzt erst hinzu, die Stundenzahl war beschränkt, mehr Theorie als frische Lesung der Alten, die man der Selbstthätigkeit überliess, viel Gedächtnisswerk, wo das Urtheil zu bilden war, mehr Erwecken *tüchtiger* Köpfe, Vernachlässigung der *mittelmässigen* d. i. der Mehrzahl. Die unschätzbaren Mittel gemeinsamer Erziehung durch die an die grossen Feste des Kirchenjahrs oder die Zeiten der Natur sich anlehnenden Schulfeste wurden durch Erstickung ihres ursprünglichen inneren Sinnes, durch Aufzüge und Mummereien in den Strassen entstellt und gemissbraucht; je weiter das grosse Gebiet der Wissenschaften sich öffnete, desto mehr verschwand über dem Einprägen des Einzelnen, Zusammenhangslosen zum Theil unfruchtbarer Disciplinen, über dem bloss mechanischen Erlernen der alten Sprachen alle wahre Erziehung: das Material erdrückte, die wahrhafte Methode entwich. Je tiefer aber der Verfall, desto näher die Hülfe. Ein Wunder jedoch erregte es in aller Welt, als Verbesserer der *Methode* hervortraten; aus kleinem Saamen erwuchs nun ein grosser Segen. Diese Männer mussten [8]) unstät umherwandern durch viele Länder Europas, damit sie, nicht verdümpfend in träger Gewohnheit, aller Orten wecken und anregen, und durch die gleichzeitig von Andern erstrebte übersichtliche Behandlung des weiten Gebiets der Wissenschaften Einheit und Zusammenhang in die so ungeordnete Masse bringen sollten. Wohl wirkte das bei Hohen und Niederen; aber das Saatkorn liegt ja eine Weile in der Erde, ehe es aufkeimt: trübe Zeit verging noch, ehe die Frucht sich zeigte, in schroffe Gegensätze gespalten. Kräftige Stimmen [9]) nahmen das tiefere Leben der Seele in An-

---

nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin gerathen, dass wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können" u. s. w.

8) Diess waren namentlich *Wolfgang Ratich* aus Wilster, *Christoph Helwig* und *Amos Comenius*, letzterer, besonders verfolgt und umhergetrieben, musste auch zweimal seinen ganzen Reichthum, alle seine Bücher und Manuscripte, zum Theil das Ergebniss zehnjährigen Fleisses, vor seinen Augen in Flammen aufgehen sehen und starb nach einem unendlich bewegten Leben im 80sten Jahre zu Amsterdam 1671.

9) *Spener* und *Francke*, der Stifter des Hallischen Waisenhauses; mit der zweiten Classe sind die deutschen *Encyklopädisten* und *Philanthropinisten*, endlich mit der dritten Reihe die neue Epoche der Alterthumswissenschaft seit *Gesner* und *Heyne* gemeint.

spruch, nicht Gedächtniss und Verstand wollten sie nähren mit geringfügigem Stoffe, sondern dem Gemüthe einpflanzen die tiefe Wurzel christlicher Gesinnung, und zwar als eine solche, die sich in frommer Weise handelnd wieder kund gebe, bevor das Leben dazu treibe. Während sie also das weiche Leben der Seele in seiner ganzen Empfänglichkeit hoben und nährten, wurden die starken Seiten derselben geschwächt, ihren zarten Flügeln die Schwungkraft geraubt. Da verlangten Andere ein umfangreiches Wissen, gewählt nach der Laune des Lehrers; hülfreich arbeiteten ihnen noch Andere in vermeintlich menschenfreundlichem, in Wahrheit egoistischem Streben entgegen und priesen die Auswahl nach der Nützlichkeit und den Bedürfnissen des Lebens, bis man [10]), durch alle Classen an Geographie und alte Geschichte nicht denkend, in der zweiten sogar Diätetik und Materia medica mit den römischen Alterthümern abwechseln liess. Daran schloss sich bei dem gemeinsamen Mittelpuncte hohler Oberflächlichkeit die seichte Aufklärungssucht: in den Religionsstunden ward so lange über die französische Revolution raisonnirt, bis auch die Zeit für das Lateinische verstrichen war.

Da ordnete eine *dritte* Reihe wieder dem Alterthum, den classischen Sprachen, den Vorsitz an; Philologie wurde ernster gepflegt und sinnvoller gehandhabt, ihre reiferen Früchte zogen, wenn auch langsam, in der Schule ein, aber bald erwarb sich eine abwechselnd mehr der Form oder dem Inhalte zugewandte Richtung den bestrittenen Vorrang. Das *reale* und das *formale* Princip bekämpfen sich noch immer; beide vermittelnd sucht ein lange mit Unrecht verkanntes *historisches* Princip sie in sich zu vereinen und auf den ganzen Geist des Alterthums hinzuarbeiten, sie will in des Zöglinges Bewusstsein die grosse Gestaltung der Welt und Menschheit, wie sie bis dahin geworden, wiedererzeugen und wird, wenn sie auf dem rechten Wege ist, ohne von ihrem alten Grunde, der Kraft des Evangeliums und der Blüthe der alten Sprachen, auch nur eine Handbreit zu weichen, noch einer reichen inneren Entwickelung fähig sein.

---

10) Wie ein 1841 verstorbener deutscher Schulmann, Director *Spilleke* am Friedr.-Wilh.-Gymnasium in Berlin, aus s. Jugend erzählt; s. *Leben dess.* von *Wiese*, Berlin 1842.

Da stehen denn vor uns die drei grossen Jahrhunderte, gezeichnet hier in den dürftigsten Umrissen, aber lehrend und mahnend genug, um ihnen nachdenkende Blicke zuzuwenden. Auch an Dir, theure Domschule, sind sie nicht unempfunden vorübergezogen, aber bei allem Wechsel ihrer mächtigen Wirkungen bist Du bestanden mit dem geretteten Pfunde Deines schönsten Besitzthums. Auf diesem uralten, ewig jungen Grunde, wollen auch wir fröhlich fortbauen, theure Genossen, unser köstliches Tagewerk, getragen und genährt durch das grosse, immer reicher aufgehende Werk deutscher Erziehungskunst. — Aber wie ernst und gewaltig wird doch die Seele bewegt von dieser inhaltschweren Vergangenheit, von der Sorge um die zukünftige Arbeit, wohl werden ihre Sehnen mächtig gespannt, ihre Flügel gehoben, aber ihre Stimme wird immer leiser, immer stummer, sie ergiesst sich in ein einfaches, stilles Gebet.

Doch nicht *meine* Seele allein; da sitzen die Genossen desselben Berufs, sie alle haben heute dieselbe innerliche Bewegung des Herzens, dieselben heissen Wünsche für den gemeinsamen Gegenstand unserer Liebe; und wie solltest Du, geliebte Jugend, heute nicht warm werden zu feurigen Entschlüssen, zu treuem Geloben, nicht einstimmen in das Flehen, das wir auf dem Herzen tragen für die gemeinsame Mutter Eurer Bildung. Doch auch *wir* nicht allein, wir sind ja alle Tage beisammen; zu uns drängt sich die ganze Schaar dieser Festfeiernden, die ihre Theilnahme so gerne bekennen. Mit uns hier eingetreten sind der Kirche Bischof und die Hirten der Gemeinden, um für das der Kirche so eng verbundene Werk der Schule Preis und Dank zu opfern dem grossen Erzhirten und Bischof; mit uns die hochverehrten Männer, deren umfassendes Amt auch die Sorge für diese Schule wie für alle Schwesteranstalten im Lande hegt, die aber mit dem ganzen Eifer ihrer Liebe dieselbe pflegen und die Fürsorge für sie auch künftig nicht aus ihrem Herzen werden weichen lassen; eingetreten mit uns eine kleine Schaar von den Vielen, die in den Räumen dieser Schule die Saat der Bildung in Geist und Sinn gesenkt und nun die Opfer des Danks und der Liebe auf ihren Altar niederlegen; mit uns die Väter dieser Jugend, die Bewohner dieser Stadt, die in einer gelehrten Bildungsanstalt eine Zierde ihres Orts, einen Segen der Jugend erkennen. Sie *alle* tragen auf Herzen und Lippen nur Ein Gebet:

Der Du mit mächtigem Arme diese Schule geschützet und geschirmt hast dreihundert Jahre lang und in ihr auch zubereitet ein Ackerfeld Deines ewigen Wortes, und hast von ihr ausgehen lassen so viel treue, tüchtige Arbeiter im Dienste des Vaterlandes, nimm unsern Dank für so viel Gnade. Aber hilf auch ferner, Du treuer Gott, dass sie fortfahre in gesegneter Arbeit, dass sie die Jugend hinleite zu den wahren Quellen des rechten Lebens und sie würdig und geschickt mache zu Deinem Dienst und Werk in aller Arbeit, der christlichen Kirche und des christlichen Staats. Neige zu ihr die Herzen Deiner Gesalbten, der Fürsten dieses Landes, wende zu ihr das Vertrauen der Väter, lasse für sie entbrennen die Seelen der Jugend; lass sie in der Kraft und der Liebe ihrer Lehrer, deren Stab und Stütze Du bist, ihre grosse Aufgabe, forttragen muthig und glücklich im Wechsel der Zeiten von Geschlechte zu Geschlecht; und damit sie das Alles auch ihrerseits frischer und fröhlicher könne: segne den Fürsten, segne das Vaterland!

---

5) Zur Säcular-Geburtsfeier J. H. Pestalozzi's.[1])

Was ist es denn eigentlich, geliebte Versammlung, das am heutigen Tage die Gemüther von Tausenden im weiten Gebiete deutscher Zunge und über dieselbe hinaus bewegt? Dass seit einem Jahre schon für diesen Tag grosse und kleine Veranstaltungen getroffen sind, als gelte es aller Orten die Steine zusammenzutragen zu einem Riesenbau? — Ist's vielleicht wieder der alte Fehler deutscher Natur, das Geniale zu bewundern und der im Strome der Zeit auftauchenden geistigen Kraft also zu huldigen, als trügen nicht die kommenden Wellen bald neue Gestalten herbei, über denen, was wir heute ehren und lieben, schnell in Vergessenheit gerathen wird? — Wir scheuen uns nicht, Antwort zu geben auf solcherlei Fragen. Es ist wahr, wir haben heute kein politisch grosses Ereigniss, keinen folgenreichen Tag für die Weltgeschichte und die innere Verkettung ihrer Geschicke

1) In einer Versammlung zur Feier seines Andenkens auf dem Bischofshofe in Schleswig gehalten am 12. Jan. 1846.

zu begehen, kein vor der Welt glänzendes oder auf der Höhe irdischen Glücks sich sonnendes Leben zu feiern; es ist vielmehr eine einfach stille Grösse, ein unscheinbares Leben, aber voll tiefer Bedeutung und nachhaltiger Wirkung, dem wir aus freiem Entschlusse huldigen. An der Wiege des Mannes, der heute vor hundert Jahren geboren ward, waren die Säulen irdischer Macht und Glückseligkeit nicht aufgepflanzt; die Vaterhand ward ihm früh entzogen und ihm blieb nichts, um ihn von menschlicher Seite einzuführen in die Welt, als eine treue, liebevolle Mutter und eine fromme, schlichte Magd. Sein Leben ist kein Leben grosser Erfolge und glänzender Resultate gewesen, kein Bild behaglichen Genusses noch bequemer Ruhe in Wohlstand und Sorgenlosigkeit, er hat vielmehr den längsten Theil seines Lebens in drückender Armuth zugebracht, er hat die Bitterkeiten menschlichen Zwiespalts und finsterer Leidenschaft bis auf die letzten Hefen gekostet und in seiner von Liebe rein und ganz erfüllten Brust eine Welt der schreiendsten Gegensätze, der bewegtesten Stimmungen und widerstreitendsten Gefühle getragen. Irdischen Lohn hat er nicht begehrt und nicht empfangen, Anerkennung im Leben ist ihm geworden, mehr vielleicht als er bedurfte oder verlangte: von der Newa bis zum Tajostrande hat man seinen Namen mit Achtung genannt und Schulen nach seinem Vorgange begründet; aber nach dem Ruhme dieser Welt hat er nicht gegeizt, den Eichenkranz, den Schulkinder einst dem Greise widmeten, nahm er nicht an, weil er der Unschuld gebühre. Und was wir von unseres Lebens Gütern immer gern zuerst zu nennen pflegen, die Erben unseres Namens und unserer Liebe: er hatte nur ein einzig Kind, einen in des Lebens Blüthe in das Grab gesunkenen Sohn, und von diesem einen Enkel, in dessen Haus zuletzt der lebensmüde Greis wandern konnte. Und wie er unbemerkt ins Leben gekommen war, so ging er wieder aus demselben; an einem Wintermorgen unter spärlichem Geleite — man wusste seinen Tod noch in den nächsten Städten nicht — bei hohem Schnee wurde seine Leiche von Schullehrern und Dorfkindern mit kunstlosem Gesange und Thränen dankbarer Liebe in das Grab gesenkt.

Ein Leben so arm nach aussen, so voll Mühe und Ringens feiert man heute in allen Gauen des deutschen Landes, in seinem Vaterlande, der Schweiz, und in vielen anderen Ländern mit einer

Begeisterung und Liebe, die beredtes Zeugniss gibt von der Grösse und Bedeutung seines Wirkens; man segnet die Stunde seiner Geburt und ist bemüht, die Früchte seines Lebens unverlöschlich auch im Andenken der kommenden Geschlechter zu erhalten. Er hat eine *grosse Liebe* durch sein langes Leben hindurch getragen, er hat unermüdet gestrebt für die arme leidende Menschheit, er wollte so gern das Ideal von Menschenbildung, das vor seiner Seele schwebte, in das Herz und Leben Aller hineingesenkt sehen; den Wegen der Erziehung und den Mitteln des Unterrichts ging er unablässig, nimmer rastend nach und wurde so der Schöpfer neuer Elemente im Erziehungswesen, so dass, wenn diesem auf dem Boden deutschen Lebens mit Recht die grosse Anerkennung gebührt, die ihm in den weitesten Kreisen selbst des Auslandes zu Theil wird, ein nicht geringer Antheil daran diesem Manne zuzuschreiben ist; und ob auch seine Kraft weit zurückblieb hinter dem, was seine Liebe wollte, ob er auch hundertfach erlegen ist im Kampfe, gefehlt hat in der Arbeit und geirrt in seiner Ansicht: ich wiederhole, was ein geist- und glaubensvoller Kenner seines Lebens auf ihn angewendet hat: *Ihm ist viel vergeben, denn er hat viel geliebt.*

Es gibt Geister, die berufen sind, kommenden Jahrhunderten wie im engen Spiegel ihre grosse umfassende Aufgabe vorzuhalten; es gibt prophetische Charaktere und Naturen, die, eines ganzen Zeitalters Arbeit und Ziel in sich tragend, ob sie es gleich selbst zu erfüllen und auszuführen mit aller einem Menschen gegebenen Kraft nicht im Stande sind, nur um so mehr in dem, was sie unerfüllt lassen müssen, hinweisen auf das, was Noth thut, und dem keiner seinen Schweiss und seine Mühe fortan entziehen darf. Es sind volle, frische, kräftige Naturen, denen es ein Bedürfniss ist zu schaffen und zu wirken, ob sie auch im Ungestüm ihres Willensdranges oft das eigene Werk wieder zerstören. So war auch *Pestalozzi* mit schönen Gaben und Kräften von Gott hingestellt in den Wendepunct gewaltiger, umschwungsvoller Zeiten; sein Leben, das die längste Dauer umspannte, die als allgemeines Maass nach Schriftwort dem Menschen gegönnt ist, fiel in eine so inhaltsschwere Zeit wie keine andere; und wiederum innerhalb desselben wie ungeheuer verschieden war das erste Drittheil seines Lebens, seine Jugend, von dem zweiten, seinem Mannesalter, und wieder dem dritten,

dem Abend seines Lebens! Können noch andere Menschen, als die jene drei Menschenalter voll der erschütterndsten Bewegungen durchlebt haben, sich rühmen eine reichere — ich sage nicht: eine glücklichere — Zeit durchmessen zu haben? Und wer hatte sie tiefer, innerlicher, bewegter durchlebt als *Pestalozzi*? Der Freiheit Ruf hatte die Menschen ergriffen, und stärker denn je, die Macht seiner ursprünglichen Bestimmung hatte sich geltend gemacht und wer will es dem armen Sterblichen verargen, dass er sich nach seiner Freiheit sehnt, wenn's nur *die rechte Freiheit ist*! — Freiheit, Menschenrecht und Menschenwürde waren die einzige, immer wiederkehrende Losung; in dem verworrenen Geschrei musste das rechte Verständniss wohl verloren gehen und mancher wurde nun erst wahrhaft unfrei. Da setzte *er* sein Leben dran, den Weg zu finden, auf dem die einzelne Seele erzogen werden muss, um frei zu werden. Dass das das Ziel ist, darf niemand leugnen, wenn auch die deutliche Erkenntniss dieses Zieles ganzen Geschlechtern sich verhüllen kann. Er hat die Bahn geebnet: das war das grosse Werk, das Gott ihm aufgetragen; er hat in seinem Gebiete gesprochen, was einst sein heldenmüthiger Landsmann zum Schutz der äussern Freiheit seines von Knechtschaft bedrohten Vaterlandes rief: Ich will Euch eine Gasse bahnen, sorgt für die Meinigen; und auch *Pestalozzi* hat Alles dran gesetzt und aufgeopfert, hat seines Lebens Ruhe, sein irdisch Gut, ja seinen Frieden hingegeben, um diess Eine Ziel zu erreichen. Ein grosser Fortschritt war gewonnen, ein schwerer Stein hinweggewälzt, der den Zugang zum innersten Heiligthume der Erziehung verschlossen hielt. Aber wer im Vorhofe wandelt, ist darum noch nicht im Tempel selbst. Ehe das Reich Gottes kommen kann und Wohnung machen in jeder Menschenbrust, muss auch sein menschlich Theil von Gaben und Kräften ausgerüstet, es muss das Haus gereinigt und geschmückt, die Thore müssen weit und die Thüren hoch werden, auf dass einziehen kann der König der Ehren.

Einst in jenen alten Tagen, zu denen Sinn und Betrachtung so gern zurückkehrt, wurde der Mensch erzogen für den Dienst des Staats, des Kriegs, der Ehre seines Vaterlandes; nur im Ganzen hatte der Einzelne sein Recht und seine Würde; seine persönliche Freiheit, sein Leben und Geniessen stand unter dem Zwecke der *Gesammtheit*; er hatte keinen freien, wahren

nd höheren Zweck für sich. Der Mensch durchbricht die Schranen solcher Kette, macht sich dann aber, statt sich als ein Glied ı der ganzen Reihe zu fühlen, nur zu leicht zum Mittelpuncte erselben und die Bewegung der Welt wird so ein irres Schwanen zwischen Sclaverei und Egoismus, Selbstsucht und Unterrückung. Es kamen andere Zeiten, von einem andern, neuen leist beherrscht; aber auch andere Hemmungen und Gefahren; *allemeine* Ideen durchdrangen mit schwärmerischer Begeisterung ie Welt, der Einzelne brachte grosse Opfer für dieselben, ohne ie ganz und richtig zu erfassen und seine Freiheit und Selbstständigkeit darin zu bewahren, und zum zweiten Male schien so ein Recht und seine Geltung in Frage gestellt zu sein. Und nmer schroffer gingen die *Gegensätze aus einander:* da trennte ch das Morgenland vom Abendlande, die Kirche, welche nur af Schrift und Glauben baut, von der, die auch die Werke und e Ueberlieferung will, die Fürstenmacht schied sich von Bürerfreiheit, der Staat sich von der Kirche, die Wissenschaft om Leben; wir ahnen wohl, zu welchem Zwecke der Allweise ı es ordnete, ja wir wissen es: damit jede dieser getrennten ichtungen nur um so kräftiger sich ausbilden sollte, um einst in nem höhern Ganzen sich einigen zu können. Doch so lange er heisse Kampf besteht, da fragt die einzelne, so arm und abedeutend scheinende, und doch so hochbegnadigte Menschenseele nach *ihrem* Recht und *ihrem* Werth, und je gewaltiger ach die tobenden Wellen über ihr zusammenschlagen, es muss m so mehr in der Zeiten Fülle *die* Erkenntniss reifen, dass nur ann das Ziel erreicht ist, wenn das *Ganze* klar und wahr sich ı *jeder* Menschenseele spiegelt und in treuem Lebensabdruck 'iederholt, und so auch zwischen diesen Gegensätzen volle Ein'acht herrscht.

Und solche Zeit gewaltig streitender Gegensätze war es, ı welche *Pestalozzi's* Leben fiel; dahin war es gekommen, dass er Mensch sein unzerstörbares und höchstes Gut, das Erbtheil eines Retters, seinen ewigen Beruf zu verlieren in Gefahr kam, ass das Band zu zerreisen und die Gemeinschaft sich völlig afzulockern drohte, in welche Menschen, Völker, Zeiten und ewalten mit einander treten. Er hatte zwar in seiner Jugend chon gehorcht auf die neuen Lehren, die sein Landsmann, der ürger Genfs, verkündigte; der Mann, der jenseits des Rheins

eine der Fahnen pflanzte, unter denen eine der entsetzlichsten Umwälzungen vor sich ging, die die Geschichte kennt; der, wenn er die Menschen, um ihnen Glück und Ruhe zu verschaffen, zu der obersten Stufe der Uncultur, zu dem natürlichen und rohen Menschen zurückführen wollte, damit nur in Wort und Schrift dasselbe lehrte, was die Revolution thatsächlich vollendete und erfüllte, hatte auch *Pestalozzi* begeistert und im vollen Strome fortgerissen. Und doch bei aller ihrer Uebereinstimmung wie verschieden waren beide! Sie waren sich einig zwar in dem Kampfe gegen das gekünstelte, verschrobene Wesen, das in den *besonderen* Zwecken und Berufsarten des Lebens den *Menschen* untergehen lässt; aber *Rousseau* schuf aus dem Menschen einen leeren, seines wahren Adels beraubten, von allen Fäden, die ihn mit Vorzeit und Mitwelt verknüpfen, seltsam und gewaltsam losgerissenen Erdenbürger, *Pestalozzi* ahnte seinen höheren Beruf und zeigte ihm den schönsten Umkreis, darin er sich zum Himmelsbürger vorbereiten kann, die Sphäre seiner Liebe und seiner schönsten sittlichen Entfaltung: *das Haus und die Familie*. *Rousseau* riss den Faden der Geschichte durch; er wollte Gottes Namen nicht genannt wissen vor den Kindern, weil sie sein tiefes Wesen doch nicht erfassen könnten, er kannte keinen Gott der Liebe und keine Kinder Gottes, aber auch keinen Fürsten, der ein Vater seines Volks, und keinen Unterthan, der ihm mit kindlich willigem Gehorsam ergeben ist; ja er wusste von Mutter- und von Vaterliebe wenig oder nichts und schickte die eigenen Kinder in das Findelhaus. Unserem *Pestalozzi* ist Gott das A und O seines Lebens, der Alles durchdringende Geist; darum athmet er auch mit jedem Lebenshauche eine reine kindliche Familienliebe, er zeichnet sie so wahr und warm und will ihren Segen nirgend missen. Man höre ihn in dem Werke, das seinen Ruhm begründete; man lese dort von den Freuden frommer Kinder, wie sie wahrhaft schön sind vor dem Herrn, ihrem Gott; und sehe, wie er die häuslichen Freuden des Menschen als die schönsten der Erde schildert. Darum, spricht er, segnet der Herr die Thränen solcher Freuden und lohnt den Menschen jede Vatertreue und jede Muttersorge an ihren Kindern. Aber der Gottlose, der seine Kinder für nichts achtet, dem sie eine Last sind und eine Bürde; der Gottlose, der in der Woche vor ihnen flieht, und am Sonntag sich vor ihnen verbirgt; der Gottlose,

;uhe sucht vor ihrer Unschuld und ihrer Freude, und der
icht leiden kann, bis ihre Unschuld und ihr Frohsinn dahin
bis sie wie er erzogen sind: der Gottlose, der das thut,
den besten Segen der Erde mit Füssen von sich weg.
höre dort bei ihm das Samstagabendgebet der Kinder, wie
mit ihren gefalteten Händen der lieben Mutter nachsprechen,
le dasselbe gelehrt hat von dem Kinderfreunde, dem Hei-
der Seelen; wie kindlich einfach, wie natürlich wahr! Man
zige seine tiefen und reichen Gedanken in der Abendstunde
Einsiedlers; man freue sich an seiner innigen und reinen
itesliebe in der Weihnachtsrede von 1810! Und jene Liebe,
sein ganzes Leben hindurch nicht müde ward, die unter
id Leiden nicht ermattete, die Hass und Undank und Bos-
reichlich erntete und dennoch nimmer abliess; eine solche
muss einen tiefern Grund haben, als den menschlich-irdi-
, einen Grund, der auch in Ewigkeit nicht wankt. Und wie
dem Ziele nachgegangen, das ihm die schönste Erfüllung
n schien, was der Mensch zu werden vermag; wie hat er
räfte des Hauses, den in ihm schlummernden sittlichen Nerv,
vunderbar starken Fäden hervorgerufen und belebt, die die
er Eines Hauses mit einander und dadurch mit der weiteren
bung verbinden. Darauf gingen auch alle Bemühungen seiner
thümlichen und genialen, wenn auch oft in der Furcht vor
elei in andere Extreme gerathenen Lehrmittel und Methode
s; darum ging er den ursprünglichsten Mitteln in Tönen,
en, Zahlen, Anschauungen und Begriffen nach, damit des
ns heiliger Beruf auch der Mütter Geschäft beim zarteren
salter werden könne. So deutete er Wege an, deren Ver-
ng im weiten deutschen Lande einer grössern Anzahl Kin-
ls je die Wohlthat des Unterrichts verschafft hat, wodurch
ie Schulen, die sich der unbewachten Pfleglinge aus den
sten Lebensjahren annehmen, im kindlich einfachen Spiele der
und der noch schwachen Seelenkräfte Mittel solcher Beschäf-
g gewonnen sind, die frühzeitigem Sinnendienste oder unheil-
Verwilderung wehrt. So ist er zu dem grossen und wahren
nken gekommen, dass die Wege, wie wir lehren, sich richten
n nach den Bahnen, die der Schöpfer dem Seelenleben selber
zeichnet hat; dass hier Gesetze tief verborgen schlummern,
ine unverbrüchliche Richtschnur bilden, deren Uebertretung

sich an dem gestörten Seelenleben bitter und empfindlich rächt. — O wie gesegnet ist dieser kindlich reine Blick nach oben!

Und dennoch soll nicht behauptet werden, dass ihm nicht ausgegangen oder erstickt worden sei der in der Tiefe zündende Funke, der auf alle zweifelnden Fragen die ewig befriedigende Lösung gibt. Ueber der Pforte seiner Werkstatt stand nicht jenes an einer andern Stätte Deutschlands so gesegnet gewesene Wort: die auf den Herrn harren, empfangen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden. Aber wer will einen Stein auf ihn werfen, wem von uns wäre unter den schweren Prüfungen *seines* Zeitalters und *seines* Lebens der Glaube nie ermattet! Jene Tage, die am Strande der Seine Thron und Altar umstürzten und den Boden mit dem geheiligtsten Menschenblute befleckten, rissen alle Fäden entzwei, die den Menschen mit Gott und Christo, mit Kirche und mit Wissenschaft, ja die Menschen mit einander verbanden; die heiligsten Bande hatten keine Macht und kein Recht mehr, der Mensch spottete ihrer und suchte andere künstliche Bande zu knüpfen, die so lange dauerten, als sein Ehrgeiz oder seine Selbstsucht darin Befriedigung fand. Und als nun solcher Geist sich allmählich fortpflanzte auch über unser ganzes geliebtes Vaterland; als mitten in demselben ein Staat voll grosser Thaten und Erinnerungen erst durch die tiefe Noth und Schmach, in die er fallen musste, erkennen lernte, dass es Zeit sei umzukehren von falschem Selbstvertrauen und eitler Zuversicht und allein Gott in der Höh' die Ehre zu geben; als selten oder nirgend der stille Heerd zu finden war, an den sich der kindliche Glaube flüchtete, der die Hand des Vaters fasst und nimmer lässt, ob auch seine Wetter schrecklich dräun und toben: da in dem allgemeinen Schiffbruch noch ein Ankertau zur Rettung zu ergreifen, war wohl ein schweres Werk. In dem Gewirre hat auch unser armer Menschenfreund den sichern Leitstern wohl einmal verloren, ohne diesen Anker schwamm er wie blind und willenlos mit dem allgemeinen Strome fort. Und vom Vergessen zum Verleugnen ist leider nur ein kleiner Schritt. Er hat es gefühlt und darum sich so innig nach dem Verlornen zurückgesehnt. Ich erinnere noch einmal an seine Weihnachtsrede von 1810: „Ich habe von den Alten gehört", sagt er da, „und zum Theil noch selbst gesehen: die Weihnacht

war

war dem Menschen eine Nacht, die keiner irdischen Nacht glich. Der Tag der höchsten irdischen Freude war nicht ihr Schatten; die Jahrestage der Landeserlösung von Knechtschaft, die Jahrestage der Freiheit waren ihr nicht zu vergleichen; sie war ganz eine himmlische Nacht, eine Nacht himmlischer Freuden." — „Das Herz voll des heiligen Geistes und die Hand voll menschlicher Gaben — so stand der Christ in dieser Stunde im Kreis seiner Brüder, die Mutter im Kreis ihrer Kinder, der Meister im Kreis seiner Gesellen, der Herr im Kreis ihm eigener Leute; so stand die Gemeinde vor ihrem Pfarrer, so ging der Reiche in die Kammer des Armen." — Darum gerade tritt aus seinen Bekenntnissen eine so tiefe Wehmuth, eine verzagende Sehnsucht uns entgegen; die Unseligkeit eines arbeitvollen Lebens, das dennoch sein Ziel ganz verfehlt zu haben meint und klagend auf den Trümmern seines Glücks sitzt, nur mit einem Danke auf den Lippen für die Barmherzigkeit und Treue Gottes, der sich des zertretenen Wurms noch erbarmt, das zerknickte Rohr nicht zerbrochen, den glimmenden Docht nicht ausgelöscht hat. Darum sind seine Werke untergegangen, aber sein Geist wirkt anregend und belebend fort.

Die Zeit ist eine andere geworden; wir sitzen im Schatten eines gesegneten Friedens, der in einer Dauer wie selten oder nie zuvor das reiche Füllhorn seiner Gaben über uns ausgeschüttet hat. Das Wort vom Kreuz ist wieder frei geworden, wir können unser theuerstes Kleinod frei und ungehindert auf die Häupter und in die Hände unsrer Kinder legen und ihnen dasselbe als köstlichsten Schatz auf die Bahn des Lebens mit hinausgeben. *Uns und unsrer Zeit ist viel gegeben worden*, *darum wird auch viel*, *viel mehr von uns gefordert werden.* Welch ein sich Regen und Bewegen gewaltiger Kräfte, denen auch in ihren Verirrungen ein schönes Streben, ein tiefes Sehnen zum Grunde liegt; welch ein neues fröhliches Bauen auf Zions Höhn: Israel ist aus der Fremde heimgekehrt und Serubabels Tage wollen sich erneuen! Welch ein grossartiges, zum Theil unbewusstes Ringen, die *Gegensätze* der Erdtheile und der Nationen, der Herrschermacht, des Weltbürgerthums und der Volksthümlichkeit, des Denkens und des Lebens, des Gottesreichs und der Welt *mit einander zu vereinen* und wechselseitig zu durchdringen; die Gegensätze, an deren schroffster Trennung das frühere Menschenalter mit riesenhafter Gewalt arbeitete, in deren gähnende Kluft das Leben unseres *Pestalozzi* fiel! Welch eine

Freude aller Häuser und Familien vom Fürsten bis zum Bürger, Theil zu nehmen durch ihre Söhne und Töchter an den Fortschritten eines Bildungs- und Unterrichtswesens, für welches *Pestalozzi* eine neue Bahn brach! Welch ein Wiederhallen ernster und durchgreifender Besprechungen über Volkserziehung und öffentlichen Unterricht durch alle Kammern und Ständesäle der gebildeten Völker Europas hindurch! Welch eine unerschütterlich fest auf dem Grunde kühnen Glaubensmuthes ruhende Liebe, die mit den Kräften einer höhern Welt die Mühseligen und Beladenen, die Verlassenen und Gedrückten zu erquicken und zu retten eilt! So ist der grosse Weg gewiesen, aber es ist auch noch mancher harte Kampf zu bestehen und manche finstere Gewalt zu überwinden; allein es gilt für uns nicht mehr, wie für ihn, einen Fels den hohen Berg hinanzuwälzen; die Bahn ist frei und eben, mit andern neuen Kräften ziehen wir in unser Tagewerk ein und — gebe Gott! — einst ohne Vorwurf aus.

So steht der Pestalozzitag denn voll innerer Bedeutung, voll starker Mahnung vor uns da. Dankbar froh bewegt blicken wir zurück und blicken wieder um uns; Vergleichung schärft das Auge ja. Und *Pestalozzi* selbst — er steht so genial, so edel liebevoll, so warm in einer todten, leeren Zeit, so schöpferisch und anregend, so fröhlich bauend, wo Leidenschaft und Vorurtheil wieder niederreisst, so liebenswürdig und gemüthlich — und dennoch ist er ein Pilgrim und ein Fremdling voll Müh und Sorge nur gewesen, ein Sohn seiner Zeit und von des Menschen allgemeinem schweren Loose nimmer frei. Und ist uns nun die Antwort denn gegeben, *warum* wir seinen Tag begehen? Wir haben, will's nach Allem scheinen, mehr als Einen Grund.

Der Tag hat uns gemahnt zurückzublicken in die *Vergangenheit*, ihre Aufgabe und deren Lösung zu erwägen; wir sind ja nicht an den Anfang einer unverbundenen Zeit gestellt, wir sollen gerade aus der zeitlichen Entwickelung lernen, hinter der die starken Fäden einer von höherer Hand geleiteten Bewegung erkennbar sind. Was damals, was durch ihn gewirkt ist, kann und wird nicht untergehen; es reiht sich ein als frische Blume in den volleren Kranz, den die nächste Zeit gewunden hat. Sein *Leben*, so gross und edel, so uneigennützig und entsagungsreich — es soll und muss das Vorbild eines ganzen Standes bleiben, der, wenn es sich um Arbeit und Begeisterung, um

Aufopferung und Entsagung handelt, gewiss nicht der letzte, wenn um irdischen Gewinn und lohnenden Genuss, gewiss nicht der erste ist, der aber mit seinem unscheinbar stillen und doch so durchgreifend segensreichen Wirken ein Eigenthum, ein Schatz, ein Vorzug *evangelisch deutschen* Lebens ist; ich meine den Stand des *deutschen Volksschullehrers.* Sein *Wirken* hat gezeigt, wie man den Armen und Verlassenen, den Waisen die Güter wieder zu geben und nach menschlicher Macht zu ersetzen suchen soll, die ihnen geraubt sind, wie sie möglichst den Segen des Familienlebens wieder gewinnen sollen, dessen zu entbehren der schwerste Verlust ist. Darauf gebaut sind die von einem verjüngten Glaubensgeiste durchwehten zahlreichen Anstalten rettender und helfender Liebe, die wie frische Blüthenknospen überall aus deutschem Boden emporspriessen. Sein Wirken hat *die* Wahrheit verfolgt, dass das Heil der Gesammtheit, der ganzen Welt in der vollkommenen Erhebung aller Einzelnen zu ihrem ewigen Berufe seine Quelle und seine Mündung hat, dass von dem Hause und der Familie der christliche Geist einer wahren sittlichen Erneuerung anfangen und von da alle Gebiete und Verhältnisse der Schule und des Lebens durchdringen muss. Seine *Unterrichtsmethode* hat den Rost verjährter Formen und altgewohnter Mittel abgestreift, hat den Lehrer kräftiglich gemahnt, *jung* zu bleiben und mit immer frischer Kraft und Lebendigkeit stets neue Wege sich zu wählen, zu leben nicht allein in seiner Wissenschaft, in seinem Gegenstande, sondern vor allen Dingen in der Seele des Kindes, seines Zöglings. So war die Summe seines Thuns denn auf das Eine Ziel gerichtet, fern von abgezogenem Denken und todtem Wissen eine lebendige Beziehung zwischen dem Geiste und der Aussenwelt, zwischen dem Lehrenden und dem Lernenden zu vermitteln, mit Einem Worte: die grosse Kunst anzubahnen, die *wahrhaft erziehend lehrt.*

Wir blicken um uns in die *Gegenwart.* Am *Pestalozzitage* musst du Rechenschaft geben, *deutscher Lehrerstand*, von deinem Thun. Darum, die Hand aufs Herz, kannst du dir Zeugniss geben, dass all dein Arbeiten an den jungen Seelen im Geiste solcher Liebe geschieht, solcher Strenge zwar, die nicht ein Haar breit weicht vom Ernste treuer Wahrheit, aber auch jener Milde, die nicht richtet, wo sie helfen kann; kannst du dir Zeugniss geben, dass du, fröhlich, frisch und fromm, in wahrem Leben

stehst und mit stets verjüngendem Streben abstreifst, was veraltet, was verknöchert, was lahm geworden ist? Und immer ernster treten die Fragen an uns heran: Haben wir in allen Stücken immer nur den Einen Herrn vor Augen, sehen wir mehr auf seinen Willen als auf der Menschen Wohlgefallen, ermatten wir nicht nur allzuoft und gehen die alten Wege sorglos fort, wo wir neue Bahnen wählen sollten? lassen wir uns denn auch von der tieferen Quelle fortschreitender Erfahrung und Wissenschaft genügend durchströmen und behalten offenes Herz und Ohr für Alles, was die Menschenseele wunderbar bewegt und aufwärts zieht? vor allen Dingen: halten wir, noch ehe unser Muth erlischt und unsere Kraft gebricht, fest und unermüdet die gehobenen Hände empor, dass wir, wie einst die Häupter Israels, in solchem Zeichen siegen?

Am *Pestalozzitage* habe ich auch an dich eine ernste Frage frei, du liebes *Haus des deutschen Vaterlandes*. Hast du dich bereitet und angeschickt, den reichen Segen, den Gott dir gab, in vollem Maasse auszubeuten? Ziehst du der Schule Werk, das schöne väterliche und mütterliche Lehren, auch in des Hauses Kreis hinein und förderst vor, neben und nach dem öffentlichen Unterrichte der Schule bestes Thun als treue Genossin? Siehst du in der Schule vertrauensvoll eine Förderin deiner liebsten Erquickungen, deiner schönsten Segnungen? Ist deine freudenvollste Rast im Umgange mit deinen Kindern, so dass du dich sehnst nach ihrem täglichen Wiederkommen aus der Schule und nicht an dieser das willkommene Mittel haben willst, dich ihrer Thorheit und Unruhe zu entledigen? Schlingst du das starke, milde Band zarter Familienliebe, das Alle schon zu Gliedern Eines Leibes macht und noch für höhere Zwecke vorbereitet, um alle dir vertraute Seelen?

Nur Fragen, keine Klagen an *Pestalozzis* Ehrentage! Wir treten ja mit dem zwölften Morgen dieses neuen Jahres im Geiste an seine Wiege, nicht an sein Grab, und haben, an Hoffnungen reich und zu Gelübden stark, eine weite Zukunft köstlicher Aussaat vor uns liegen. So zieh denn hin, du von deutscher Dankbarkeit und Liebe reich geschmückter Pestalozzitag, zieh hin mit unserem fröhlichen Vertrauen: Der deinen Geist, dein Leben, o *Pestalozzi*, zum Heile deutschen Landes gab, wird auch der Schule und dem Hause des geliebten grossen Vaterlandes immer neue Kraft und immer reichern Segen geben.

---

6) Die Schule des Hauses Helferin. [1])

Mit Muth und Demuth empfange ich das mir übertragene Amt aus Ihren Händen, theurer Herr Propst [2]), von Ihren treuen, aus Ihrem warmen Herzen tief in meine Seele gedrungenen Wünschen begleitet; ich übernehme es vertrauensvoll unter Ihrem freundlichen Segensgeleite, ehrwürdige Diener am Evangelio, Angesichts aller derer, mit denen und für die ich arbeiten soll in diesem Amte, vor den Augen und unter der schützenden Obhut der theuren Väter und Berather dieser Stadt; möge mein Eingang behütet und gesegnet sein für mich, wie für das Amt und für die Jugend dieser Stadt, auf die viele Augen und Herzen, viele Wünsche und Hoffnungen gerichtet sind!

Ich komme nicht ohne ernste Selbstprüfung in diess mein Amt; ich habe es wohl erwogen und fühle seine ganze Schwere und Verantwortlichkeit, aber ich habe auch nicht auf meine eigene schwache Kraft gebaut, sondern in der Stunde schwerer Entschliessung den angerufen, ohne dessen Beistand nichts Menschliches gedeihen kann. Ich trete mit grösserer Freudigkeit in dasselbe ein, weil ich einen Geist des Segens walten sehe an einer Arbeitsstätte, wo treue Lehrer, deren Gedächtniss in unverlöschlichen Ehren steht, eine reiche Saat ausgestreut haben in empfängliche Seelen, die nun im lieben Vaterlande weit umher mit Segen wirken in allerlei Aemtern der Kirche und des Staats. Ich komme mit um so grösserer Freudigkeit, weil ich in dem Werke, das wir heute mit einander beginnen, die Erstlingsfrucht hier an diesem Orte erkenne von jener schönen, bedeutungsvollen Weihnachtsgabe [3]), die ein vor schwerer Zeit zur Ruhe seiner Väter eingegangener, der Wissenschaft und Kunst mit liebevollem Sinn ergebener Fürst zum Frommen des höheren Unterrichts-

---

1) Gehalten zum Antritte des Rectorats der Flensburger Gelehrtenschule am 17. October 1848.

2) In Stellvertretung des ordnungsmässig dazu berufenen Mitgliedes der Schl.-Holst. Regierung vollzog Hr. Kirchenpropst und Hauptpastor Volquardts die Einführung mit einer Rede.

3) Die Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von über 20,000 Thlr. S. H. C. (24,000 Thlr. preuss.) zu den Kosten der Gelehrtenschulen in den Herzogthümern Schleswig-Holstein erfolgte gerade am 24. Decbr. 1847.

wesens auf den Altar des Vaterlandes niederlegte. Ich komme auch mit Muth und Vertrauen zu Ihnen, theure Versammelte; das aber ist ein Gefühl, das wieder Vertrauen wecken und finden will, und ich weiss dieses doch nicht besser mir zu verdienen als durch die lauterste Offenheit und Aufrichtigkeit einer Herzensergiessung, wie sie beim Eintritt in ein schönes, aber schweres Amt natürlich ist.

In der spannungsvollen und bewegten Zeit, in der wir leben, ist auch die Schule mitten in den Strudel der Bewegung fortgerissen; und könnte es einerseits scheinen, als stehe sie auf der Höhe ihrer Geltung und Bedeutung, so dürfen wir uns doch andrerseits auch nicht verhehlen, dass ernste Lebensfragen über ihr Haupt dahingezogen sind, also dass man wohl meinen könnte, es wäre auch schon an ihre Lebenswurzel die Axt gelegt. Schliesset die Schulen zu, — habe ich ernste und tiefe Gemüther in dieser Zeit oftmals sagen hören — damit endlich einmal wieder das Haus zu seinem Rechte komme und seine Pflichten üben lerne. — Dürften wir Menschenkinder scherzen und spielen mit den heiligsten Interessen der Menschheit: dann möchte ich wohl einmal einen Tag herbei wünschen, wo der Ruf nun durch die Länder ginge: der Schule Werk sei geschlossen, ihre Arbeit für immer abgethan und dem Hause zurückgegeben, der Lehrerstand solle nunmehr sich mit an die gemeinsame Arbeit des öffentlichen Lebens begeben, wo genug Hände vonnöthen seien. Dann, hoffe ich, würde überall ein Schrei des Unmuthes und der Bangigkeit sich erheben und viel tausende von Seelen, in dem theuersten Besitzthum des Liebsten, was sie auf der Erde haben, bedroht, würden nach Helfern in der Arbeit rufen. Nun, etwas Schöneres und Grösseres kann und darf die Schule auch nicht wollen, als *des Hauses Gehülfin* zu sein. Aber welches Hauses freilich? Nicht *jenes*, dem die Kinder eine Last sind und keine Lust, oder das sie verbraucht als die Werkzeuge eigenen Fortkommens und Gewinns, oder das mindestens ihrem Gedeihen und Fortschreiten nur eine oberflächliche herz- und sorglose Rücksicht schenkt, wo sie für die Zwecke des äusseren Daseins abgerichtet, und die Arbeit ihrer Heranbildung nach einem mitten in der gebildetsten Christenheit weit genug verbreiteten Heidenthume als der geringfügigste Knechtesdienst erscheint; sondern vielmehr *des* Hauses, in welchem die

Eltern in und mit den Kindern zu wachsen gedenken an ihrem inneren Menschen, wo der Vater sein Bete und Arbeite in dem sichtbaren Erfolge seines Tagewerkes bewährt, wo die Mutter den stillen frommen Sinn mit Mund und Auge unbewusst und unbemerkt in des Kindes Seele flösst, wo die Kinder selbst als eine Aussaat gelten, die durch alle Vorzüge und Segnungen des äussern Lebens nur um so sicherer reifen sollen für ihre ewige, allein des Menschen würdige Bestimmung. In einer Zeit, wo die Staatengebäude wanken, wie vielleicht nie zuvor, und die politischen Erschütterungen auch der kühnsten Berechnung spotten, soll man lieben und ehren lernen die oft verachtete stille Stätte des Hauses, wo Einfalt und Frömmigkeit, Thatkraft und Gesinnung wurzeln — Tugenden, in Bezug auf die man die Gegenwart nicht nach ihren Früchten, sondern nach ihren Keimen und Knospen zu messen und zu richten hat. Auf dieser Grundlage ruhet die Gemeinschaft des öffentlichen Lebens, das oft mit der bittersten Erfahrung den Fluch empfindet, der die Häuser und Familien zerrüttet, das ihn in diesen unsern Tagen mit Strömen Bluts bezahlen muss. Auf dieser Grundlage baut sich alle wahre Erziehung, die ganze sittliche Erneuerung und Wiederbelebung der Gegenwart auf, durch die uns die lebensfrischen, charaktervollen Gestalten wieder gegeben werden sollen, die eine Zeit erschlaffender Ruhe und langen Friedens verschwinden, aber die Stunde der Noth und Bedrängniss wieder erstehen lässt. Eine öffentliche Erziehung im Sinne des Alterthums würde in unserer spaltungsvollen, zerklüfteten, im Niederreissen und Aufbauen sich überstürzenden Zeit den letzten Funken edler Sitte, Gesinnung und Nationalität vernichten können; die Schule hat ein stilleres Gebiet als das wilde Element ist, auf welchem das Schiff des Staats zwischen Klippen und Brandungen schaukelt. Nur wenn das Haus sein eigenes Interesse wohl versteht, wenn es den hohen Segen bürgerlicher, den höhern kirchlicher Gemeinschaft zu würdigen weiss; wenn das Haus in seinem sittlichen Nerv frisch und stark ist und *das* Leben wahrhaft fördert, das zur Gesetzlichkeit und Freiheit, zur Frömmigkeit und Wahrheit führt, nur da kann die Schule ihr rechtes Gedeihen haben, nur da von echter Erziehung die Rede sein.

Die *Gelehrtenschule* ist ein Glied zwar nur in der Kette der Bildungsanstalten, in denen die Jugend während der schön-

sten und empfänglichsten Zeit menschlichen Lebens sich sonnt und wärmt, sich nährt und stärkt; aber sie hat fürwahr auch einen weiten Umfang, einen freien Horizont, eine glückliche Dehnbarkeit, einen reichen Nahrungsstoff; sie nimmt das Kind, das zum Knaben reift, in ihren Schooss auf und entlässt den Jüngling aus ihrer stillen, fürsorglichen Mitte in das selbständige, von Genüssen und Gefahren umringte Leben. Verkenne man doch nur ihre Bedeutung nicht um ihres irre leitenden Namens willen oder aus alter Gewohnheit; sie hat sich es nicht zum Ziele *gesteckt*, Gelehrte bloss zu bilden, die man fast schon gewohnt ist trotz aller Hochachtung, die wahrer Gelehrsamkeit gebührt, mit Pedanten oder mindestens mit unpractischen Leuten für gleichbedeutend zu halten; sie hat vielmehr das Absehen, dass die Jugend *gelehret* werde in Allem, was das Leben ziert und ehrt, den Geist bildet, den Verstand schärft und regelt, den Willen stählt und das Gemüth mit reicher Nahrung füllt; sie will nicht die taube Blüthe des *Wissens ohne Können*, noch auch freilich die wurmstichige Frucht des *Könnens ohne Wissen*. Sie will die Jugend Ehrfurcht lehren vor dem Heiligen, Liebe zu dem Schönen, Achtung vor dem Grossen und dem Guten; sie sucht das *Beste* auf dem Gebiete der Natur und Geschichte, des redenden Menschengeistes und seiner unsterblichen Erzeugnisse, und das Beste ist nach einem treffenden Sprichworte ihr gut genug für ihren Zweck. Sie bietet sich als Führerin an für jeden, der sich vorbereiten will, um die Höhen der Wissenschaft zu erklimmen, oder dereinst dem Staate und der Kirche in ihren leitenden Organen thatkräftig zu dienen, aber auch um den Geist zu bilden und zu befruchten für jeden ehrenwerthen Beruf und jede nützliche Thätigkeit, wie sie als unentbehrliche Elemente in der bürgerlichen Gesellschaft bestehen. Das ist ihre Aufgabe und ihr Ziel, das ihr Sehnen und ihr Streben.

Aber wird denn auch wirklich, mag man mich wohl fragen, eine Schule solcher Art und Einrichtung des *Hauses Helferin* sein? Ist sie das bisher gewesen und die scheinbar oder wirklich vorhandene Kluft nunmehr ausgefüllt? Trägt die Gegenwart keine neuen Hemmungen und Hindernisse dafür in sich? oder sollte sie bei rechtem Verständnisse sogar vielleicht geeigneter dafür sein? Lassen Sie mich Antwort geben auf diese Fragen, die wahrlich ernst und bedeutungsvoll genug sind.

Die Gelehrtenschule kann nur dann des Hauses Helferin sein, wenn sie des Hauses schönsten Schatz, sein heiligstes Gut, bewahrt, wenn sie die ihr anvertraute Jugend nicht bloss in allem Nützlichen und Schönen unterweiset, sondern Alles auf den reinsten Adel menschlicher Natur zurückführt zu möglichst harmonischer Vollendung, wenn sie mit Einem Worte *erziehend lehrt.* Durch alles Wissen und Können soll ja der ganze Mensch veredelt und gehoben, aller Widerspruch und Zwiespalt seiner Neigungen und Bestrebungen ausgeglichen, ein Gesammtbild seiner angebornen Würde ermittelt werden; das kann es nur, wenn es auch in dem Lehrer und Erzieher als Ein Ganzes erscheint, wenn Geist und Gemüth in ihm ebenmässig von allem Hohen und Edlen durchdrungen sind, wenn ihn das eifrige Bestreben leitet, dasselbe auch in seinen Schülern hervorzurufen, wenn endlich der evangelische Geist in allem Leben der Schule dem mit der schönsten Blüthe des Geistes geschmückten Wesen das Siegel der Vollendung auf die Stirne drückt. O welch ein hohes, schweres Ziel, davor man wohl zurückbeben möchte! Aber das ist ja der Segen eines jeden Ideals gerade, dass es ein grosses Ziel unverrückt uns vor Augen hält, woran sich alle Kräfte unablässig üben und stärken. Hier gilt es nicht zu ermüden in der Wahl der Mittel und Wege, durch welche die Jugend auf ihren verschiedenen Stufen für das Lernen gewonnen und begeistert, in alle Anfänge und Fortgänge des Wissens und Könnens am richtigsten und naturgemässesten eingeführt und in dem sichern Gange ihrer Ausbildung gestärkt und befestigt werden soll. Hier gilt es frisch und jung sein für uns Lehrer, hier liegt der ganze Segen unserer innigsten Gemeinschaft, hier liegt die Krone unserer unverdrossensten Arbeit.

Die Gelehrtenschule kann des Hauses Helferin sein, wenn sie die *Forderungen der Gegenwart versteht.* Es ist eine schwere, aber auch eine grosse und gewaltige Zeit, in der wir leben; wer von ihr nichts lernt für das ganze Leben, der hat umsonst gelebt. Ich will, auch wenn ich bei der behutsamsten Sichtung dazu im Stande wäre, der Gegenwart mich nicht zum Lobredner aufwerfen, wie denn ja jedes Menschenwerk kein Lob verträgt, ehe es beendigt ist; aber das bleibt unverkennbar, dass unzählige Vorurtheile gefallen, ein mattes und schläfriges Leben aus seinen Formen aufgerüttelt, viel Unfruchtbares und Todtes, viel Schein

und Lüge niederzukämpfen begonnen worden ist mit einer im Wachsthum begriffenen Siegeskraft, damit endlich einmal Wahrheit und Leben in frischer Fülle wieder an den Tag komme und des Menschen aufgeschlossener Sinn und freies Wesen dem vorgesteckten Ziele, dazu er berufen, nachjagen könne. Die Gelehrtenschule hat die lauten Mahnungen der Gegenwart wohl verstanden und beherzigt, sie dringt auf *Bildung* für *das Leben* und will dafür wirksam sein, sie hat kein lebhafteres Verlangen, als dass die classische Welt mit ihrem ganzen Reichthume an Ideen und Charakteren ein Gemeingut ihrer Schüler werde und wieder bildend und gestaltend auf das öffentliche Leben wirken möge; sie fühlt, dass sie lange genug sich hinter die Klostermauern ihrer formalen Sprachweisheit eingeschlossen und dem immer tiefere Gesetze offenbarenden Gebiete der *Natur* sich in verkehrter Feindschaft gegenübergestellt hat, sie will bei ihrem Ringen nach den köstlichen geistigen Gütern, die es gibt, in dem Zeitalter Alexanders von Humboldt nicht zurückbleiben mit ihrer Huldigung vor dem in classischer Form zu Tage geförderten Schatze dieses unvergleichlichen Meisters; sie begreift es, dass die Natur wohl ein Anderes, ein Gegenstück, aber kein Widerspruch ist gegen den Menschengeist, dass nur, wenn in ihm der Geist sich zurechtgefunden hat, er seiner selbst wahrhaft gewiss ist und erst den festen Boden hat, auf welchem er sich fröhlich entfalten kann. Die Gelehrtenschule will den *practischen Sinn* pflegen, der jedwede wahre Tüchtigkeit erzeugt, sie will bei allem schönen Gleichmaasse der in der Menschenseele wohnenden Kräfte, das sie zu fördern strebt, doch vor allen Dingen dem *Gemüthe und Charakter* seine überwiegende Herrschaft sichern helfen, und ihr Scherflein redlich beisteuern, dass auf dem Boden kommender Geschlechter ein natürlicheres Wesen, eine lebensfrischere Gestalt, ein tüchtigerer Charakter sich oftmals finden möge. Ob's ihr gelingen wird, diess hohe Ziel zu erreichen? Nun, im edlen Werke ist schon das Streben nach einem schönen Ziele anerkennenswerth und lohnt auch dann selbst, wenn man auf halbem Wege schon bleiben muss. Und wer mit Sinn und Geist auf der Akropolis des lebensvollsten Volkes gestanden, wer vor dem stolzen Capitol im Geist geschaut, was Männer, was Charaktere sind, kommt niemals ohne reiche Frucht für Herz und Willen in die Gegenwart zurück. Und ist das wahr,

wird dann dem *Hause*, wird durch dasselbe nicht dem Staate und dem *Volke* der grösste Dienst erwiesen sein?

Aber wir sehen noch ein böses Wesen diese Zeit durchziehen, das wie gespensterhaft aus alten Tagen in die Gegenwart hinüberblickt und das auch das scharfe Schwert der radicalsten Umwälzung nirgend mit einem Schlage entfernen kann. Was als Kastengeist der alten Welt längst vor dem Richterstuhle der Geschichte erbarmungslos gefallen, lebt in dem Unterschiede und der Spannung der *Stände* noch immer fort. Die Gelehrtenschule weiss es wohl, dass es gottgeordnete Unterschiede gibt, die zu zerstören Frevel wäre, aber sie weiss auch, was für eine *Einheit in Bildung und Gesinnung* erreichbar und nothwendig ist, um ein echtes und heilbringendes Zusammenwirken der bürgerlichen Gesellschaft zu erzielen. Sie will nimmer diesen Zwiespalt nähren, sie ist durchdrungen von der Achtung, die jeglichem Stande gebührt, und weiss es, dass nicht daran, sondern an dem grössern oder geringeren Maasse allgemeiner Bildung und der Empfänglichkeit für höhere geistige Güter das Maass des Urtheils zu entnehmen ist. Der Ackersmann, der frommen Sinns sein Feld bebaut, der Schiffer, der muthig seine Bahn durch wilde Meere zieht, der Kaufmann und Fabrikherr, der entschlossen und geschickt die Wege des Verkehrs sich öffnet und die Möglichkeiten des Erfolgs und der Verhältnisse berechnet, sie können dennoch bei aller Verschiedenheit einig unter sich und mit den Ständen sein, die zu leitenden Organen des christlichen Volks bestimmt sind, ebenbürtig durch ein lebhaftes Interesse an allem Höheren und Edleren, durch ein richtigeres und sicheres Verständniss der Gegenwart und eine sorgsame Liebe für jeden ernsten Gegenstand der Wissenschaft. Diese unzeitig von einander trennen in jenem schönen und empfänglichen Alter, wo nicht der Beruf, sondern die freie Neigung Sinn und Bestreben bestimmt, wäre ein Verrath am geistigen Besitzthum des Menschen. Dagegen jene tiefere Einheit zwischen den verschiedensten Ständen des öffentlichen Lebens fördern, das ist der Gelehrtenschule ernstlichste Obliegenheit, mit stärkster Ueberzeugung geht sie diesem Wege nach und ist des Segens sich bewusst, der davon unzertrennlich ist, wie in des Hauses stillen Räumen die verschiedensten Gaben und Charaktere in ungetrübter Mischung bei einander stehen.

Und wenn sie sich nur Eines noch bewahrt, das unvergleichlich schön und schwer ist, wenn sie *das Alte hütet und das Neue treu erwirbt*, um beides aus immer reichem Schatze darzubieten: dann wird man sie ohne Rückhalt des Hauses treuste Gehülfin nennen. Sie hat einen Schatz, der tief verborgen wie der Nibelungen Hort im Rhein, aber stets ergiebig wie der reichste Schacht der Silbergrube, oft von schnöden Händen angetastet, aber durch keinen Hohn und Spott entstellt, durch keine Lästerung verkleinert, im reinsten Schmucke prangt: das sind *die Sprachen und das Evangelium*, die einst Luthers kühner Geist und wahrer Sinn der Schule, wie hier eine seit jenen Tagen steht, zum unverlierbaren Eigenthum übergab. Verliert sie jemals die, dann hat sie das Verständniss einer halben Welt, dann hat sie den Boden unter ihren Füssen verloren. Und neben diesem Erbgute, das sie bewahren soll, steht ein Anderes, das sie stets neu gewinnen muss und nie verlieren darf, das ist die Wissenschaft mit ihrem unversiegbaren Reichthume, das ist die Natur mit ihrem unvergleichlich bunten, zaubervollen Garten, das ist die Frische einer kräftigen Jugendlichkeit, die immer Neues empfängt und sich aneignet, das ist die Freiheit und Beweglichkeit, die Leben gibt und vor Erstarrung und Verknöcherung bewahrt, die sich zu neuer Kraft verjüngt und darum mit jeder nachwachsenden Generation immer jung bleibt.

Wird aber das *Haus* dann ganz stille sein, wenn die *Schule* eine so kühne Bahn betritt, so muthig bekennt und so fröhlich ihr hohes Ziel sich steckt? das darf es nicht, darf es auch in dir nicht, liebe Stadt; wo sie die Pflicht hat viel zu leisten und sich selber dazu schuldig und verbunden weiss, da hat sie auch das Recht, Einiges zu fordern, und ist der freudigsten Gewährung auch gewiss. Man sagt, es gehe ein finsterer Geist materieller Interessen durch diese Zeit hindurch; und wo das materielle Leben für seine Blüthe jede fördernde Gunst geniesst, da droht allerdings doppelt Gefahr. Die Hand aufs Herz, liebe Versammlung! Wer fühlt sich von dem Vorwurfe nicht mit betroffen; wer könnte behaupten, dass nicht auch er mehr als er sollte den Forderungen des materiellen Lebens zum Opfer bringe. Segnen wir darum jede Gelegenheit, die es uns möglich macht, dem äussern Dasein uns zu entwinden und unsern Sinn auf die unvergänglichen Güter des höheren Lebens zu richten! Und wenn nun eine Lehranstalt nach dem geringen Maasse ihrer Gaben und Kräfte sich dazu als Führerin anbietet,

so wird sie einer freudigen Aufnahme in einer Stadt gewärtig sein dürfen, die gerade bei dem Vorzuge einer glücklichen Blüthe ohne solche Weckungsmittel in Gefahr steht demjenigen Leben entfremdet zu werden, das am Ende doch allein die wahre Befriedigung für Herz und Gemüth gewähren kann. Und wenn ich denn nun offen vor dir, liebe Stadt, bekannt habe, was wir wollen, was wir, wenn Gott Gnade gibt, erstreben, was man darum auch von uns fordern darf: o so dürfen wir auch wieder frei und offen bekennen, was wir erwarten, was wir wünschen müssen. Ich will es freudig sagen, ich weiss, es findet eine gute Stätte. Es ist zum Ersten und Höchsten die *Achtung vor dem höhern Leben*, vor der Wissenschaft, vor allem ernsten Lernen und Erkennen, das sein Ziel und seine Frucht in einer Höhe hat, die das irdische Leben mit seinen Sorgen und Bedürfnissen weit hinter sich lässt. Vergiss es nimmer, theure Stadt, dass die Wissenschaft die Mutter aller Erfindungen ist, schau ihre Macht im Laufe der drei letzten Jahrhunderte und werde ihres ganzen Segens inne, wie er in der grossartigen Blüthe aller Künste, die das Leben verschönern und seinen Genuss erhöhen, der Industrie und aller Gewerbszweige in staunenerregendem Maasse zu Tage liegt. Und wenn der Ausspruch wahr ist, den ein Naturkundiger unserer Tage gethan hat, dass jetzt kein Thron so fest steht wie der der Wissenschaft, so führe deine Söhne durch das Thor der Wissenschaft ins Leben ein, und ihre so gewonnene Kraft und Einsicht wird allem Wandel und Wechsel des irdischen Lebens glücklich widerstehen. Es ist zum Andern die *gerechte Würdigung des unberechenbaren Segens, der in der Bildung und Erziehung der Jugend liegt.* Es schwebt ein lieblich Bild vor meiner Seele von einem schönen Leben, wie es in deiner Mitte war, wie es — vielleicht noch ist: ein traulicher, gemüthlicher Familiensinn bei grosser Einfachheit des Lebens, ein inniges Anschliessen und Zusammenhalten im Gefühle lebendiger Gemeinschaft, der durch Blutsverwandtschaft und gleiche Interessen Verbundenen, ein wohlthuender Wechsel ernster und rüstiger Arbeit mit sabbathlicher Ruhe. Hat vielleicht der rauhe Hauch einer Alles verflüchtigenden und entfremdenden Zeit diess schöne Bild getrübt oder entstellt; o so erneuere es bald mit aller Kraft und führe es wieder in deine Häuser ein. Da sitzt die Jugend, die mit der Erbschaft deines Namens und deines Segens hinauswandern

und nach dir wohnen soll hier oder anderswo in den Hütten unseres theuren Vaterlandes, o führe sie hinein in jene halb entschwundene Welt und gib ihnen das als letzten Segen mit auf ihren Lebensweg. Und dürfen wir weiter wünschen, so bitten wir um jene *Offenheit und Aufrichtigkeit* in Wünschen und Urtheilen, die ein rechtes Verständniss und eine übereinstimmende Leitung der Jugend erleichtert und befördert. Unser Maass in Wissen und Können ist endlich und beschränkt, aber unser Eifer und Wille rein und lauter hingegeben dem Tagewerke, das uns befohlen ist und das wir mit Begeisterung vollziehen; wir geben uns offen und ohne Rückhalt wie wir sind und hoffen so jenes Vertrauens sicher zu sein, das jeder Zeit unverhohlen nach Herzensmeinung zu uns redet. Geschiehet aber das, dann wird die *fördersamste Unterstützung mit Wort und That* uns nimmer mangeln, und Haus und Schule werden in Vollziehung ihrer gemeinsamen schönen Aufgabe Hand in Hand gehen.

Dazu sei mir gegrüsst, du liebe Jugend dieses Orts und dieser Schule, der ich von nun an meine Kräfte widmen soll. Ich komme zu dir mit dem längst geübten Wahlspruch: was mein ist, das soll euer werden. Was ich von allem Grossen und Schönen in der Welt in eigener Seele empfunden und erlebt, was ich aus dem tiefsten Wahrheitsborne, den es gibt, gekostet und an den Geistesschätzen einer reichen Vorwelt in köstlicher Arbeit mir selbst gewonnen habe: ich gebe es freudig dir zum Gemeingut hin, nimm's und eile uns damit voraus. Ich will dir stets nach bester Kraft und Einsicht im Glauben und im Wissen ein Führer sein zur Wahrheit und zur unverfälschten Lauterkeit, ich will dich warnen vor Trug und Schein, ich will dich hassen lehren die Gemeinheit und die Lüge. Sei folgsam, liebe Jugend, sei fleissig und sei treu; bist du das, dann sollst du einen gütigen und milden Führer an mir haben, aber möge auch nie die Stunde kommen, wo ich dem Leichtsinn oder Ungehorsam, wenn er nach alter Feindesweise dich beschleichen sollte, aus Schwachheit zu deinem Verderben Raum gestattete. Lass Offenheit und Wahrheit die Seele unseres Bundes sein, dann segnen wir gemeinsam einst die Stunde, die uns zusammenführt.

Seid mir gegrüsst, theure Mitgenossen an der Arbeit, gegrüsset mit dem innigsten Gefühle freudigen Vertrauens! Ich sehe ja in diesem Kreise die treu bewährten, von Dank und Achtung

hier umringten Zeugen einer frühern Zeit[4]), ich sehe den mir eng verbundenen Gefährten einer nicht kurzen, aber schönen, für uns selber segensreichen Wirksamkeit[5]), ich sehe die frischen, jugendlichen Kräfte, die innig werth gehaltenen Glieder unseres neuen Bundes[6]), alle voll von Hingebung und Eifer für unser gemeinsames Wirken. Gebe denn die begeisterte Freude an der Wissenschaft, die Liebe zu der theuern Jugend und die höhere Einigkeit im Geiste das rechte Band der innigsten Gemeinschaft unter uns. Hier meine brüderliche Hand zum treuen Bunde, zu einer schönen, von Gottes Gnade gesegneten Wirksamkeit!

Ich erfülle eine liebe Pflicht, die mir kraft meines Amtes obliegt, und führe dir, theure Versammlung, dir, liebe Jugend, die neuen Lehrer dieser Anstalt vor. (Hier erfolgt die Vorlesung der Bestallungen und die Einführung der Einzelnen.) Sie kommen mit Vertrauen und Liebe zu dir, theure Jugend, sie widmen die ungetheilten Kräfte ihres Lebens deiner Bildung, sie suchen ihre Freude und ihr Glück in deinem Fortschreiten und Gedeihen, eile ihnen jederzeit mit Achtung und mit Folgsamkeit, mit Liebe und mit Willigkeit entgegen!

Doch nun rede ich nicht mehr allein für mich, wir sind in Einem Geist und Sinn vereint, in dieser Gemeinschaft ruht unsere Kraft, ruht aller Segen unseres Thuns, — doch nur, wenn er von oben kommt. Du treuer Herr und Gott, ist Wahrheit in unserem Wollen und Streben, ist lauter unser Flehen in dieser schönen, feierlichen Stunde: o so erhöre es und gib dem Werke, das wir heute beginnen, Segen und Gedeihen. Der du die Welt errettet hast und ihr das reinste Licht gegeben, der du auf der seligsten Höhe dieser Erde das Panier des Friedens aufgepflanzt, dass unter seinem Schatten deine Völker wohnen: hier ist auch eine Pflanzstätte deines Lichts, hier eine Jugend, hier eine Schaar, die dich sucht, hier Arbeiter, die das Werk des Friedens

---

4) Subrector Dr. Dittmann und Collaborator Dr. Jessen; Hülfslehrer Kühlbrandt wurde an dem Tage als siebenter ordentlicher Lehrer eingeführt.

5) Conrector Schumacher, bisher Subrector an der Domschule in Schleswig.

6) Dr. Aug. Mommsen, fünfter, und W. Gidionsen, sechster Lehre der Anstalt.

möchten treiben — gib unserm theuren Vaterlande, gib dieser Stadt und dieser *Schule* des Friedens reiche Frucht, der Arbeit reichen Segen!

---

7) Der Weg zum Wahren durch das Schöne.[1])

Unsere heutige Aufgabe ist beendigt, Versuche sind gemacht worden im Vortrage eigenen oder angeeigneten Stoffs auf allen Lehrstufen, in jedem Alter des hier versammelten Kreises. Aber was ist denn eigentlich, fragen wir uns zum Schlusse, Zweck und Ziel dieses ganzen Vornehmens gewesen? Warum haben wir uns seit Wochen darauf bereitet und schliessen nun unsern Lehrgang im alten Jahre damit ab? Etwas so ganz Geringfügiges und Unbedeutendes muss es doch nicht sein, und wie könnte es das auch, da es sich gerade um die Darstellung eines Innerlichen und Gedachten, um die angemessene äussere Mittheilung eines geistigen Schatzes, um die schöne Form für einen schönen Inhalt handelt. Dem Geiste sein innerliches Besitzthum abzuringen und sein reiches Werk an das Licht zu fördern, ihm eine Sprache, eine Form zu geben, die seinem tieferen Inhalte gemäss ist; so den Geist selber reden zu lassen und das Innerliche unmittelbar zu einem Aeussern zu machen, das ist ein schönes, heilsames und anziehendes Thun. Was einst dieser Lehrstätten schöne Inschrift war, das mahnende und lockende: *sapere ac fari*, Reden und Denken, hier wäre es in einer Spitze zusammengefasst, wenn es uns gelingen wollte würdig solcher Aufgabe zu genügen. Und das, warum sich alle Räthsel der Menschenbrust bewegen, die scheinbaren Gegensätze des Aeussern mit dem Innern, des Geistigen mit dem Leiblichen, des Ewigen mit dem Vergänglichen, des Göttlichen mit dem Menschlichen zu vereinbaren und auszugleichen, hier wäre es in Einem Puncte und auf Einer Stufe gelöst und wir hätten ein würdiges, schönes Ziel erreicht. Was kann es Würdigeres geben, als wenn das geflügelte Wort die rasche That des Geistes vorführt und den blitzschnellen Gedanken *fes-*

1) Gesprochen zum Schlusse des Rede- und Declamationsactus in dem Hörsaal der Flensburger Gelehrtenschule den 22. Decbr. 1848.

fesselt, dass er vor dem Geiste des Hörers zu ruhiger Betrachtung eine Weile still steht? Und dürfen wir nicht getrost sagen, dass wo dieses Verhältniss zwischen Wort und Gedanken in der entsprechendsten Weise herrsche, die *Vollkommenheit* geboren sei?

Aber es gibt eine doppelte Vollkommenheit, die eine ist die der Form, die andere die des Inhalts; jene nennen wir *Schönheit*, diese *Wahrheit*. Aber beide sind nicht geschieden, vielmehr unzertrennbar und in ihrem Wesen Eins, nur der Standpunct der Betrachtung ist ein anderer. Wie der doppelte Weg des Odems in unserem Leibe unerlässlich, so auch die Bewegung unseres Geistes von unten nach oben, von innen nach aussen und wieder zurück. Die Wahrheit und die Schönheit liegen, wo die Schärfe der Sinne und Gedanken sich begegnen und zusammenstossen, in feiner Grenzlinie, und mit Recht darf man sagen: wie die Schönheit das Geistige am Sinnlichen ist, so die Wahrheit das Sinnliche am Geistigen. Das sind aber entlegene und schwerfällig bezeichnete Wahrheiten, womit nun noch nach allem diesen Sinn und Geist zu beschweren vom Uebel wäre. Ich will vielmehr nur Eine Wahrnehmung in concreter Lebendigkeit und Anschauung vorführen, eine solche, die für unser Thun und Treiben von entscheidender Wichtigkeit ist. Denn ob wir gleich dem *Schönen* nachgehen, wo wir es finden in Rede und Dichtung: unser letztes Streben kann es dennoch nicht sein, vielmehr haben wir da die *Wahrheit* im Auge. Allein diese ist eine späte, köstliche, aber nur in ihrer völligen Reife geniessbare, darum schwer zu erlangende Frucht; aber wie der herbstlichen Frucht eine Frühlingsblüthe voraufgeht, die uns mit ihrem Duft und ihrer ganzen Lieblichkeit anzieht, so geht der Frucht der Wahrheit die Blüthe der Schönheit vorauf, und wir sollen und müssen es uns vergegenwärtigen und einprägen: *Durch das Thor des Schönen geht's in die Bahn der Wahrheit hinein;* oder, wie der Dichter[2]) es ausgedrückt hat: Was wir als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Es hat ein ganzes Volk gegeben, liebe Jugend, das trug der Schönheit Stempel und Gepräge auf seiner Stirn, das hat des Geistes schönsten Blüthenstaub über den europäischen Fruchtgarten hinübergeweht und ausgestreut, so dass, nachdem es selbst,

2) Schiller in den Künstlern.

der Blume gleich, die, je mehr sie glänzt und prangt, in einem frühen Tode dahinwelkt, längst abgestorben und die reife Frucht von seinem Baume gefallen ist, überall noch die ausgeworfenen Saamenkörner aufgehen und an das Bild der ursprünglichen Erscheinung erinnern. Komm mit mir im Geiste an die Wiege dieses Volks, da will ich dir ein liebliches Gemälde zeigen, wie's eine deutsche Künstlerhand geschaffen, um den Strom des ganzen vielbewegten und reichbegabten Leben dieses Volks aus Einer Quelle abzuleiten. Inmitten einer zahlreichen Gruppe, am Ufer jener licht- und klangvollen Gewässer, die die Anmuth von Hellas und Kleinasien erhöhen, den Hintergrund bedeckt mit starren, unbewegten Felsen, dem Gegenbilde jenes unsteten, ruhelosen Elements, steht der älteste Barde dieses Volks, die Linke hoch empor gehoben, die Leier in der rechten Hand; er singt von des Peliden Zorn und von der Irrfahrt des Ulysses, und Alles ringsum schweigt und höret lauschend zu. Aus seinem Munde gehen der Schönheit ewige Gesetze ungeahnt und unvermerkt ins volle Leben ein, und auf demselben bauen sich vor unsern Augen die Grundlagen des Rechts und des Lebens, des Guten und des Wahren auf. Tief sinnend sitzen rechts an seiner Seite drei Ordner und Gesetzgeber bürgerlichen Lebens, wie sie in Sparta und Athen das Urgepräge schufen, das noch zum Grunde liegt in der mühevollsten Arbeit der Gegenwart; daneben lagert sich ein Krieger, die Hand auf seinen Speer gestützt, indess Schild und Lanze friedlich neben ihm im Grase ruhen; dahinter, an zweier alter Pinien Stamm gelagert, die Künstler, die mit Hammer, Meissel und Pinsel arbeiten, zur Seite hochthronend die Muse der Geschichte, die jede That mit ihrem Griffel tief in die Tafel gräbt, und unter ihr eine horchende, lernbegierige Jugend; zu seiner linken Seite knien die Sänger, die seiner Töne reiche Welt über Meer und Land forttragen und des Meisters Werk üben sollen, wenn sein Mund verstummt ist. Dahinter stehen mit halbwegs abgewandtem Blick die alten priesterlichen Sänger; sie übergeben ihm den Schatz der alten Sage, von dem nun ihre Leier schweigen darf; am Rande endlich lauschen selbst mit Meerschaufel und mit Hirtenstabe, die als Schiffer und als Hirten in des äussern Lebens Dienste stehen. — Kein Zweig des Lebens also, versteht und beherziget wohl die Bedeutung dieses sinnigen Gemäldes, kein Zweig des Lebens bleibt bei diesem lebensfrischen

Volke vom Geiste des Schönen unberührt; das hat Allem sein Gesetz eingeprägt, es ist zugleich bei ihm der Inbegriff des Guten, des Sittlichen und des Wahren geworden. Und die reichste Fülle glänzender Kunsterzeugnisse in Bild und Rede ging daraus hervor, mit deren einer Hälfte wir noch immer aus bester Ueberzeugung von seinem höchsten Werthe eure jugendlichen Seelen zu befruchten und auszubilden beflissen sind.

Was ist denn aber das *Wesen*, das *Gesetz des Schönen* in dieser Menschenwelt? wann ist sein hohes *Ziel* erreicht? Wenn das Unsichtbare in die Erscheinung tritt, wenn Wesen und Begriff einer Sache zur Anschauung kommt und wenn dabei eine völlige Uebereinstimmung herrscht zwischen dem Bilde und der dargestellten Sache, so weit nur irgend das Sinnliche den geistigen Gehalt in sich zu befassen und auszudrücken im Stande ist. Kann denn aber der Umkreis dessen, was in unsere Sinne fällt, die ewige Welt des Geistes und der Gedanken bemessen; kann die arme Menschensprache, kann der Marmor und die Leinwand das unsichtbare Werk, das keine Zeit, kein Raum umschliesst, ganz in sich tragen? Platon hat es nur zu wohl gefühlt und verpflanzte darum die ewigen Urbilder des Schönen und des Wahren in eine höhere Ordnung der Dinge; wenn er das Höchste darzustellen unternahm, fühlte er die Armuth und Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Darstellungsweise und bediente sich des dichterischen Mythos. Und die ganze hellenische Welt hat sich müd' und matt daran gerungen und hat doch das Ziel ihres Suchens und Strebens nicht erreicht; sie hat es tief erkannt und empfunden, was darin für ein ungeheurer Abstand zwischen des Menschen Können und des Menschen Wollen ist, und steht mit beredtem Zeugniss für uns Alle immerwährend als warnende Mahnung da. In diesem Bewusstsein eigener Ohnmacht aber haben sie die Form immer mühsamer gesucht und immer weiter von sich gestossen, immer enger an sich ziehen wollen und zu einem immer Ferneren und Jenseitigeren gemacht, und je tiefer so die Kluft wurde zwischen Bild und Begriff, zwischen Wort und Gedanken: desto mehr zog sich auch die Wahrheit in unerreichbare Ferne zurück.

Und bleibt der Mensch denn in diesem steten Jagen und die Wahrheit auf steter Flucht vor ihr? Kommt sie nicht endlich aus ihrem Jenseits hernieder und kleidet sich selbst in diese arme Sichtbarkeit? Nur dann wird's möglich sein ihr rechtes

Bild und ihre wahre Gestalt zu finden. Als aber die Sehnsucht auf ihrer Höhe stand und die Zeit erfüllet war, da ist sie gekommen zur rechten Zeit und in der rechten Weise. Wie aber ist es möglich, wird man fragen, dass so das Ewige zum Endlichen soll selber kommen können; nicht wahr, das eben begreift man nicht? Und doch hast du ein kleines Abbild davon fast unter deinen Händen, liebe Jugend, mit dem du Tag für Tag verkehrst, so klein und unscheinbar, und doch so reich und bedeutungsvoll, das kann dir dieses Räthsels Lösung geben. Was ist das — sei du mit ernstem Sinn um diese Deutung angegangen — was fein und zart, dem Auge sich entziehend, von keiner Hand berührt und doch im Kreis der Sinne sich bewegend, ein Geistiges und Leibliches zugleich, das Innerste und Unsichtbarste dir offenbart, was eine Menschenseele erzeugen kann, das wie ein zarter Hauch, flüchtig und unstät, mit Blitzesschnelle dahineilt und doch so fest im Herzen haften, die Pulse deines Lebens erregen, die Gluth auf deine Wangen treiben, dich durch und durch erschüttern, und wieder die Wellen deiner Brust wie das wildtobende Meer zur sanften Ruhe bringen kann? Es ist das *Wort*. O lass mich noch einmal dich an des Worts, der Rede ernste und tiefe Bedeutung mahnen, dass du allezeit fröhlich und emsig mit ihm umgehest, es deines eifrigsten Strebens Gipfel und Krone mögest werden lassen, du birgst einen reichen Schatz darin. In ihm knüpft sich das Nächste und Bekannteste an das Erhabenste und Fernste an. Bedenk' es wohl, wie es davon in seiner höchsten Erscheinung und Bedeutung heisst: Im Anfang war das Wort und war bei Gott und Gott war es; da hast du des Ewigen ganze Fülle so wunderbar in irdisch-sichtbarer Gestalt. Und dieses Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit. Aber Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Das ist das Schöne, das ist des Wahren eigenste, vollkommenste Natur; man sieht und kennt, man ahnet und erfindet's nicht.

Willst du den ganzen Abstand dieser himmlischen Einfalt und jenes irdischen Schimmers sehn, den Thoren Schönheit nennen: komm mit mir zu einem jener Prunkpaläste der Siebenhügelstadt, von dessen Zinnen schon ein blendender Glanz dein Auge trifft; du trittst durch die mit des Orients Blüthen und Düften reich ausgestattete Säulenhalle ins Innere der Gemächer ein, dein

Fuss will auf dem spiegelglatten Marmor gleiten, dein Auge verliert sich in des reichgetäfelten Estrichs bunter Pracht, die weiche Fülle der Purpur-Teppiche ladet dich zu wollüstiger Ruhe ein, dein Ohr entzückt sich an ferner Flöten lieblichem Getön, indess die Luft um dich von Strahlen kühlen, duftenden Gewässers, aus hohen, wunderbaren Gestalten rinnend, sich erfrischt, und an den Wänden ringsumher der Kunst vielgestaltige Schöpfungen in überströmender Fülle sich lagern: und wo ist die Liebe und die Freude bei all der Herrlichkeit? Hier sitzt die *Selbstsucht* auf dem Throne, hier herrscht der in des Lebens Ueberfluss nie erschöpfte und nie gesättigte Erfindungsgeist, und all dieser Glanz ist nur ein übertünchtes Grab. — Komm mit mir weit von dort an einen entlegenen Winkel der Erde, da findest du die reichste *Liebe* in ihrer armseligsten, unscheinbarsten Gestalt. Tritt mit mir ein in einen weiten, öden, von Menschen sonst nicht bewohnten Raum; es ist Nacht und ringsum feierliche Stille, eine Mutter bettet ihr Kindlein in eine ungewohnte Wiege und über derselben breitet sich ein ungewohntes Licht, ein neuer Glanz, und es ertönt ein nie gehörtes Lied, und es herrscht eine nie gekannte Freude im Himmel und auf Erden. Und dieses Kind in dieser armen Wiege, auf diesem stillen Mutterschooss, an dem sich eines Raphaels und Correggios Pinsel Unsterblichkeit errungen, an dem sich tausendfach des Künstlers Meisterhand versucht und das sie doch nicht auszumalen vermocht hat, — es ward ein Mann und stand einmal vor einem Manne aus jener Prunkpaläste einem; der selber ward von einem heiligen Schauer durchbebt und musste sprechen: Seht welch ein Mensch! und stand mit seiner neugierig-gleichgültigen Frage: was Wahrheit sei? nichts ahnend vor dem, der selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben war. Und was aus seinem Munde ging, was er vollbracht für die Welt — das war des Schönen und des Guten und des Wahren vollkommenster und reinster Inbegriff, war alles Lebens höchste Krone.

Wir treten heute im Angesichte unseres nahen, froh begrüssten Festes im Geiste zu diesem Weihnachtskinde getrost und fröhlich hin, damit es uns in unserem Streben weihe! Dass wir nun eine Quelle haben, wo mehr noch fliesst, als was jener alte Heide sich erbat, dass ihm zum Guten auch das Schöne noch verliehen werde, dass uns das grosse Räthsel enthüllt ist, wie zu dem Schönen auch die Wahrheit sich geselle, und dass einst,

wenn wir uns hier, wo die Augen selig sind, die nicht sehen und doch glauben, um dieses Kleinod müd' und matt gerungen haben, der Tag anbricht, wo die ewige Wahrheit uns vom Glauben zum Schauen führt: das sei unsere schönste, reinste *Weihnachtsfreude!* Und dass wir in diesem Streben nach unserem Ziel, auf diesem Wege durch alles Schöne zur Wahrheit hin, in dieser Zuversicht des Suchens und Findens nie matt und kalt und lau, nie zweifelnd und verzagt, nie trotzig und verwegen werden mögen — nehmt das als Vorsatz mit in eurer Häuser und eurer Lieben stillen Kreis hinein, vom alten in das neue Jahr hinüber — das, das sei für Euch und uns der reichste *Weihnachtssegen!*

---

8) Neujahrs-Ansprache an die versammelten Schüler der Flensburger Gelehrtenschule, d. 8. Januar 1849.

Als in der Neujahrsnacht die Kirchenglocken mit zwölfmaligem Rufe das Scheiden des alten und den Anbruch des neuen Jahres verkündigten, da ging ein ernster, gewaltiger Zug durch die Seelen der Menschen rings um uns her, ernster und gewaltiger als vielleicht je zuvor. Ein Jahr der gewaltigsten Erschütterungen, der grossartigsten Umwälzungen, der erhebendsten Hoffnungen und der demüthigendsten Erfahrungen liegt hinter uns; ein Jahr, in welchem des Krieges Donner nahe vor unseren Ohren rollten, wo viel Menschenleben von des Feindes Geschossen vernichtet oder zerknickt oder bedroht wurden, wo wir unter dem fernen Brausen des Aufruhrs und dem nahen Getümmel der Kriegsschaaren gesehnt und geseufzt, gehofft und gejubelt, geweint und gejammert haben; wo wir dennoch am Ende zittern mussten um das Eine, was Noth thut, voll der Sorge, dass uns unser bestes Theil in dem Gewirre des Lebens, in unserer Seelen athemloser Spannung mögte entrissen werden, dass wir uns selbst verlieren könnten, und damit den reinen, ungetrübten, heiligen Frieden in unserer tiefsten Brust. Und dieses arme, gejagte und geplagte, von Lust und Schmerz so tief durchdrungene Jahr ist dennoch ein so reiches geworden für uns Alle, und wenn auch nicht an Glück und Ruhe dieser Welt, so doch an Lehre und

Mahnung, an wahrhaftem Gewinn für unsern innern Menschen. Das soll denn auch unsere Beute sein, mit der wir hinüberziehen wollen vom alten in das neue Jahr, und stellen uns darum in dieser Erstlingsstunde unserer wiederaufgenommenen Arbeit noch einmal unter die Pforten des alten Janus mit seinem Doppelangesichte, und sehen bei dem diessmaligen Jahreswechsel eben so wie einst in seinem uralten Tempel zu Rom die Völkerschaaren zum Krieg und zur Berathung in ruhelosem Drängen und unstäter Hast hin und her ziehen. Unser Hoffen und Wollen ist oft auf die steilste Höhe gestiegen im Laufe dieses alten Jahres, und nun an seinem Ende scheint es so tief beugend, so leer an Hoffnung, so arm an Muth zu sein; das Ziel der ungeheuersten Anstrengungen liegt noch in weitester Ferne oder ihr Werk zerschellt an Menschenwahn und zwiespältigem Hader. Und gesetzt, es hätte der Staaten Glück und der Bürger Wohlfahrt nicht das Allermindeste dabei gewonnen und es wäre der Erfolg aller Arbeit des ganzen Jahres in Frage gestellt: o um dich allein, du liebe Jugend, würde mich das alte Jahr erfreuen, um deinetwillen würde ich es beim Abschied segnen und es mit trautem Friedensrufe grüssen: Fahre wohl, du altes, liebes, reiches Jahr 1848!

Man hat es dir nachgesagt, liebe Jugend, du seist kalt und matt, es fehle dir der warme Sinn und ernste Wille; ein angestrengtes, stets sich wiederholendes Lernen habe dich gleichgültig und schlaff gemacht und das Wissen von Vielem und Verschiedenartigem habe dir das lebendige Interesse gelähmt, so dass unterschieds- und theilnahmlos Alles, auch das Schönste und Wichtigste, an dir vorübergehe. Ist es so gewesen bisher: das nun verflossene Jahr hat dich auf keinen Fall darin bestärkt oder dich auch nur darin belassen; da gab es ein gewaltiges Aufrätteln aller Sinne und Kräfte, ein lebendiges Partheiergreifen, das selbst ins Innere der Familie drang und so auch hingelangte, wohin es lieber nicht gesollt, ins zarte Kindesherz hinein; da gab es eine Freude an geschichtlichen Grossthaten, ein Hangen an vaterländischen Bildern und Erinnerungen, da schien's als sollten wir von neuem lieb gewinnen den mütterlichen Boden, darauf wir stehen, als würde uns das theure Land, darin wir lange friedlich wohnten, wieder neu geschenkt, gerade während seine Küsten den Feuerschlund der Geschütze weit geöffnet sahen und seine schönsten Wiesen und Höhen zu Leichenfeldern wurden.

Ein verjüngender Hauch ist durch unser ganzes Vaterland gedrungen und hat alle Stände, Kreise und Lebensalter mit einem neuen Geist erfüllt. Derselbe ist auch zu dir gekommen, liebe Jugend; nun hat doch auch wohl für dich alles Wissen und Lernen, alles Leben und Streben einen erhöheten Werth bekommen. Darum werde *frisch und wacker*, ziehe straff die Zügel deines Geistes an und erfasse jeden würdigen Gegenstand in Sprache und Wissenschaft, der hier dir geboten wird, mit Ernst und Eifer. Ein Leben, das arm ist an Ideen, das sich über die niedere Sphäre des alltäglichen Lebens nicht erhebt, das von keiner Begeisterung bewegt wird, die über das Sichtbare und Endliche hinausragt, ist nicht des Lebens werth, ist hohl und trübe. Lass dich darum durchglühen von einem Hauche schönen Feuereifers, tritt mit offenen Sinnen in das Reich der Natur wie der Geschichte, entzünde deinen Geist an dem Schönsten, an dem Besten, an dem Wahrsten, was dir sich darbieten kann. Dann wird es dir leicht werden, eine andere Forderung zu erfüllen, die auch an dich mit Ernst gemacht wird: *Sei, was du bist und sein sollst, ganz!* Man hat es dir oft vorgeworfen, du seist in unserer gegenwärtigen Zeit nicht Knabe und nicht Jüngling genug; du brächest dir die Früchte unzeitiger Genüsse, die einem späteren Alter ziemen; es fehle dir der harmlos unbefangene Sinn, der gerne geniesst, was für ihn sich eignet, und gern entbehrt, was sich nicht schickt. Der Knabe spielt und sinnt und schafft und träumt, und ist in diesem seinem Thun so glücklich; er horcht und lauscht und schlürft in seine Seele ein, was Aug' und Ohr ihm letzt, was seinen Geist erregt und befriedigt; der Jüngling baut und schwärmt, entzündet und begeistert sich am edlen Stoff und lässt sich nicht durch des Zweifels kalte Hand, nicht durch des Unglaubens und der Bekrittelung starres Wesen in seinem Streben und Erkennen stören. Sei beim Spielen wie beim Lernen mit deiner ganzen vollen Seele, gib dich kindlich unbefangen hin, sei voll Vertrauen für die, die dich leiten und lehren, sei mit Einem Worte *jung in deiner Jugend!* Wenn wir denn auch in ein dunkles, ungewisses Jahr hinausschauen, das unserem Acker den Pflug und unserer Arbeit die Hand entziehen und abermals den Boden hier und dort den Strom mit theurem Blute färben könnte: — wir haben unter allem Wechsel, bei allem Sturm und Wetter Einen *Vorsatz* und Eine *Zuversicht*! Wir legen die Hand

an unsern Pflug und sehen uns nicht um, wir treiben emsig und gewissenhaft das uns befohlene Werk, wir wollen dem grossen theuren Vaterlande in unserer schönsten Rüstung dienen, das ist für euch und uns das Friedenswerk, das wir hier treiben, und, glaubt es uns, das ist der beste Dienst für das Ganze, wenn jeder Einzelne im Stillen und im Kleinen an seinem Platz und Theil *vollbringt das Seine*. Wir haben Eine *Zuversicht*: das ist der reiche Herr und Gott, der alle Dinge leitet. Ob auch die Menschen auf hohen Stühlen sitzen und ordnen nach ihrem Sinne die Geschicke der Völker; der in den Wolken thronet, lachet über sie und der Herr, Herr spottet ihrer, denn *sein* ist Anfang und Vollendung. Und ob sich auch in dem Dunkel der Gegenwart der Herr, der seine Kirche leitet, uns zu verhüllen scheint: o glaubt es nur, Er wird nach allem Diesen sich stärker offenbaren denn je zuvor; wir haben nicht umsonst vor zweien Tagen in seiner Kirche den Tag wieder begrüsst, welcher seine Erscheinung im Fleische auf Erden verherrlicht, wo eben darum die Kirche unter den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes freudig und dankbar des Worts und Evangeliums gedenket, das durch alle Völker und Zungen über die weite Erde hin verbreitet wird, und das Er nicht müde wird seinen Menschenkindern verkündigen zu lassen, bis dass alle Lande Gottes und seines Christi geworden sind. Scheint sein Lauf dann auch bisweilen einmal stille zu stehen: der Arm des Herrn ist unverkürzt, bald wird Er wieder kommen und sich offenbaren in seiner vollen, unvergänglichen Herrlichkeit. O dass doch fort und fort ein Strahl seines Lichts auch in unsere Augen und Herzen falle und uns erleuchte und entzünde! Amen.

---

9) Neujahrs-Ansprache an die versammelten Schüler der Flensburger Gelehrtenschule, d. 7. Januar 1850.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was Er dir Gutes gethan hat. Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von grosser Güte. Ich will dem Herrn

singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin. (Psalm 103, 1. 2, 8. 104, 33.)

Das ist rückhaltlos und unumwunden das fröhliche Bekenntniss, welches wir abzulegen uns gedrungen fühlen müssen Angesichts Deiner, liebe Jugend, auch vor dem nunmehr verflossenen Jahre, dessen vor dem Herrn, unserm Gott, mit Gebet und Danksagung zu gedenken die erste Stunde unseres Zusammenkommens im neuen Jahre uns mahnet. In Eurer Seele, um Euretwillen können wir das abgeschiedene Jahr noch mit dem Scheidegrusse des Dankes und der Liebe segnend begrüssen. Denn der Herr ist Euch gnädig gewesen in so vielfacher Weise; und ob auch das Leid, welches Er sendet zu irgend welcher Zeit, nimmer böse ist, sondern ein Wink treuester Mahnung und ein Mittel weisester Zucht in Seiner Hand: Euch ist Liebes und Gutes widerfahren in diesem Jahre gar reichlich, Leides aber gar wenig. Ihr wisset es zum Theil zwar wohl: der Menschen gar viele, die da draussen im Leben stehen und begreifen ernsten Sinnes die Zeichen dieser Zeit, und von denen gar manche Euch wohl besonders lieb und theuer sind, sie haben schwer getragen an diesem Jahre und vergleichen es dem Feigenbaume, den der Herr verfluchte, weil er keine Früchte trug, oder dem dürren Acker, der die gespendete Aussaat in keiner Ernte wiedergeben will, oder dem unfruchtbaren, tiefen und finstern See, der Alles in sich verschlingt, aber nichts aus seinem Schoosse zurückgibt. Vielleicht noch schwerer lauten die Anklagen wider ein Jahr, das mit viel Blut und Leichen, mit viel Opfern an Arbeit und Entbehrung dennoch nach Menschenbedünken zu keinem Ziele, zu keiner Ruhe gelangte. Und dennoch soll nimmer geleugnet werden, dass es auch an seinem Theile der erhebenden und grossen Momente, der gewaltigen und erschütternden Begebenheiten, die mahnende Fingerzeige des lebendigen Gottes waren, gar viele getragen hat. Wir wollen darum vor Dir besonders, liebe Jugend, an dem alten Jahre lieber *lernen* als darüber *klagen*; es wäre wahrlich nimmer recht und gut, wenn wir Dir rauben wollten, was Dein beneidenswerthester Vorzug ist. Die Bitterkeiten gehen ja so leicht und schnell an Dir vorüber, Du gleichst der Biene, die munter von Blume zu Blume fliegend das Süsse nur aus ihrem Kelche saugt. Was gut und schön und gross der Gegenwart Minute Dir darbietet, das geniessest Du in vollen

Maasse, die Gegenwart gehört Dir an, so ganz und völlig, Du vermagst sie auszubeuten und ihren flüchtigen Gewinn zu haschen, Vergangenheit und Zukunft — die Räume, darin sich des *Mannes* Sinn so ganz bewegt — liegen Dir meist noch so fern, nur die Vergangenheit steht Dir bisweilen wie gegenwärtig vor Deinen frischen Sinnen da. Wohlan denn, klage weder *um* noch *über* das vergangene Jahr, aber *lerne* von ihm. Wir sind hier ja nicht hinter dicken Klostermauern, an die des Lebens Welle niemals schlägt, wir sind hier mitten in dem vollen Leben und Ihr kehrt alle Tage wieder durch Eurer Familien und Häuser Kreis ins frische, volle Leben ein. Wir können und wir dürfen Euch den Blick in unsere Zeit, in die Geschichte unserer Tage nicht verhüllen, ob auch ihren tieferen Sinn zu ahnen und ihre Bedeutung zu erfassen Euch mindestens noch lange nicht gegeben ist.

Seht die verflossenen beiden Jahre an — ein ungleich Brüderpaar! Der eine war ein *Jüngling* voll überschwellend kühnen Muths; der junge kräftige Wein schien allzustark zu gähren, es schäumte über, und dennoch war dieser edle, feurige Jüngling der ganzen Liebe und Theilnahme werth.

Da ward ein anderes Jahr geboren, es war — ein *Greis*, doch nicht jener liebe, freundliche, ehrwürdige Greis, der kindlich auf ein froh und rein vollbrachtes Leben zurückschaut; es war ein grämlicher, verstörter Greis, der allzu rasch gelebt und darum seines Lebens Kraft und seinen frohen Muth verloren.

Lerne, *lerne*, Jugend von dem inhaltreichen Doppeljahr, das Dir nunmehr von Gott beschieden ist, „*Sei jung in Deiner Jugend*," lautete die Mahnung vor einem Jahre im Rückblick auf die damals vergangene *Zeit*; sie wiederholt sich heute Dir mit erhöheter Stärke, sie mahnet Dich noch einmal: brich nicht die Früchte vom Baum des Lebens allzu früh, aber leb' auch nicht zu rasch und ungestüm, gib Dich dem schönen Frühling, der Zeit der Knospen und der Blüthen Deines Lebens mild und harmlos willig hin.

Und wenn nun auf den Jüngling der Greis so jäh und rasch gefolgt, was für Hoffnung soll, was für Verheissung wird das kommende Jahr uns denn nun bringen? Es schwebe Euch und uns allen vor als *eines ganzen*, *vollen Mannes Bild*; es lasse unter der Obhut dessen, der auch den Zeiten Maass und Bahn

bestimmt, aus der stürmischen Begeisterung nach lähmender Abspannung die *frische*, *echte Thatkraft* erblühen; es halte uns und unserer Zeit das hohe Ziel wahrer sittlicher Kraft und Stärke vor, ohne die das in allen seinen Theilen morsche Gerüst des äussern Lebens bald rettungslos zusammenbrechen wird; es schaffe, dass im Sturm der wild bewegten Dinge unser Herz uns fest werde, das aber geschiehet durch Gnade. — Was aber sollst, was kannst *Du* denn näher dabei thun, liebe Jugend, mit Arbeit wie mit Gebet, auf dass Dein Antheil an dem Dir beschiedenen Jahre ein reicher Segen werde?

Die christliche Kirche feiert am ersten Sonntage nach Neujahr *die Flucht des göttlichen Kindes nach Aegypten.* Die hochbegnadigte irdische Mutter — so hoch, wie keine andere Mutter mehr — flieht vor einem finsteren Tyrannen in das entfernte schützende Bergungsland, sie rettet *ihr* Theuerstes nicht bloss, nein das *Beste* und *Herrlichste* überhaupt, was Erd' und Himmel haben.

Gibt es denn keine *Mächte* mehr in unserer Zeit, vor denen wir zu fliehen haben? Ziehen keine finsteren Gewalten durch dieses Leben hin, die, aus dem Geist der Liebe nicht geboren, das Mal der Knechtschaft, den Fluch der Sünde an der Stirne tragen? Hat denn die Lüge und die Bosheit, die wüste Sucht nach äusserem Gewinn, der Unglaube und die Weltlust, die Willkühr und das Unrecht, die Rohheit und die Tyrannei keinen Raum mehr auf dieser Welt? O schweige, meine Rede, zu düster sind die Farben, die Deine Antwort für ein richtiges Gemälde nehmen muss.

Oder haben wir kein *Kleinod* mehr, das wir bergen müssen mit unserer Seelen emsigster Hut an einen sichern, ungestörten Bergungsort? — Seele, lebst Du noch und willst Du Dein heiligstes, Dein unveräusserliches Besitzthum gedankenlos verschleudern? Das Brod, das Dich ernährt, wächst nicht auf dem wüsten Boden dieser Welt, es gedeiht vielmehr in einer reinen, heitern Höhe, wohin das Dräuen und das Toben von unten niemals reicht, wenn man auch solche heilige Hügel gern ebnen oder in den Abgrund stürzen mögte. Es ist ein Gut, das unsichtbar und unscheinbar, doch auch unerreichbar und unübertrefflich ist; es ist in seiner letzten, schönsten Frucht jener stille, heilige Friede, in welchem wir unbefleckt und unsträflich erfunden werden sollen vor dem Herrn (2 Petr. 3, 14.).

Aber sage mir: wo ist der sichere *Bergungsort*, wo ist ein Zoar oder Pella, wohin wir den besten Schatz des Lebens flüchten sollen? — Noch sind der verborgenen und sichern Oerter viele da. Geh hin, wo bei den hellen Lichtern vom reichbesetzten Gnadentisch die Gaben immerfort gespendet werden für Alle, die berufen sind, wo klar und rein aus unversiegter Quelle das Wort des Lebens strömt, die Botschaft von der heilsamen Gnade, die für Alle offen ist, verkündigt wird, geh in der *Kirche* friedlich stillen Raum. Komm her in diese geschäftig frohe, arbeitsvolle Werkstatt, darin gezimmert wird am Bau des Geistes, dass er der grössten Himmelsschätze treuester Hüter und Bewahrer sei, darin gearbeitet wird an jenem unsichtbaren Reich der Wahrheit und der Liebe; komm in der *Schule* friedlich stillen Raum. Kehr' wieder ein an jenen traulich warmen Heerd, wo noch der Liebe Flamme nicht erloschen, der Sitte Einfalt nicht getrübt, des Lebens Ernst noch nicht entweiht ist, ob's auch nicht allzu oft mehr sein reines Bild entfaltet, kehr' immer wieder ein in das *Hauses* friedlich stillen Raum. Das mögen Deine besten Berge sein, wohin Du Dich mit Deinem Kleinod retten sollst.

Und was ist *Dein* Kleinod denn, geliebte Jugend, was *Du* zu hüten hast? Du kannst mir Vieles nennen, es ist gross und schön, aber Eins ist doch das Unvergängliche und Allumfassende. Es ist Dein *Christenthum*, das auch Du schon bewähren kannst und sollst, wenn auch zum kleinsten Theile nur; nicht in seiner Höhe, Tiefe, Länge, Breite, dennoch schon in Einem Puncte der von ihm ausströmenden sittlichen Kraft, dem stillen, sorgsamen, geschäftig ernsten *Fleisse*. Mache Dich auf — ist auch zu Dir geredet, Du kleines Zion dieser frohen Jugendschaar — werde Licht, denn Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über *Dir* (Jes. 60, 1.). Und wenn Gott *Dir* den Geist des Fleisses und des willigen Gehorsams, der treuen Hingebung an jeden Unterricht und jede Weisung, *uns* aber das rechte Wort auf unsern Lippen, den frohen Geist der innigen Zufriedenheit in Eurem lieben Kreise, den Sinn der Hoffnung und Geduld in voller Glaubensstärke gibt; dann preisen wir zum Schlusse auch dieses Jahrs, wie wir zum Anfang schon gebetet haben:

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was Er dir Gutes gethan hat. Barmherzig und gnädig ist der

Herr, geduldig und von grosser Güte. Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin. Amen.

---

10) Die Schule im Kampfe mit der Welt.[1]

Weise mir, Herr, Deinen Weg, dass ich wandle in Deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem Einigen, dass ich Deinen Namen fürchte. Ich danke Dir, Herr, mein Gott, von ganzem Herzen und ehre Deinen Namen ewiglich. Wende Dich zu mir, sei mir gnädig; stärke Deinen Knecht mit Deiner Macht. Thue ein Zeichen an mir, dass mir's wohl gehe, dass es sehen, die mich hassen, und sich schämen müssen, dass Du mir beistehst, Herr, und tröstest mich. (Ps. 86, 11 f. 16 f.)

Ich kann es mir nicht versagen, mit diesen Worten des Dankes und der Fürbitte aus dem Munde des frommen Königs im alten Bunde vor Dich hinzutreten, liebe Versammlung, in dieser für mich so ernsten und wichtigen Stunde. Ich komme ja zu Dir wie ein vom Sturm auf den Wogen des Lebens umhergetriebener, der wieder einkehrt in eine stille Freistatt; ich begrüsse das hier mir vertrauensvoll dargebotene Amt als einen Hafen, in den ich endlich wieder einlaufen und alle Sorgen und Drangsale der schweren drei letzten Jahre, die nun hinter uns liegen, vergessen darf. Und da mahnet mich denn gleich beim Eintritt in diesen Raum, wohin eine sinnige Wahl mich geführet hat, der über uns Allen hier gemeinsam sich wölbende Friedensbogen dieses einfach-edlen Gotteshauses, dass der Herr aus aller Unruhe des Lebens doch wieder zum stillen Frieden führt, und nachdem er uns eine Weile gezeigt, dass wir hienieden als seine Pilger zu wandeln haben, uns doch auch wieder seine Bürger werden lässt auf Erden.

Ich sass so still bei meiner Arbeit, ganz und freudig dem Wirken hingegeben, zu welchem ich hier nun wieder neu berufen

---

1) Antrittsrede bei Uebernahme des Directorats des Friedrich-Franz-Gymnasiums zu Parchim, gehalten d. 28. April 1851 in der St. Georgenkirche daselbst.

bin, und liess die Stürme einer gewaltig erregten Zeit an mir vorübertoben. Aber siehe, da schlugen sie auch an meine wie an so vieler Genossen und Brüder stille Pforten hinan, und drangen ins Innere hinein, und liessen uns keine Ruhe, weil Willkühr und Gewalt, zu der sich Hohn und Frevel an dem Heiligsten gesellten, uns das theure Erbtheil zu entreissen drohten, das wir von unsern Vätern überkommen und auch im Sturm der Zeiten zu bewahren durch eidliches Gelöbniss uns verpflichtet hatten. Ueber jenes arme Land, darin ich wohnte, war eine Stunde und Macht der Finsterniss gekommen; und wir, die wir mit der nackten, aber treuen Wehr des Herzens und der Liebe das uns von Gott gegebene Kleinod schützten, so lange es vergönnt war, wir wurden gewaltsam hinausgestossen aus Allem, was uns an Gütern dieses Lebens lieb und theuer war. Ich will es nicht entscheiden, ob wir die rechten Söhne des Hauses waren, die wir die Güter des Hauses und die Rechte seines Herrn zu wahren suchten: das aber weiss ich, dass es nicht die Söhne des Hauses, sondern die Kinder der Unfreien gewesen sind, die uns hinausgestossen haben. Schwer und schmerzlich aber musste es sein, unfreiwillig aus einer Wirksamkeit zu scheiden, wo die, welche zunächst zusammen standen und gemeinsam arbeiteten am schönen Werke, wie Brüder unter einander, die aber, auf welche wir unsere Arbeit richteten, wie Söhne um uns waren. Aus solchem Kreise, nach solchen Erlebnissen komme ich denn, nicht mehr widerwillig, vielmehr freudig und getröstet zu Dir, liebes Land und liebe Stadt, an schönen Hoffnungen und vielleicht an fröhlichem Muthe ärmer, an schwerwiegenden Erfahrungen aber und — gebe Gott! — an Demuth reicher. Ich komme zum zweiten Male in eine zweite Heimath, und Du darfst nicht mit mir darum hadern, dass ich, von Dir so treu und liebevoll gerufen, die erste nicht williger und rascher dran gegeben habe. Klammert sich ja doch der Schiffbrüchige zuletzt noch um das schwache Brett, das ihm der Rettung letzte Hoffnung ist; — und wäre ich Dir mehr werth, wenn ich mit weniger Treue an dem Lande gehangen hätte, das mich geboren und dessen schwerste Prüfungen ich getheilt? Nun habe ich, wenn auch mit wundem Herzen, mich losgerissen, um ganz Dein zu sein, und finde hier in Deiner Mitte, bei Deiner Jugend eine schöne, stille Stätte friedevoller Wirksamkeit.

Oder wäre es denn etwa keine *Friedensarbeit*, die mir bei Dir gewiesen ist? kann es etwas Friedlicheres geben als die Jugend in der empfänglichsten, frohesten und frischesten Zeit des Lebens zu führen, die Heiterkeit ihrer Spiele in den Ernst der höheren Güter und Gaben des Geistes hinüber zu ziehen und mit ihr unter lebendiger Theilnahme die edelsten Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens zu durchwandern? Ist denn nicht die Beschäftigung mit der Weisheit, zu der aller Unterricht und alle Erziehung führen soll, das lauterste und harmloseste und erquicklichste Werk, das wir in diesem Leben voll Unruhe und Mühseligkeit treiben können? Was aber Weisheit ist und woher sie kommt, das wird hier gelehret mit aller von Gott verliehenen Kraft; jene Weisheit, so aller Kunst Meister ist, — wie es in einem schönen alten Worte heisset (Weish. Sal. 7, 21. 25—27. 8, 7.) — die da ist das Hauchen der göttlichen Kraft und ein Strahl der Herrlichkeit des Allmächtigen; darum kann nichts Unreines zu ihr kommen. Denn sie ist ein Glanz des ewigen Lichts, und ein unbefleckter Spiegel der göttlichen Kraft, und ein Bild seiner Gütigkeit. Sie ist einig und thut doch Alles. Sie bleibt, das sie ist, und verneuert doch Alles; und für und für gibt sie sich in die heiligen Seelen und macht Gottes Freunde und Propheten. Sie lehrt Zucht, Klugheit, Gerechtigkeit und Stärke, welche das Allernützeste sind im Menschenleben.

Und dennoch, so lieblich ihr Klang, so rein ihr Gehalt und friedlich ihr Wirken ist: es darf nicht verschwiegen werden, am wenigsten an diesem Tage, dass solche Weisheit nicht gewonnen wird in der Ruhe eines mühelosen, behaglichen Lebens, sondern dass sie die ausschliessliche Frucht eines angestrengten Fleisses und eines ruhelosen Kampfes, eines *Kampfes mit uns selbst und mit der Welt* ist. Die sinnigen Dichter des Alterthums wussten es wohl und bezeugten es laut, dass vor alle Tugend der Schweiss gestellt und die Arbeit als Preis für die Güter des Lebens gesetzt ist. Das Christenthum aber verlangt den ganzen Ernst der Entsagung und Selbstverläugnung, die saure Mühe der Erstickung alles Eigenwillens und aller Selbstsucht des natürlichen Menschen, ob es auch im letzten Grunde nicht liegt an unserm Laufen oder Wollen, sondern allein an der göttlichen Gnade. Und gleichwie Christus nicht in die Welt gekommen ist, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, so geht auch Niemand zum Verhof

seines

seines heiligen Tempels ein, der nicht mit der Waffenrüstung seines Geistes angethan ist. Wer aber dahinein nicht treten will, der kann einer wahrhaften und tiefen, dem Leben wie der Bestimmung des Menschen dienenden Bildung, jener wahren, im Buche der Bücher wie im Liede der Völker gleich sehr gepriesenen Weisheit nicht theilhaftig werden. Denn was die Alten von jenem an den Felsen geschmiedeten Erdensohne dichteten, der dem Himmel das Licht entwandt, das gilt zur Stunde noch in ungeschwächter Wahrheit; und das Pflücken vom Baume der Erkenntniss führt eben so oft und leicht vom Ziele ab als zu demselben hin, und je höher die Bildung eines Zeitalters sich hebt, je reicher und umfassender das Alles beherrschende Wissen, Denken und Erfinden ist, desto grösser und drohender wächst die Gefahr, dass der Mensch sich verirre, und obwohl geschaffen nach dem Ebenbilde des Höchsten und berufen zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, doch hinab sich stürze in jenen Strudel des Abgrunds, dahinein die verwüstete Sitte und das entheiligte Leben ihre Opfer ziehen.

Ich sollte billig nicht so ernst und trübe reden an einem festlichen Eingangstage, wie es der heutige ist. Und doch, liebe Jugend, muss ich Dich und mich heute mahnen an die grosse und schwere Aufgabe, die uns mit und für einander gegeben ist. In einer Zeit, wie die ist, in der wir stehen, in welcher jene Zukunft vorbereitet wird, die Dich leben und wirken, handeln und leiden sehen wird, wäre es vermessen oder gewissenlos, Deinen kindlich unbefangenen, jugendlich harmlosen Sinn mit neuen Täuschungen zu füllen, deren die Gegenwart schon so unendlich viele hat; Dich ungewarnt und arglos hinzustellen in eine Welt, die voll der innersten Widersprüche und tiefsten Zerrüttung ist, die gerade in unsern Tagen die einfachsten und edelsten sittlichen Begriffe völlig verwirrt hat, die Umsturz und Gewaltthat mit dem Namen des Rechts und der Ordnung schmückt, Willkühr und Heuchelei in das Gewand der Frömmigkeit verkleidet und, wie es in jener alten lebensvollen Sage erscheint, die letzten guten Geister dieser Erde, die Wahrheit und Gerechtigkeit, aus dem Leben der Völker verschwinden lässet. — Fühle ich heute die ganze Schwere *meines* Amts, so muss ich Dich auch mahnen an *Dein Amt*, mit welchem Namen schon unsere Väter Deine Aufgabe bezeichneten, an das Amt des treuen

Fleisses, des willigen Gehorsams, der guten Sitte und der strengen Zucht.

Es kann Dir nicht entgehen, liebe Jugend, dass Du bevorzugt bist vor so Vielen Deines Alters, die einfach an der Hand des göttlichen Worts und nützlicher menschlicher Kenntnisse für das bürgerliche Leben vorbereitet werden. Je mehr Dir aber geboten wird, desto mehr wird auch von Dir gefordert werden. Und wenn es aller öffentlichen Erziehung letzte und lauterste Aufgabe ist, mit klarer, bewusster Einsicht zurückzuführen zu dem, was unser von Gott uns mit auf die Welt gegebener *Beruf*, was unsere ursprüngliche Menschenbestimmung ist, so wird das gemeinsame Sinnen und Arbeiten darauf zu richten sein, dass alle Hindernisse beseitigt werden, die diese gerade Bahn verdunkeln und verwirren. Aber wenn Du nicht angeleitet und ausgerüstet worden bist, mit des Geistes schärfsten Waffen die Welt zu bekämpfen und zu überwinden, dann wird unsere Arbeit fruchtlos und ohne Segen sein.

Du weisst, es zieht sich mitten durch das bunte Leben und die engverschlungene Geschichte der Völker von Anbeginn ein *scharfer Gegensatz* hindurch, der, wenn auch bisweilen verworrener oder eingehüllter, doch heute noch so gut besteht, wie in jenen ersten Tagen der Menschheit, wo mitten in ihr die Söhne Gottes von den Kindern der Menschen unterschieden werden. Und derselbe Zug jener Abwendung von dem Höheren, jener Vernichtung des eigenen Seelenadels, jener Dahingabe an die Macht der Sünde zieht sich unter der verschiedenartigsten Gestalt durch alle Geschlechter und Zeitalter hindurch. Bald ist es *die Eigenliebe und der Sinnendienst* oder *der Leichtsinn und die Stumpfheit*, welche dumpf und schwer auf dem Menschen lasten, der, allem Höheren entfremdet und abgeneigt, nur das Eigene und Irdische sucht, dem Nutzen und dem Lohne ausschliesslich dient; der nur das begehrt, was ihn an diese Scholle kettet, was ihm kurzdauernden irdischen Genuss gewährt, ihm aber dafür die ewigen Freuden des Geistes für immer raubt. Oder ist es eine wirkliche Barbarei, ein *Hass der Bildung und Gesittung*, eine Verfolgung edler, dem gemeinen Dienst der Erde sich entwindender Bestrebungen; und mehr als ein tiefer blickender Geist hat schon das Herannahen einer solchen finstern Macht im Geiste vorausgeschaut, wie es die Geschichte auch der christlichen Jahrhunderte erfahren hat von jenem fernen Lande an, wo sich alle Bildung und christliche Gesinnung vor der Wuth der Verfolger in die einsamen Gebirgswälder flüchten musste, bis zu jenem uns näher liegenden Ländchen hin, wo man jetzt einem frommen Volke in seiner Muttersprache, der einzigen, die es kann, zu beten und zu singen wehren will. Oder es ist die *Gedankenlosigkeit*, die *Unempfänglichkeit für den Zusammenhang der*

ganzen Weltregierung, es ist jene Taubheit gegen die grossen Thaten Gottes in der Weltgeschichte, die lieber die Gegenwart mit ihren tausend Fäden sinnlos abreisst vom Mutterschoosse der vergangenen Tage, in welchen sie geworden, die das eigene armselige Ich zum Mittelpuncte der Geschichte macht und mit der Stunde der eigenen Geburt oder des erwachenden Bewusstseins einen neuen Anfang der Dinge beginnen zu müssen meint. Doch ich will Dir nicht alle die feindseligen Mächte vorführen, deren dereinstige nähere Kenntniss Dir in steigendem Maasse die Wahrheit offenbaren wird, die in dem Worte des Herrn gegeben ist: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet. Die edle Entsagung wird seltener, das Leben für Ideen und geistige Güter nimmt ab und der materielle Sinn überwuchert Alles.

So hineingestellt in eine von wirren Richtungen durchzogene Welt bist auch Du, liebe Jugend, und die Schule, die Dich führt, zum *ernsten Kampfe* berufen, ohne welchen Dein Leben nimmer glücklich und Dein Herz vor Schmerz und Sorge nie bewahrt bleiben wird. Aber wenn wahrhaft der Geist in Dir lebt, der der Geist einer echten, einer deutschen Jugend ist, so bist Du zum Ringen und Kämpfen nur allzusehr bereit, und es wird vor allen Dingen nur darauf ankommen, dass Du auf den rechten Kampfplatz und in eine würdige Bahn eingeführt werdest. Siehe darum und beherzige es immer wieder aufs Neue, was es denn ist, was Dir hier geboten wird in seinem ganzen Umfange, was die Schwingen Deiner Seele höher heben und Dir die Kräfte des Geistes und des Herzens, des Willens und des Muthes geben kann, womit Du auch im schwereren Berufe bestehen wirst, wenn Du Dich hast leiten lassen von dem höheren Zuge, der auch Dich von oben her sucht und lenkt.

Auch Deinem Auge, liebe Jugend, ist es nicht entgangen, wie sich die *Weltgeschichte* in *zwei grosse Hälften* theilt, die sich an einen gemeinschaftlichen Mittelpunct anlehnen, der das Ende der einen und der Anfang der anderen ist, von welchem aber erst auf beide das rechte Licht und die volle Klarheit fällt. Aus jener ersten ragen besonders *zwei Völker* hervor, welche nicht bloss gross an sich gewesen sind durch ihre geistbeherrschende und weltgebietende Macht, sondern auch gewaltig dastehen durch den Einfluss, den sie noch lange nach ihrem Tode über die zweite Hälfte der Weltgeschichte bis in unsere Tage hinein üben. Wer das Leben dieser Völker nicht im Geiste durchleben will, der ist nicht im Stande, die Gegenwart recht zu fassen, ihre tieferen Gründe und höheren Bedürfnisse zu erkennen, der bleibt ein Fremdling mitten in seiner Heimath. Wiederum in der zweiten Hälfte ist es die Geschichte und das Geistesleben *unseres eigenen Volkes*, in welches die Kämpfe und Bestrebungen der ganzen Bildung und Gesittung unseres Erdtheils aus dem Ge-

biete des Geistes wie der Natur, der Wissenschaften wie der Künste, gleich reichen Strahlen zu Einem Brennpuncte, zusammenlaufen, so dass ohne die tiefere Erkenntniss dieses eigenthümlich reichen und wunderbar umfassenden Gebiets das Wesen und der Charakter der Gegenwart wie der ganzen neueren Zeit nicht begriffen werden kann. Zwischen diesen beiden grossen Hälften steht mitten inne, Alles beherrschend und durchdringend, *das Christenthum*, und kann an ihm die eine Seite, die es noch nicht hat, aber sich mannichfaltig dafür vorbereitet und vielfach darnach sehnt, und die andere, die es hat in solchem Maasse und Grade, so innig mit dem eigenen Geiste desselben verschmolzen und verwebt, dass es von demselben in keiner irgend bedeutungsvolleren Erscheinung und Lebensäusserung getrennt, in keinem Stücke für sich allein erklärt werden kann, ganz und allein gemessen werden. Und die Weisheit unseres Gottes hat doch gewollt, dass wir an der einen Seite, dem Alterthume, die ganze Kraft des *rein auf sich gestellten*, an der andern aber, der christlichen Welt, die Vorzüge und Segnungen *des durch seine Gnade gehobenen Menschen* erkennen sollten. Darum ist es auch ein besonderer Vorzug, wem es geboten wird in seiner Jugend sich in diese Hallen hineinführen zu lassen und wenigstens so weit darin heimisch zu werden, dass ihm der wunderbare Plan und das grosse Ziel verständlich wird, wozu die Entwickelung der Menschheit in allen ihren Führungen und aller scheinbaren Verwirrung dennoch klar und fest bestimmt ist. Geh mit uns diesen Gang, liebe Jugend, wir wollen dazu nach bester Kraft und Einsicht Deine Führer sein. Weile gern mit uns in jenem fernen, milden Süden, wo unter einer freundlicheren Sonne die Kunst in Rede, Lied und Bild dem Auge des Leibes wie des Geistes die ewigen Wahrheiten in schönsten Formen offenbaret, und ein kleines, auf ein gar enges räumliches Gebiet beschränktes Volk der Welt die Gesetze des Schönen geschrieben und ausgeprägt hat, die noch zur Stunde gelten; bewundere jenes Volk, das sich selber zu vergessen, seine Wünsche und Befriedigungen dem Gemeinsamen zu opfern und in dem irdischen Vaterlande sein höchstes Kleinod zu lieben durch Wort und That ermahnte; lerne von jenem anderen, das, unscheinbar seinem Ursprung nach, so riesenmässig wuchs und doch, als jene Sitteneinfalt, jene entsagungsvolle Seelengrösse seiner alten Helden, jene Hingabe an den Einen Zweck der Macht und Grösse des äussern Lebens zu weichen anfing, schon des Todes Stachel sich ins Herz gedrückt, und setze Dich dann auf die Trümmer dieser bewunderungswürdig reichen Welt, und traure, dass alle irdische Herrlichkeit in Staub zerfällt. Aber folge uns dann auch auf ein anderes Gebiet, wo durch die schwache Hülle des äusseren Menschen *der Geist mit seiner überwindenden Kraft und Klarheit* hindurchbricht, wo

die äussere Grösse zwar zurücktritt, aber dafür des Geistes Macht desto grossartigere Schöpfungen, desto reichere Saaten hervorbringt, — zum Beweise, dass der Geist allein lebendig macht, das Fleisch aber nichts nütze ist. Und doch, als ob dem Geiste seine überragende Geltung streitig gemacht oder seine Macht und Aufgabe dadurch nur in ein um so helleres Licht gestellt werden sollte, erhebt sich gerade hier die *Natur* in immer mächtigerer und reicherer Gestalt, beherrscht das Leben, gestaltet die Verhältnisse der Völker, die Künste und Gewerbe um, zieht selbst die Sitte und die Tugend in ihre Dienstbarkeit und mahnt mit einem furchtbaren Ernst: dass wir ihr reiches, geheimnissvolles, zauberisches Wesen uns nicht, statt eines Segens, zum Fluch verkehren sollen, was dann unausbleiblich ist, wenn wir nicht mit aller Kraft darnach ringen, dass wir sie erkennen und begreifen, damit sie dem Geiste, dess die Herrschaft ist, unterthan bleibe immerdar.

Das ist es, liebe Jugend, was wir Dir gerne bieten, womit wir Dich ausrüsten mögten zu allem Streit und Kampf des Lebens. Wir mögten Dir vorführen das *Alterthum* mit seiner ganzen reichen Herrlichkeit, die doch verschwunden und zertrümmert ist, aber auch mit der ganzen Blüthenfülle seines Geistes, die unvergänglich lebt; das *Christenthum* mit seiner Krippe und seinem Kreuz, aber auch in seiner Kraft, die Alles durchdringt und überwindet, und in seiner ursprünglichen Reinheit, wohin es deutscher Glaube und deutscher Muth zurückgeführt, wornach die Schrift des Glaubens und der Glaube des Lebens alleinige Richtschnur ist; das *deutsche Volk* mit der ganzen Tiefe seines seelenvollen Wesens, und doch dabei in seiner tiefen, schmerzlichen Zerrissenheit; beherrschet von des Zufalls kleinen Mächten, und dennoch herrschend über alle Gebiete des Geistes und der Natur mit seines Denkens und seines Wissens Fülle; von Stimmen des Unglaubens und der Zweifelsucht durchkreuzt, wie sie in keiner Sprache mehr ertönen, und doch das Evangelium so tief und fest in seinem Busen tragend, wie kein anderes Volk der Erde mehr. —

Jugend, willst Du ferner folgen, wie Du bisher gefolgt auf dieser Bahn? willst Du mit frischem Herzen und williger Liebe *auch mir* folgen, nicht bloss mit des Gesetzes und des äusseren Zwanges Kraft? Denn ohne diese Liebe bleibt aller Segen fern. Dann rüste Dich mit frischem, starkem Muthe; Ihr Vorgeschrittenen, eilt ihr voran, Du jüngere Schaar, jage Du freudig ihnen nach. In solchem Wettlauf wird auch das Schwerste wohl gelingen. Aber dazu musst Du mit reinen Händen nahen. Wer an dem Kleinen und Gemeinen hängt, wer sich gern in bequemer Ruhe und schlaffer Trägheit wiegt, wer nur dem Sinnendienste, der eitlen Ehre, dem irdischen Gewinne fröhnt, der ist des edlen Dienstes, der hier gefordert wird, nimmer würdig. Man macht

Deinem Alter in unserer Zeit überhaupt den Vorwurf, dass es die Ehrfurcht und die Pietät verloren, den freudigen Gehorsam und die bescheidene Anspruchslosigkeit entbehre und keines höheren Sinnes, keiner wahrhaften Begeisterung mehr fähig sei. — Jugend dieses Orts und dieser Schule, vernichte Du an Deinem Theile diese Vorwürfe und zeige ein offenes, freies Herz und eine hingebende, reine Liebe. Ich will mich ganz und freudig Deinem Dienste weihen, Du musst mir aber auch durch Deines Strebens Frische und durch Deines Lernens Emsigkeit, durch kindliches Vertrauen und willigen Gehorsam, die schwere und verantwortliche Pflicht erleichtern, die ich an diesem Tage mit Deinen geliebten Lehrern gemeinsam übernehme.

Hochverehrte Männer, in welchen diese Schule ihre *Vorgesetzten* liebt und ehrt, Sie sehen, nicht leicht noch klein steht vor mir die schöne Aufgabe, zu der in unermüdlicher Fürsorge Ihr ehrendes Vertrauen und Ihres Fürsten Gnade mich berufen hat. Ich mag mir aber auch nicht klein und niedrig das Ziel stecken, das eine für Ihre Stadt wie für Ihr Land so wichtige Pflanzschule der Jugendbildung zu verfolgen hat; an einem Tage, wie der heutige, erhebt sich die Betrachtung so gern zu einem höheren Schwunge und freieren Standpuncte. Ich weiss aber, wie klein meine Kraft ist gegenüber der schweren und verantwortlichen Pflicht, die durch Ihr Wohlwollen und Ihre Nachsicht nur noch erhöhet wird. Ich bin aber auch nicht gekommen, ohne mir die Schwierigkeiten wie die Aufopferungen zu vergegenwärtigen, unter welchen diese theure Lehranstalt gebauet ist und erhalten wird; ich weiss, wie schwer insbesondere meine Arbeit sein wird, wenn bei steigenden Ansprüchen die Erwartung befriedigt werden soll, welche durch eine Anstalt hervorgerufen werden muss, die als ein hellleuchtendes Beispiel dasteht, *wie mit verhältnissmässig geringen Mitteln ausserordentlich Vieles und Grosses erreicht werden kann;* wenn ich nicht unwürdig erscheinen soll, der *Nachfolger eines Mannes* [2]) zu sein, der in hingebender Liebe und gewissenhafter Treue für seinen Beruf mir ein unerreichbares Vorbild bleibt. Aber es ist ein schöner Zug und Segen in dem Vertrauen, womit Sie mich empfangen; bewahren Sie mir dasselbe, ohne dieses fehlt dem Strome meines Wirkens die Quelle, aus der es fortwährend Nahrung schöpfen muss. Insonderheit danke ich auch Ihnen, hochwürdiger, geliebter Mann [3]), der Sie, wie der erste Hirte dieser Gemeinde, so

---

2) Oberschulrath Dr. *Joh. Zehlicke*, welcher, seit 1827 Director des Gymnasiums, sich um die Gründung und Fortbildung desselben die ausgezeichnetsten Verdienste erworben hat.

3) Superintendent und Protoscholarch *Schliemann*, dessen Rede gleichfalls im Druck erschienen ist.

der *erste Führer* unserer Schule sind, für das schöne Wort der Mahnung und Tröstung, womit Sie mich beim Eingang in das mir hier gewiesene Werk gehoben und erquickt haben. Ja wohl — auch ich bekenne es frei und offen — es soll auch hier kein anderer Grund gelegt werden als der da gelegt ist; und wie ich mich auf diesem Grunde mit Ihnen in wohlthuendster Uebereinstimmung weiss, und es mit Ihnen auch erkenne, dass unserem Volke, wenn es noch wieder eine schöne Zukunft haben soll, mit keinem anderen Mittel geholfen werden kann, so wünsche ich nichts inniger, als dass, wie auf dieser Ihnen theuren Gemeinde, so auch auf unserer Schule fort und fort Ihre betenden und segnenden Hände ruhen mögen.

Theure Mitarbeiter an demselben Werke, die ich fortan als meine Brüder und Genossen grüssen darf, ich komme zu Ihnen mit einem Herzen voll Anerkennung und Vertrauen. Ich weiss, wie schöne, edle Kräfte in diesem Vereine der Anstalt von Gott gegeben sind; ich weiss, wie auf so weit umfassendem Gebiete gar *mancherlei* Gaben und *verschiedene* Kräfte wirksam sein müssen, ohne welche das Einzelne und eben darum auch das Ganze nicht gedeihen kann. Halten wir unverrückt ein Jeder das gemeinsame Ziel vor Augen und erkennen dann willig und freudig die Mitarbeit des Andern an. Und hat dann Einer eine Blume gepflegt und gezeitigt auf seinem Felde, die dem Ganzen zur Zierde und zum Frommen gereicht, dann pflanzen wir sie gern in diesen Garten unserer Jugend und freuen uns Alle innig des Gedeihens. Lassen Sie uns nie dem Erbfeinde alles Guten in der Welt die Freude gönnen, dass sich die schönsten Kräfte, statt segensreich zu Einem Ziele zu führen, durch Mangel an Gemeinschaft gegenseitig selbst zerstören. In diesem Sinne und Geiste bitte ich Gott, dass er den Bund segnen wolle, den wir an diesem Tage schliessen.

Und hätte ich Ihnen denn, *hochgeehrte Väter und Vertreter dieser Stadt*, Dir, *liebe ganze Versammlung*, am heutigen Tage nichts zu sagen? O, soll eine Schule, so wichtig für die ganze Stadt, so eingreifend in ihre erntesten und tiefsten Bedürfnisse, wahrhaftig ihres Wirkens froh werden und ihr schönes Ziel erreichen, so bedarf es nach wie vor der regsten Theilnahme und wirksamsten Beihülfe von Ihrer Seite, weil ohne des Hauses fromme Sitte und strenge Zucht, ohne das lebendigste Vertrauen und Entgenkommen der ganzen Stadt die schwere und verantwortliche Pflicht, die wir haben, niemals erfüllt werden kann. Bewahren Sie uns dazu Ihr eifriges Wohlwollen für unsere Anstalt, die eine Zierde Ihrer Stadt ist, Ihr herzliches Vertrauen gegen die Lehrer und Ihre treue Liebe zu unserer Jugend.

Aber allen den Pflichten, Sorgen und Verantwortungen gegenüber fühlt sich die Seele so schwach und klein mit ihrer Kraft

und ihrem Muthe. Sie hebt sich dahin, wohin die hohen Räume dieser Kirche rufen, wohin mich auch das Wort gewiesen, durch welches ich hierher geführt ward, — zum ernsten, freudigen Gebete; und es stimmt darin ein das Gebet der theuren Väter dieser Schule und dieser Stadt, der Lehrer, die die Jugend führen, der Jugend selber, für deren Heil wir arbeiten, dieser ganzen Versammlung, in der so mancher Vater und so manche Mutter sitzt, die ihr Liebstes auf der Welt uns anvertrauen:

Herr, Du treuer, starker Gott, gib Du denn Segen und Gedeihen fort und fort zu diesem unserem Werke! Du hast verheissen einmal in Deinem Worte, das untrüglich ist: Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt (Ps. 84, 7.). O schmücke uns mit Deinem Segen *in all unserem Thun!* Und da es ja gar nicht abhängt von unserer Kraft und unserem Thun allein, da Alles rings um uns her dazu mitwirken, helfen und fördern muss, so segne diese *ganze Stadt* mit allen ihren Häusern und allen Seelen darin; segne dieses *ganze Land* und den Du an die Spitze dieses Landes gestellt hast, *den Fürsten dieses Landes*, nun auch *meinen* Fürsten und Landesherrn! — Du hast mich, Herr, mit dem Beginne meiner Arbeit hier bedeutungsvoll in eine schöne Zeit gestellt. Blicke ich ins äussere Leben hinaus: welch ein gewaltiges Regen und Bewegen aller Kräfte und Triebe in der Natur, da keimt und grünt es überall, und auf die Bäume in unseren Gärten hast Du den ersten Blüthenschmuck gelegt. O mache diese unsere Jugend zu einem Gar[illegible] [illegible] alle Kräfte sich regen und bewegen, wo Alles keimt und grünt und blüht, damit es einst die rechte Reife finde! — Und hier im inneren Leben, wie der Kirche Gang und Bahn uns führt, stehen wir auf dem Wege vom offenen Grabe des auferstandenen Heilands bis hin zu jener Höhe, wo der heilige Geist ausgegossen und seine Kirche gepflanzet wird. O führe, Herr, auch uns mit unserer Jugend aus allem Tod der Erde und aller Nacht des Lebens durch die Kraft Deiner Auferstehung zur Höhe Deines Geistes! Amen.

Halle,
Druck der Waisenhaus-Buchdruckerei.





